

Laurids Bruun

Aus dem Geschlecht der Byge

ERSTES BUCH

1. KAPITEL

Das Geschlecht der Byge reicht bis in die graue Urzeit zurück. Es ist ein Bauerngeschlecht, aber von jener alten nordschleswigschen Rasse, die nie Leibeigenschaft und Pacht gekannt hat. Seit undenkbaren Zeiten lebten sie als Herren auf eigenem Grund und Boden und gehorchten nur dem eigenen Willen.

Es war Angelnblut, das zuerst in ihren Adern rollte. Es war Angelnblut, das auf den meilenweiten, flachen Wiesen graste. Aber sowohl das Blut des Geschlechtes wie das des Viehs wurde im Lauf der Zeiten mit anderem vermischt.

Hanseaten kamen und trieben Handel und wurden auf dem fetten Boden ansässig. Kriegersleute, die mit fremden Kriegszügen gekommen waren, ließen sich im Lande nieder, als die trägen Zeiten des Friedens sie brotlos machten. Sie verdingten sich auf Höfen, rückten vom Knecht zum Schwiegersohn auf und vom Schwiegersohn zum Gutsherrn.

Zähe, betriebsame Nordjüten kamen mit Herdenzügen von Pferden und Ochsen zum Verkauf. Auch sie blieben in dem fetten Weideland. Und es kamen Inselbewohner mit dünnem Blut und leichtem Sinn, der wie Wind und Flut wechselte.

Da kam die Zeit, wo die Byges zahlreich und stark wurden und es mit dem Adel und mit feindlichen Mächten aufnahmen, das Band aber wurde gelöst, das

das Geschlecht an das Meer und die fetten Wiesen geknüpft hatte.

Neue Schößlinge zogen in die Städte, wurden Mitglieder des Rats, der Gilden und der Zünfte.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wohnte in einer der größten Handelsstädte des Landes ein junger Kaufmann namens Jens Byge.

Er heiratete eine reiche Bauerntochter, Abkömmling eines Geschlechts, das nicht, wie das der Byges, das Land und die fetten Wiesen verlassen hatte.

Sie war von kräftiger Rasse und gebar ihm sechs Söhne, die sie zusammen in Zucht und Genügsamkeit erzogen.

Er hatte als Kaufmann jene feine Nase, die auf weite Entfernungen wittert. Auf die Kunst der Regierung verstand er sich nicht, wohl aber auf deren Grundlage, auf die Werte. Und als der Landesvater in seinem Absolutismus die Mißgeschicke eines neuen Krieges über das Land heraufbeschwor, da gehörte er zu den Wenigen, die das Unwetter des Reichsbankerotts, das am Horizont heraufzog, witterten.

Er und andere taten, was sie konnten, um zur rechten Zeit und an rechter Stelle vorzubeugen; aber es war schon zu spät.

In Byges Kontor, in dem großen Handelshause, stand ein alter Schrank, klotzig und wuchtig. Keiner durfte daran rühren. Erst als er merkte, daß der Tod in sein

Haus einzog, ließ er ihn öffnen. Er enthielt für jeden seiner Söhne fünfzigtausend blanke Reichstaler.

Er hatte, solange es noch Zeit gewesen war, die Staatsobligationen und Wertpapiere gegen klingendes Silber eingetauscht. Da man sein Geld nirgends mehr mit Sicherheit anlegen konnte, so legte er es im Geldschrank an – ohne Zinsen, aber auch ohne Verlust. Und vor seinem Tode ermahnte er seine Söhne, das Geld wohl zu hüten.

Der älteste seiner sechs Söhne wurde Richter und gereichte dem Namen des Geschlechtes im öffentlichen Leben des Landes zur Ehre.

Der zweite reiste mit seinem Gelde außer Landes, weil er über das schmachvolle Schicksal seines Vaterlandes bis ins Innerste verwundet war.

Der dritte kaufte sich Hof und Gut, brachte aber alles durch und endete als Verwalter auf seinem früheren Grund und Boden.

Der vierte wurde Geistlicher und starb jung.

Der fünfte, der Kasper hieß, übernahm den Kaufmannsberuf des Geschlechtes, obgleich er ursprünglich Jurist war. Als aber die Zeiten von neuem schlecht wurden, ließ er Handel Handel sein, widmete sich der Politik und war mit unter den ersten, die die Freiheit aufbauten, nachdem der Absolutismus seine letzten Atemzüge getan hatte.

Der sechste und jüngste hatte keinen festen Beruf erwählt. Er war nur der Sohn seines Vaters und der Bruder seiner Brüder. Sein Hang ging zur Natur; die alte Sehnsucht nach den fetten Wiesen regte sich in ihm. Sein Gemüt war schwer, sein Gedankengang einfach und erdgebunden.

Er brachte für sein Erbteil den alten Stammhof des Geschlechtes wieder in seinen Besitz. Von den Fenstern des Gutshofes aus konnte er die Wiesen überblicken und das offene Meer sehen. Als Großbauer füllte er seinen Platz zwischen den Leuten der Gegend aus, wurde einer ihrer Vertrauensmänner, aber nichts weiter.

Er hatte eine Pfarrerstochter geheiratet, die ihrem Hauswesen flink und tüchtig vorstand. Sie wurde im eigentlichen Sinne der Herr des Hauses; und als sie einen Sohn bekamen, war sie es, die seine Fähigkeiten erkannte.

Es war der Wunsch des Vaters gewesen, den Sohn für das Geschlecht zu gewinnen, indem er ihn zum Ursprung desselben zurückführen und ihn zum Landmann, zum Großbauer machen wollte.

Der Knabe hieß Jörgen, war lernbegierig, scharfblickend und klardenkend, hatte Talent zum Zeichnen und wälzte in Gedanken Pläne zu Häusern, die er bauen wollte – große und schöne.

Streng und einfach war sein Geist. Er lernte zeitig sich selbst erziehen. Doch gelangte er erst in einem vorgeschrittenen Alter zu seinem eigentlichen Beruf;

als er ihn aber erreicht hatte, war er zuverlässig wie wenige; sein Name als Architekt wurde unter den besten des Landes genannt.

Als Jörgen Byge Kirsten Folcke heiratete, kam wieder Inselblut in das Geschlecht. Es war altes Blut, das ebenso wie das der Byges stark mit anderem vermischt worden war.

Das Geschlecht der Folckes stammte von einem böhmischen Abenteurer ab, der in den Tagen des Dreißigjährigen Krieges mit einem Heer, das geschlagen zurückkehrte, in Seeland eingewandert war. Er gründete ein Geschlecht, das in den Fußspuren des Krieges weiterging. Sie lebten vom Krieg, er war ihr Handwerk, ihre Kunst. Sie taten, was in ihrer Macht stand, um ihn nicht in Frieden hinsterven zu lassen. Bald waren sie oben, bald unten. Großvater General, Enkelkind Korporal, und das Kind des Enkelkindes wurde wiederum für Kriegerruhm geehrt und geadelt.

Dieses Kind des Enkelkindes war es, das dem Geschlecht den Namen Folcke gegeben hatte.

Als es schließlich mehr Friedensjahre als Kriegszeiten im Lande gab, wurden auch die Folckes stetige Leute und begnügten sich mit dem tatenlosen Garnisonleben des Offiziers.

Das Abenteurerblut verdünnte sich. In den späteren Generationen gab es Geistliche und andere gelehrte Leute, denen man Sanftmut und unbeugsamen Rechtsinn nachsagte.

2. KAPITEL

Svend besuchte in den Schulferien seine Großeltern auf dem alten Stammhof der Byges bei dem Städtchen Fjordby, dicht an der deutschen Grenze.

Es waren erst wenige Jahre seit dem Kriege mit Deutschland vergangen; die Haut, die über die Wunden gewachsen war, war noch dünn und empfindlich.

Sein Großvater, ein kleiner, gebückter Mann mit milden, blauen Augen, ging mit dem Knaben an der Hand durch das Gehölz, das den großen Obstgarten von den Wiesen trennte.

Hier blieb er bei den Weiden stehen, die über die Anpflanzung hinausragten, und erzählte dem Knaben von jenem Abend, als er von der Patrouille des Feindes ergriffen wurde, die ihn beschuldigte, den Kanonenbooten, die draußen im Fahrwasser kreuzten, signalisiert zu haben.

Während er so stand und auf den Belt hinausstarrte, bemerkte Svend, wie seine milden Augen hart wurden. Plötzlich legte sich eine dünne, klare Haut darüber, und eine Träne schlich sich über die tiefe Furche in der Wange.

Erst viele Jahre später verstand Svend, was sein Großvater empfunden hatte. Damals wunderte er sich nur über die Träne, denn es war das erstmal, daß er einen erwachsenen Mann weinen sah.

Eine halbe Meile von der Küste und dem Hauptgutshof entfernt – am Rande des Waldes – lag »das alte Haus«.

So wurde es genannt, weil sein Urgroßvater – »der mit dem vielen Geld«, wie Mamsell Andersen sagte, er hing im blauen Frack, mit Halskrause und großem Ordensband über Großvaters Schreibtisch – es als Wohnsitz für seine Witwe gebaut hatte. Urgroßmutter hatte dort bis zu ihrem Tode gewohnt, aber jetzt stand das Haus leer; und Großmutter wollte dort nicht wohnen, wenn sie Witwe würde, das hatte sie häufig erklärt.

Es war Svends größtes Vergnügen, mit dem Großknecht nach dem Moor zu fahren, dem äußersten Zubehör des Gutshofes.

Dort, auf der anderen Seite der Landstraße mit den tiefen, lehmigen Wagenspuren, lag »das alte Haus« in dem wildverwachsenen Garten.

Das Haus war unbewohnt, aber vollständig möbliert, alte, steile, gebrechliche, stumme Möbel, die alles gesehen und miterlebt zu haben schienen.

Das hohe Ziegeldach mit der weißen Giebelkante und den beiden verfallenen Schornsteinen hing tief über die niedrige Mauer mit den kleinen Fenstern herab. Es war, als ob ein schwerer Hut über Augen und Ohren herabgeglitten war.

Dicht an der Gartentür standen zwei alte Kastanienbäume. Sie reckten sich über die Schornsteine und ihre

Zweige ruhten auf dem Dach. In beiden waren Starkästen, die auch so alt aussahen, als wären sie mit den Bäumen aufgewachsen.

Der Grasplatz mitten im Garten war von einem prächtigen Flor von Butterblumen überwachsen. Alte Kirsch- und Pflaumenbäume drängten sich, um ans Licht zu kommen.

Auf beiden Seiten des Grasplatzes lief ein Gartenweg, der so von Grün überwuchert war, daß man ihn nur sah, weil er tiefer lag als der Rand des Rasens.

Er schlängelte sich ganz bis zur Landstraße hin, mit einer wildwachsenden Buchsbaumhecke auf der rechten Seite. Zur Linken lag eine undurchdringliche Wildnis von Johannis- und Stachelbeerbüschen, deren Beeren klein und verkrüppelt waren.

Viele der Büsche waren vor Alter abgestorben, so daß der holzige Hauptstamm nackt in die Höhe ragte und seine armseligen Äste wie Totengebein mitten in der Fruchtbarkeit des Lebens durch die Wildnis streckte.

Der Sauerampfer, der einst das Stachelbeerbeet eingehegt hatte, war riesenhaft groß geworden, zu reinen Sträuchern, die sich über den ganzen Garten verbreitet hatten; wo man ging, watete man in Sauerampfer.

Oh, es war ein herrlicher, ein geradezu göttlicher Garten! Und etwas Ähnliches an Vogelgezwitscher konnte man lange suchen.

In diesem alten Garten ging Svend eines Sommer-
nachmittags mit seinem Vater und seinem Großvater.

Von dem Grasplatz unter den halbwilden Obstbäu-
men zeigte Großvater durch das offene Fenster in die
alte Stube hinein.

»Kannst du das Bild dort in dem vergoldeten Rah-
men sehen?« fragte er.

Svend konnte einen Mann mit gebogener Nase, blau-
en Augen, einem roten Uniformfrack und einem brei-
ten, blauen Seidenband über der Brust erkennen.

»Das ist der König – der alte König! Dieses Bild hat
dein Urgroßvater von ihm selbst geschenkt bekommen,
weil er ihm Geld geliehen hatte, damit er dafür Schiffe
bauen konnte, als das Land in Not war.«

Svends Herz schwoll. Er trat ans Fenster, um den vor-
nehmen Mann genau zu betrachten.

»Weshalb hängt er nicht zu Hause im Wohnzim-
mer?« fragte er.

»Weil Urgroßmutter wollte, daß er in Urgroßvaters
Zimmer hängen bleiben sollte.«

»Ist dies denn Urgroßvaters Zimmer?« fragte Svend
und sah durch das Fenster zu der alten Schatulle und
den zierlichen Stühlen mit den steifen Beinen hinein.

»Ja, so sah es aus, als er starb.«

Svends Phantasie arbeitete. Während Großvater mit
seinem Vater von dem Dach sprach, das ausgebessert
werden mußte, dachte er an Urgroßvaters Bild zu Hau-
se an der Wohnzimmerwand. Er nahm ihn aus dem

Rahmen und führte ihn zum Bilde des Königs. Er ließ sie sich voreinander verneigen, wie er es auf einem Bilde von zwei alten Herren mit Perücken und Kniehosen gesehen hatte. Er ließ sie sich die Hand geben, und der König bot Urgroßvater eine Prise aus seiner Schnupftabakdose an, klopfte ihm auf die Schulter und sprach vom Vaterland.

»Woran denkst du, Svend?« fragte Großvater.

»An Urgroßvater!« sagte Svend und nahm seine Hand.

»Ja, ja, er war einer der besten Söhne des Vaterlandes.«

Großvater wurden die Augen feucht, und er richtete den Blick fest geradeaus, wie es seine Gewohnheit war. »Mögest du ihm einst ähnlich werden und deinem Vaterlande Dienste leisten wie er es tat!«

Und dann begann Großvater zu erzählen.

Er sprach still wie zu sich selbst vom Urgroßvater und wieder von dessen Vater – was dieser gesagt und was jener getan habe. Er sprach, wie alte Leute zu sprechen pflegen, die von alten Erinnerungen plaudern, wobei die eine immer die andere ablöst.

Svends Vater ging vor ihnen her in seinem weißen Sommeranzug und sah zum Dach hinauf, bald von der einen und bald von der anderen Seite.

Hin und wieder sah er sich mit seinem scharfen Blick zu dem Alten und dem Knaben um; es schimmerte wie ein Lächeln in seinem Bart.

Dann blieb er vor dem Giebel stehen, wo sich einige Mauersteine gelöst hatten.

»Gibt es hier eine Leiter?« fragte er.

Nun mußte Großvater sich unterbrechen, um über die Leiter nachzudenken.

Er seufzte dabei und versuchte so schnell wie möglich zu den alten Zeiten zurückzukehren.

Svends Vater aber sagte erst, während er die Leiter anlegte:

»Ich glaube, man soll sich hüten, Kinder zu fest an das Geschlecht zu knüpfen. Knaben müssen vor allen Dingen lernen, auf sich selbst zu stehen.«

Svend bekam einen roten Kopf vor Widerspruchslust. Er verstand sehr wohl, daß Großvater ihm nicht so viele alte Geschichten erzählen sollte. Aber er wagte nichts zu sagen. Als Großvater sich aber mit der flachen Hand über die Stirn strich, nickte und, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, sagte: »Ja, ja, du magst recht haben; ich bin ja noch aus der alten Zeit, als das Wohl des Geschlechtes dem der Persönlichkeit voranging,« – da nahm Svend seine Hand, zog ihn mit sich über den Rasen, wo Vater ihn nicht hören konnte, und flüsterte ihm zu:

»Die alte Zeit war viel besser!«

Großvater sah zu ihm herab und lächelte mit all seinen Runzeln. Dann strich er ihm mit der Hand übers Haar, wurde wieder ernst und sagte:

»Ja, Gott segne dich, mein Junge!«

3. KAPITEL

In Hörweite von dem alten Garten lag ein strohgedecktes Haus hinter einem Wall, der mit Weißdorn und Flieder bewachsen war.

Hier wohnte der Schütze und seine Frau.

Er war in seinen jungen Tagen Kutscher auf dem Gutshof gewesen; nachdem er aber einen Huftritt von einem Hengst in die Hüfte bekommen hatte, taugte er nur noch zu leichter Arbeit.

Es war eine Art Invalidenpension, die er in dem kleinen Waldhaus mit seinen drei Tonnen Ackerland genoß. Er hinkte an seinem Stock umher, sägte Brennholz, reinigte seinen Garten von Unkraut und öffnete die Waldpforte, wenn die Herrschaft oder sonst jemand, der im Walde angestellt war, angefahren kam.

Damit er sich auf seine alten Tage nicht zu gering fühlen sollte, hatte er den Titel eines Schützen bekommen, und da seine Frau, die Stubenmädchen auf dem Gutshof gewesen war, die Wäsche der Gutswirtschaft reparierte und ein hübsches Stück Geld damit verdiente, so stand das alternde Ehepaar sich gut.

Da sie keine Kinder hatten, nahmen sie ein kleines Mädchen in Pflege, das man der Hebamme des Dorfes zum Unterbringen übergeben hatte.

Es war ein Zwilling; das andere Kind, ein Knabe, war gleich nach der Geburt gestorben. Das war alles, was ihre Pflegeeltern von ihr wußten. Das Geld aber für den

Unterhalt des Kindes wurde ihnen prompt jedes Vierteljahr von einem Rechtsanwalt aus der Handelsstadt zugestellt.

Es war ein kräftiges, gesundes Kind mit großen dunkelgrauen Augen, vollem blonden Haar, das sich in der Sonne wellte, einer kleinen kecken Nase und feiner, flaumiger, durchsichtiger Haut.

Ihr Pflegevater hatte ihr ein Zicklein geschenkt, das frei umhersprang, mit einem Zigarrenband um den Hals. Wenn sie es rief, kam es auf sie zugehüpft und meckerte mit seiner dünnen Stimme.

Svend stand eines Tages vor dem Wall und sah durch eine Öffnung in der Hecke wie Lisbeth dem Zicklein Milch zu trinken gab.

Da fragte er.

»Was willst du für die Ziege haben?«

Sie sah ihn erstaunt mit ihren runden Augen an.

Dann warf sie den Kopf zurück und sagte mürrisch:

»Ich werde Jens doch nicht verkaufen!«

Svend war gekränkt und sagte:

»Wie bist du dumm, daß du nicht weißt, daß alle Ziegen Mads heißen.«

Sie sah ihn wieder erstaunt an; dann sagte sie sanft:

»Du kannst gern hereinkommen und mit uns spielen.«

Svend fühlte sich überwunden. Er wußte nicht, was er antworten sollte; nachdem er es sich aber eine Weile überlegt hatte, kletterte er über die Hecke.

Svend und Lisbeth wurden schnell gute Freunde. Sie war ein Jahr jünger als er, war aber fast ebenso groß und mit viel dickeren Armen.

Jedesmal, wenn er mit dem Leiterwagen nach dem Moor fahren durfte, besuchte er Lisbeth und das Zicklein.

Wenn sie den schweren Wagen rattern hörte und Svend auf dem Wagenbrett neben dem Knecht entdeckte, vergaß sie Zicklein und Hühner und Kuchlein und stürmte ihm entgegen.

Er winkte ihr mit der Mütze; und kaum war er vom Wagen heruntergesprungen, so hatte sie ihm schon alles berichtet, was sich seit dem letztenmal an merkwürdigen Dingen zugetragen hatte.

»Ihr seid wohl Brautleute!« sagte der Knecht und lachte ihnen zu.

»Ja!« sagten sie und lachten.

Sie glaubten, er wolle damit sagen, daß sie so schön zusammen spielten. Dann nahm Lisbeth Svend bei der Hand und lief mit ihm davon. Als sie ein Stück gelaufen waren, drehte sie sich um und rief dem Knecht zu:

»Und Jens auch. Jens ist auch mit Brautleute.«

Ihre Freundschaft hielt über die ganze Ferienzeit an, sie war stark und echt.

Als aber Svend in seine eigene Stadt zurückkehrte, zu Mutter und Schwester und zur Schule, da vergaß er nach und nach seinen Spielkameraden.

Um die Weihnachtszeit desselben Jahres starb Svends Großvater.

Großmutter, die den Hof nicht allein weiterbewirtschaften wollte, übergab ihn mit Einwilligung ihres Sohnes dem Bruder des Verstorbenen, Onkel Kasper, welcher vom Erbteil des Urgroßvaters eine große Hypothek darauf stehen hatte.

Onkel Kasper war ein alter, schwerreicher, aber knauseriger Sonderling, der, nachdem er seinen vielen Ehrenämtern entsagt hatte, den größten Teil des Jahres zurückgezogen in der Hauptstadt lebte.

Als es wieder Sommerferien gab, wohnte ein fremder Pächter auf dem Gutshof. Großmutter war in die Stadt gezogen; Svend hatte niemanden mehr, den er in der Gegend besuchen konnte.

Das alte Haus war noch immer unbewohnt. Lisbeth stand oft und guckte mit Jens zusammen in den Garten hinein. Sie gedachte des vergangenen Sommers und sehnte sich in ihrer Einsamkeit nach dem Spielkameraden.

Ein besonderer Lichtglanz lag für Svend über der Erinnerung an den Sommer, den er einige Jahre später an der Nordsee verlebte.

Sein Vater hatte den Auftrag bekommen, einen Herrenhof, der abgebrannt war, wieder aufzubauen.

Sie wohnten in einem kleinen Haus, das am Fjord lag, dort, wo der Deich, der die ausgedehnten Ländereien, die zum Herrenhof gehörten, einfaßte, ins Land einbog.

Während der Vater auf dem Bauplatz beschäftigt war, streifte Svend allein umher.

Er lag in dem warmen Sand auf der Grenze zur Heide, in der dichten, bräunlichgrünen Decke, die weder Heidekraut noch Gras ist, aber etwas von beiden. Er lag und starrte in das feierliche, übermächtige Blau hinauf und füllte es mit Hoffnungen und Erwartungen.

Aus der Welt, die er kannte, formte er sich eine neue, größere und abenteuerlichere. Sie war nach seinem eigenen Bilde geschaffen. Er war ihr Mittelpunkt; und sie versprach ihm die Erfüllung alles dessen, was er sich wünschte.

Er dachte an das, was Großvater ihm vom Geschlecht der Byge erzählt hatte; er sah sie vor sich wie eine Reihe stattlicher Herren, die alle seinem Urgroßvater und dem alten König glichen.

Er war jetzt dem Bild mit den sich verneigenden Höflingen und der Schnupftabakdose entwachsen. Er sah sie jetzt in großen Handelshäusern, zwischen vielen geschäftigen Arbeitern, die ihrem Wink gehorchten und Tonnen zu ihrem Reichtum schleppten.

Er träumte davon, »Urgroßvater ähnlich zu werden«. Er füllte das Meer mit großen Schiffen unter vollen Segeln und mit weißen Galionsfiguren. Er träumte davon, wie er alle diese Schiffe dem König schenken wollte, wenn das Land in Not käme. Er gab sich Mühe, sich die Namen der Gutshöfe, die das Geschlecht besessen, ins Gedächtnis zurückzurufen. Er hatte sie in Großvaters Bibel mit den Silberspangen gelesen. Auf vergilbten Seiten hinten im Buche standen alle Familienmitglieder mit ihren Jahreszahlen aufgeführt, auf welchem Hof sie geboren, was sie erworben und was sie verkauft hatten. An einer Stelle stand – es las sich schon wie ein tiefer Seufzer – »wieder ein Hof, der dem Geschlechte verloren geht«.

Niemals empfand er die Einsamkeit wie eine Entbehrung. Im Gegenteil. In der Einsamkeit war er der Herr, der mächtige, der einzige, dessen Wille geschah. Für ihn allein erstreckte sich das Meer blank und blau; für ihn allein segelten die Wolken fernen Zielen zu.

4. KAPITEL

Architekt Byge wunderte sich, daß er, der sonst so ungewöhnlich fest auf seinen Beinen gestanden hatte, in der letzten Zeit an Schwindel litt.

Seine Frau bat ihn, einen Arzt zu Rate zu ziehen, aber davon wollte er nichts hören. Er tat seine Arbeit wie gewöhnlich, ging von seinem Zeichenbureau, wo er zwei Assistenten beschäftigte, zu den Häusern, die

er im Bau hatte, und wo er die Arbeit selbst beaufsichtigte.

Die Gewissenhaftigkeit, mit der er sich persönlich von der Güte des Materials und der Arbeitsausführung überzeugte, hatte zu seinem Ruhm, den er als Künstler für die reinen und einfachen Linien seiner Arbeit genoß, noch den eines ungewöhnlich tüchtigen Bauleiters hinzugefügt. Aber ein wohlhabender Mann war er nicht geworden. Er konnte nicht mit dem smarten Geschäftssinn der neuen Generation konkurrieren. Er lieferte nie einen Plan ab, ohne daß er organisch aus seinem Innern hervorgewachsen war, während viele junge Architekten nach der Schablone arbeiteten, so daß ein einigermaßen tüchtiger Assistent eine Arbeit, von der ihm Stil und Etikette angewiesen worden war, fertigmachen konnte.

Das langsame Tempo, das eine notwendige Folge dieser persönlichen Arbeitsweise war, bewirkte, daß Aufträge, bei denen es sich um Schnelligkeit handelte, an seinem Hause vorbeingingen. Da er sich nie darauf verstanden hatte, sich bei Autoritäten beliebt zu machen, weil er ihnen bei seiner ausgesprochenen Selbständigkeit ein unwillkürliches Mißtrauen entgegenbrachte, so wurden ihm nur selten öffentliche Bauaufträge übergeben. Zeitig hatte er darum der Hauptstadt den Rücken gekehrt und sich in der nächstgrößten Stadt des Landes niedergelassen.

Architekt Byge war auf das Gerüst gestiegen, um ein in Sandstein ausgeführtes Ornament, das hoch saß, zu begutachten.

In seinem Eifer trat er, um besser zu sehen, ganz an den Rand des schmalen Balkens, wie er es schon so oft getan hatte. Er mußte den Kopf weit zurücklegen; in dieser angestregten Stellung, die ihn in seinen jüngeren Jahren nie geniert hatte, wurde er vom Schwindel ergriffen.

Arbeiter, die unten standen, hörten ihn einen Schrei ausstoßen. Sie sahen ihn nach einem Halt durch die Luft greifen; seine linke Hand streifte einen Pfosten, ohne zuzufassen.

Dann fiel er hintenüber, stürzte herab und schlug im Fallen mit dem Nacken gegen die Kante der hohen Planke, die den Bauplatz einfaßte.

Als die Arbeiter herbeieilten, sahen sie gleich, daß er tot war. Es war kein Blut und keine Quetschung zu sehen; aber aus der Schlaffheit des Kopfes, als sie ihn aufhoben, sahen sie, daß der Nackenwirbel gebrochen war.

Die Leute trugen ihn nach seiner Wohnung. Der Kopf fiel auf die Brust herab, und die fleißige, feste Hand, die während des letzten Jahres so mager geworden war, hing schlaff am Handgelenk.

Dies geschah am selben Tage, als Svend sein Abiturientenexamen machte.

Munter singend sprang er die Treppe hinauf und konnte es kaum erwarten, seine Studentenmütze zu zeigen, die er sich gekauft hatte.

Er sah die Etagentür weit offenstehen, und während sein Herz stillzustehen schien, wußte er mit der Kraft einer plötzlichen Eingebung, daß ein Unglück geschehen sei.

Als er durch die offenstehende Tür ins Schlafzimmer kam, sah er seine Mutter über das Kopfkissen gebeugt liegen. Ihr Rücken bebte unter einem lautlosen Schluchzen. Er sah, wie der eine Arm seines Vaters über den Bettrand herabhing, während seine Beine in lebloser Ruhe auf der Bettdecke ausgestreckt lagen. Kopf und Brust wurden von seiner Mutter verdeckt.

Die alte Ane stand an der Tür und weinte mit gebeugtem Kopf. Als sie ihm ihr tränenüberströmtes Gesicht zukehrte, das vor Schmerz und Mitleid bebte, war es mit seiner Fassung vorbei; und noch lange nachher erinnerte er sich des erbitterten, gegenstandslosen Zornes, der sich in den ersten Augenblicken mit dem Schmerz vermischte, ja, denselben fast noch überwog.

Nach dem Begräbnis zeigte es sich, daß Svends Vater, nachdem alles bezahlt war, nicht viel mehr als die Lebensversicherung hinterlassen hatte, die er in jungen Jahren für seine Frau gekauft hatte.

Svend begriff bald, daß er seiner Mutter nicht zur Last fallen durfte; seine Schwester Gerda war ja noch ein halbes Kind; er mußte sich seinen Unterhalt selbst

verdienen und seiner Mutter eine Hilfe und Stütze sein.

Solange er lebte, sollte niemand, der zu ihm gehörte, Not leiden, das stand fest.

Er wollte, wenn er zum Semesteranfang nach Kopenhagen kam, gleich Nachhilfestunden und Schulstunden suchen, und was sich sonst einem achtzehnjährigen jungen Mann mit gutbestandenem Examen bieten mochte.

Mit einem tiefen Seufzer dachte er an all das, worauf er sich nach beendigtem Schulzwang hatte stürzen wollen.

Ach, es gab ja kaum eine Vorlesung, die in dem Halbjahrsprogramm der Universität aufgeführt war, die er nicht hatte hören wollen, von den Anfangsgründen des Sanskrit bis zu der Integral- und Differentialrechnung für Fortgeschrittenere.

Nein, nein! Er wollte nichts von alledem aufgeben.

Wer einen starken Willen besaß und warten konnte, der ging nicht einigen Schwierigkeiten aus dem Wege. Tagsüber wollte er für seinen Unterhalt arbeiten; des Nachts aber, wenn alles im Hause schlief, sollten die teuren Bücher hervorgeholt werden. So würde er schließlich alles erreichen, was er sich vorgenommen hatte. Diese Überlegungen erfuhren plötzlich und unerwartet eine Wendung durch ein Ereignis, das ungefähr einen Monat nach dem Tode seines Vaters eintrat.

Eines Tages empfing seine Mutter ihn, als er nach Hause kam, mit einem freudestrahlenden Gesicht. Es war ein langer Brief von Onkel Kasper gekommen.

Der Konferenzrat schrieb, daß er gehört habe, wie bescheiden sie nach dem Tode ihres Mannes leben müßten, und da er von anderer Seite in Erfahrung gebracht habe, daß ihr Sohn Svend ein begabter junger Mensch sei, der dem Namen der Familie Ehre machen könne, so habe er beschlossen, ihn in seinem Studium zu unterstützen, damit seine Laufbahn durch den plötzlichen Tod keine Verschiebung erleide. Er wolle sie darum bitten, ihm ihren Sohn auf einen kurzen Besuch zu schicken, damit sie gemeinsam die Wahl eines Brotstudiums treffen könnten.

Svends Mutter hatte den Konferenzrat nur bei vereinzelt großen Familienfestlichkeiten getroffen.

Sie kannte ihn als einen sonderbaren, etwas mürrischen Herrn, der sehr zurückhaltend war; ihr Mann aber hatte stets seine vornehme Persönlichkeit gelobt und auf seine unbeugsame politische Überzeugung hingewiesen, die dem Lande noch nutzbringender gewesen wäre, wenn man Charakterfestigkeit in Dänemark besser zu schätzen gewußt hätte. Denn als Onkel Kasper merkte, was die neue Zeit mit sich brachte, daß mit dem, was früher für Männer unantastbar gewesen war, gelost und gehandelt und geschachert wurde, da zog er sich tief enttäuscht zurück und wurde Zuschauer wie so viele der Besten.

Auch an das, was man von seiner Kleinlichkeit und seiner Knauserigkeit erzählte, hatte Architekt Byge nie recht glauben wollen. Er pflegte mit dem ihm eigenen warmen Lächeln hinter dem blonden Bart zu sagen:

»Wer zusammenhält, was er besitzt, pflegt immer in den Augen desjenigen, der sein Eigentum verschwendet hat und nun das des anderen begehrt, für geizig ausgeschrien zu werden.«

So wurde Svend denn ausgerüstet und mit seinem besten Anzug und den besten Ermahnungen seiner Mutter in die Hauptstadt geschickt.

5. KAPITEL

Der alte Konferenzrat Byge lag auf seinem Roßhaarssofa, mit einer karierten Schlummerdecke über dem Leib, und hielt sein Mittagsschläfchen.

Das Fenster stand halb offen und klapperte mit seinem Sturmhaken bei dem milden Sommerwind, der vom Kalkbrennereihafen über das niedrige Stallgebäude herüberwehte.

Der Stallknecht fegte mit langen Besenstrichen vor der Wagenremise; aber der Konferenzrat hatte diese Geräusche schon so viele Jahre gehört, daß sie ihn nicht mehr zu wecken vermochten.

Da hörte das Fegen auf. Der Konferenzrat hatte durch seinen Mittagsschlummer die dunkle Empfindung, als ob zwischen Lars und einer fremden, hellen und offenen Stimme einige Worte gewechselt würden.

Kurz darauf erklangen feste Schritte auf der alten Treppe, und der alte gebrechliche Glockenstrang fing plötzlich an zu seufzen und zu keifen, wie es seine Gewohnheit war, bevor er sich richtig in Gang setzte. Wenn er aber erst einmal angefangen hatte, konnte er nicht wieder aufhören; noch lange nachher scharrte und gluckste es in der alten Glocke.

Der Konferenzrat erhob sich ärgerlich vom Sofa, hinkte zur Tür, öffnete die Tür zum Vorzimmer und rief mürrisch: »Herein!«

Er mußte noch einmal rufen. Da wurde an den Drücker gegriffen und gleichzeitig fiel draußen etwas rasselnd auf den Fußboden.

Der Konferenzrat schob die Brille auf die Nase und sah gereizt zum Schloß hin.

Was war denn das für ein Tölpel!

»Sie haben mein Schloß entzwei gemacht, Sie!« rief er zornig.

Er ging zur Tür und drehte von drinnen den Schlüssel um. Schließlich gelang es ihm, die Tür zu öffnen. Bevor er denjenigen, der mit der Mütze in der Hand draußen stand, näher ins Auge faßte, sagte er mit seiner mürrischen Greisenstimme:

»Geben Sie den Drücker her!«

Als er ihn bekommen hatte, trat er an das offene Fenster und rief in den Hof hinab: »Lars!«

»Jawohl!« klang es bedächtig zurück, während die Holzpantoffel über das Steinpflaster klapperten.

»Jemand hat meinen Drücker entzwei gemacht – komm herauf und sieh zu, ob du ihn wieder heil machen kannst.«

»Jawohl!«

Lars hatte schon häufig das alte, gebrechliche Schloß reparieren müssen, das der Konferenzrat um keinen Preis erneut haben wollte.

»Es wird schon bis zu meinem Tode aushalten!« pflegte er zu sagen.

Während Lars über den Hof klapperte, um Werkzeug zu holen, erinnerte der Konferenzrat sich des Fremden, der noch draußen stand.

Der kleine rundrückige Mann trippelte wieder ins Vorzimmer und sagte »Bitte!«, während seine kleinen scharfen Augen den Fremden über die Brille hinweg musterten.

Indem der junge Mann ins Zimmer trat und die Tür mit dem lädierten Schloß zu schließen versuchte, ohne dem Konferenzrat den Rücken zuzukehren, wies der Alte ihn in das nächste Zimmer hinein.

»Lassen Sie das Schloß nur,« sagte er in einem milderen Ton, »und kommen Sie herein!«

Im selben Augenblick hörte man Lars' schwere Schritte auf der Treppe. Der Alte ging hinaus und gab ihm den Drücker. Als er zurückkam, sagte er, indem er den jungen Mann mit dem hellblonden, hochgekämmten Haar, der aufrechten Haltung, den mageren Händen, die die Mütze nervös zerdrückten, betrachtete:

»Wer sind Sie denn eigentlich?«

»Ich bin Studiosus Svend Byge!« kam es hastig.

»Gottchen, Gottchen!« seufzte der Alte, und Svend sah, wie ihm die Augen hinter der Brille feucht wurden.

»Also das ist Jörgens Sohn – Svend Byge!« wiederholte er, indem er bei dem Namen verweilte, als ob jedes der Worte einen Schwarm von Erinnerungen in ihm hervorrief.

Dann klopfte er ihn auf die Schulter, nahm ihm seine Studentenmütze ab, die er einen Augenblick mit einem wehmütigen Lächeln betrachtete und legte sie auf einen Tisch am Fenster.

»Setz dich!« sagte er mit plötzlichem Eifer. »Setz dich hierher, Svend!«

Er führte ihn bei der Hand zu dem großen viereckigen Arbeitstisch vor dem Sofa, wies ihm einen Stuhl an, wo ihm das Licht voll ins Gesicht fiel und nahm selbst ihm gegenüber auf dem Roßhaarssofa Platz.

Es entstand eine Pause. Die Anrede war es, die Svend Schwierigkeiten bereitete. Er fand, daß er Großvaters Bruder nicht mit »Herr Konferenzrat« anreden konnte; aber »Onkel Kasper«, wie seine Mutter es ihm ans Herz gelegt hatte, konnte er auch nicht über die Lippen bringen.

»Wie geht es deiner Mutter?« fragte der Konferenzrat und zog sich die Schlummerdecke über den Leib.

»Danke, gut!«

Jetzt nahm er allen Mut zusammen:

»Ich sollte vielmals grüßen, Herr Konferenzrat, und für den Brief danken.«

»Nenn mich nur ›Onkel Kasper‹, Freundchen,« sagte der Alte mit einem freundlichen Lächeln in den blauen Augen, die ganz milde geworden waren, während sie nach den bekannten Familienzügen in Svends Gesicht suchten.

Der unwillkürliche nervöse Zug über dem rechten Auge, den hatte sein Bruder, Svends Großvater, auch gehabt, als sie Knaben waren.

Da die Schwierigkeit der Anrede nun glücklich aus der Welt war, verlor Svends Verlegenheit sich, und er gab frische, schnelle und präzise Antworten.

»Ja, ja, das war ein harter Schlag!« sagte Onkel Kasper, nahm die Brille ab und trocknete sich die Augen.

Svend mußte schnell zur Seite sehen, um die Augen nicht voller Tränen zu bekommen. Der Schmerz um seinen Vater war noch so frisch.

»Welchen Weg willst du denn gehen, Freundchen,« fragte der Konferenzrat und forschte über die Brille hinweg scharf in Svends großen hellen Augen.

Jetzt waren sie dort angelangt, wo Svend mit banger Ahnungen einen Kampf voraussah.

Die Sache lag ja nämlich so, daß Svend noch keinen Weg gewählt hatte – jedenfalls keinen von den gebahnten, ausgetretenen, an die der Konferenzrat sicher

dachte. Das lag ja schon in dem Wort »Brotstudium«, das der Alte in seinem Brief gebraucht hatte.

Svend Byge wollte gern arbeiten. Er wünschte nichts sehnlicher, als sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen. Onkel Kasper sollte nur ahnen, was es seinen Stolz gekostet hatte, bis er sich dem Wunsch der Mutter gefügt und den Bettelsack auf die Schultern genommen hatte; denn etwas anderes war dieser Besuch eigentlich nicht.

Aber einen Vorteil dadurch erkaufen, daß er seinen Geist einengte, daß er sich von vornherein all dem Großen in der Welt verschloß, zu dem ihm das freie Schöpfen in der Wissenschaft, die unendliche und hohe Welt der Bücher, den Weg bahnen sollte – nein, davon konnte keine Rede sein.

Darüber war er sich klar geworden, lange bevor er an der gebrechlichen Glocke des Konferenzrats läutete.

Die ganze weite Welt, die jetzt offen und verheißungsvoll vor ihm lag, alles was man von ihr wußte und noch mehr dazu, das wollte er durchdringen und sich zu eigen machen.

Wenn der Konferenzrat ihn mit dem Eigensinn eines alten Mannes in Fesseln legen wollte, dann würde er antworten:

»Behalten Sie Ihr Geld! – Ich ziehe es vor, mich selbst zu ernähren. Dann habe ich meine Freiheit zum Studieren; und wenn die nicht ausreicht, so nehme ich die Nächte zu Hilfe.

Svend nahm seinen ganzen Mut zusammen. Ohne es zu wissen, warf er den Kopf in den Nacken und sah dem Konferenzrat offen ins Auge. »Ich habe noch keinen Weg gewählt!« sagte er. »Onkel Kasper« blieb ihm im Halse stecken.

Der Alte betrachtete ihn eine Weile stillschweigend.

Wie gut er diese hochmütige Haltung und das Zurückwerfen des Kopfes kannte! – Er selbst war in seiner Jugend so gewesen. Und Svends Vater erst! – Ja, ja, es war ein echter Byge, der da vor ihm auf dem Stuhl saß und dem Leben voll trotziger Erwartung entgegensah! – Ach ja, mit viel größeren Ansprüchen an das Leben, als es selbst im günstigsten Fall gewähren würde.

Wie hatte sein Vater darunter leiden müssen, wie hatte diese Unbeugsamkeit des Geschlechtes ihn in seiner Tätigkeit gehemmt und ihn um viele große architektonische Aufgaben gebracht. Diese Unbeugsamkeit hing mit vielem vom Besten im Menschen zusammen. Aber man brachte es zu nichts, bevor man nicht lernte, sie zu überwinden.

Dem Alten wurden die Augen feucht, er seufzte. Aber was half es? Was der Vater nie gelernt hatte, das mußte man versuchen, den Sohn zu lehren.

Der Konferenzrat rieb sich die mageren, eckigen Hände; Svend dachte, daß sie denen seines Vaters gleichen, nur waren sie kleiner und zierlicher. Da sagte der Alte und wandte das Gesicht zum Fenster:

»Ich dachte, du wolltest weiter studieren?«

»Das will ich auch,« beeilte Svend sich zu erwidern. Dann stürzte er sich kopfüber in das Peinliche der Sache.

»Aber kein Brotstudium!« Svend hatte eine überraschte und scharfe Antwort erwartet. Der Alte aber wendete nur wieder den Kopf zu ihm um; und indem er sich im Sofa zurechtsetzte, als ob er dachte: »nun, diese Sache scheint ja langwierig zu werden,« sagte er sanftmütig und wie selbstverständlich:

»Wovon willst du denn leben, Freundchen?«

Svend ärgerte sich über die Sanftmut und über das »Freundchen«. Es verwirrte ihn und entwaffnete seine kriegerische Haltung.

»Ach, es gibt ja so viele Erwerbszweige!« sagte er mit einer flotten Handbewegung, als brauche er nur zu wählen. »Da sind Schulstunden und – Nachhilfestunden – und – und Korrekturlesen – und so weiter!«

»Ja, schön. Ich spreche aber von einem Beruf. Denn du hast doch dein Abiturium nicht gemacht, um Korrekturen zu lesen, Freundchen?«

Der Konferenzrat machte sich in einem kleinen heiseren Lachen Luft, das ihn ins Husten brachte.

Svend bekam einen dunkelroten Kopf. Er fühlte sich bis ins tiefste verletzt. Dieser alte Zittergreis sollte nur wissen, was sich in seinem Innern bewegte, was Svend Byge alles in der Welt ausrichten wollte!

Da erinnerte er sich der inständigen Ermahnungen seiner Mutter: »Sei nur nicht großspurig, Svend; das kränkt alte Leute; er kennt dich ja nicht; und bedenke, daß er aus einer anderen Zeit ist als du.«

Er bezwang sich und sagte ausweichend: »Wie kann ich zwischen etwas wählen, was ich gar nicht kenne.«

»Hast du denn nicht Lust zu einem bestimmten Beruf?«

Was sollte er antworten? Die Wahrheit würde der Alte, der ja schon längst mit dem Leben abgeschlossen hatte, doch nicht verstehen.

Er wußte nur zu genau, daß der Konferenzrat lächeln würde, wenn er antwortete, daß sein Wahlspruch sei: nichts Menschliches soll mir fremd sein! – daß er sich eine Wissenschaft und Kunst umfassende Erkenntnis erwerben, von deren Zinnen er dann die Gebrechen des Daseins überschauen und sein Leben für deren Abhilfe opfern wolle.

Nach kurzer Überlegung beschloß er, die Wahrheit zu umschreiben:

»Ich wollte gern Sprachen und deren Entwicklung studieren – und Philosophie und Mathematik – und Ästhetik – und –«

»Also Humaniora mit anderen Worten!« unterbrach der Alte ihn; und nun lächelte er unumwunden.

»Ach ja, das ist ja sehr schön, Freundchen! – Aber man kann nicht alles auf einmal; und das sind brotlose Künste. Vor allen Dingen muß man leben, und

dazu gehört ein Fach, das zu einer praktischen Tätigkeit führt. Wenn man nun aber Jurist oder Arzt oder vielleicht Geistlicher werden will, so sind das alles Fächer, die eine bestimmte Summe von theoretischem Wissen verlangen – eine abgerundete wissenschaftliche Erkenntnis, die auch an und für sich – ich meine, für die – äh – für die persönliche Lebensanschauung von großem Wert ist. Überleg dir das, Freundchen! – Hat man erst ein Fach und eine Tätigkeit – ›Lebensunterhalt‹ ist scheinbar ein Wort, das dir nicht gefällt, wie? – hi, hi! – hat man also erst festen Grund unter den Füßen und – äh – sein gutes, vernünftiges Auskommen, dann ist es Zeit, seinen Geist weiter auszubilden, wenn es einen dazu drängt. Man studiert Humaniora – man hat seine Passion, die man in seinem Otium pflegt. So hatte ich zum Beispiel einen guten Freund, der Oberlandesgerichtsrat war; außerdem aber war er ein großer Mathematiker. – Ach ja, der Wissensdrang ist eine schöne Sache, Freundchen, vergiß das nicht! – aber zuerst eine praktische Tätigkeit, die einen durchs Leben tragen kann. Man kann Frau und Kinder – denn du willst doch wohl auch mal eine Familie gründen, was? – hi, hi – man kann Frau und Kinder nicht mit Ästhetik ernähren! Das ist keine Tätigkeit, Freundchen – das ist eine Passion. Oder wie sagtest du vorhin – die Entwicklung der Sprachen? – Nun, das ist ein Fach, das es zu meiner Zeit nicht gab.«

Der Ton, in dem der Alte seine lange Rede gehalten hatte, war so freundlich, so väterlich, daß Svend trotz dem lebhaften Widerspruch, der sich in ihm regte, sich nicht gereizt fühlte.

Nur als der Konferenzrat davon sprach, daß er einst eine Familie gründen werde, hatte er kaum an sich halten können. Die Annahme, daß er – Svend – auf dem soviel Größeres ruhte – eine Familie gründen solle, war so komisch, daß er sich auf die Lippe beißen mußte, um nicht zu lächeln. Durch diese Munterkeit aber schlug seine Stimmung um. Er fühlte jetzt, daß er für das ganze schwere Geschütz von Argumenten und Energie, mit dem er sich gewappnet hatte, gar keine Verwendung haben würde. Auf einmal gefiel der Alte ihm recht gut; und er mußte immerwährend dessen Hände ansehen, die denen seines Vaters so ähnlich waren.

Es war klar, daß Onkel Kasper nur sein Bestes wollte, und man konnte ja nicht verlangen, daß er die Sache mit anderen Augen als mit seinen eigenen betrachtete. Er sprach aus seinen eigenen Erfahrungen heraus, und er konnte ja nicht wissen, daß er, Svend Byge, mit besonderen Augen betrachtet sein wollte.

Keiner, nicht einmal der leibliche Vater, konnte mit Sicherheit erkennen, daß man etwas Besonderes war. Andere mochten daran glauben, aber wissen, wissen konnte man es nur selbst.

Als der Konferenzrat sah, daß der junge Mann anfing, nachzudenken, meinte er, daß es das beste sei, die Sache nicht zu forcieren. Er kannte den Familienstarrsinn und wußte aus Erfahrung, daß man mit einem vernünftigen Wort am weitesten kam, wenn man es sich in der Stille seinen eigenen Weg suchen ließ.

»Ja, ja, Freundchen – ich verlange nicht – ich erwarte nicht, wollte ich sagen, daß du dich sofort entscheidest. Vielleicht ziehst du es vor, anderer Hilfe zu entbehren – hm! – das ist auch ein Standpunkt, der sich hören läßt. Aber darüber mußt du wohl lieber mit deiner Mutter beratschlagen.« Sie weiß den Wert des Geldes zu schätzen – dachte der Konferenzrat –, und kann die Mutter ihn nicht auf andere Gedanken bringen, so sind auch meine Worte umsonst.

In der kurzen Zeit, die sie miteinander gesprochen hatten, hatte der Konferenzrat selbst eine andere Anschauung bekommen.

Das ursprüngliche Motiv zu seinem Angebot war, außer dem Mitgefühl mit der Witwe, ein allgemeines Verantwortungsgefühl als Oberhaupt der Familie. Da er selbst kinderlos war, so wollte er das Seinige dazu beitragen, jungen, kräftigen Schößlingen an dem alten Stamm so gute Entwicklungsbedingungen wie möglich zu verschaffen.

Jetzt, als er Svend Byge kennen gelernt und so viele typische Familienzüge an ihm gefunden hatte, faßte

er ein warmes persönliches Interesse für den jungen Mann.

Von neuem erwachte der Kummer in ihm, daß er selbst keine Kinder hatte. Da tauchte der Gedanke in ihm auf, den Vaterlosen zu seinem Sohn zu machen; erst aber wollte er ihn prüfen; er wollte genau wissen, was in ihm steckte; und entsprach er seinen Erwartungen, so konnte man weiter sehen. —

Es war nicht mehr eine Wohltätigkeits- und Familienangelegenheit für den Konferenzrat. Jetzt hatte sie ein persönliches Interesse für ihn bekommen. Svends Sache war auch zu der seinen geworden.

6. KAPITEL

Svend und seine Mutter hatten den Brief des Konferenzrates so verstanden, daß Svend sein Gast sein sollte. Er war deshalb sehr erstaunt, als der Alte fragte, wo er eingekehrt sei. Etwas verlegen beeilte er sich zu sagen, daß er seinen Koffer vorläufig am Bahnhof gelassen habe, bis er ein billiges Hotel gefunden hätte.

»Meine Frau ist leidend, wie du wohl weißt; ihre Nerven sind angegriffen!« sagte der Konferenzrat gleichsam entschuldigend, mit einem forschenden Seitenblick. »Sie verträgt keine Abweichung vom Täglichen. Sonst hätte ich dich ja gern — äh — für einige Tage als unseren Gast behalten. Aber kehre im Hotel ›Skandinavien‹ ein, dort ist es gut und billig und sage dem Wirt, daß er mir die Rechnung schicken soll.

– Mach jetzt einen Spaziergang, Freundchen! sieh dir die Stadt an, und komm zu Mittag zu uns; wir essen präzise sechs Uhr.«

In dem großen, altmodisch möblierten Salon war alles steif, korrekt, langweilig – von den langen, dunklen Gardinen vor den Fenstern, durch die man über den Garten auf einen großen Zimmerplatz blickte, bis zu den alten holländischen Stilleben, die in düsteren Rahmen symmetrisch an der Wand hingen.

Die Konferenzrätin war viel jünger als ihr Mann, kaum fünfzig. Sie war gewiß einmal schön gewesen. Die Züge waren regelmäßig, die Haltung vornehm. Als der Konferenzrat Svend hereinführte und ihn ihr mit einer gewissen Vorsicht vorstellte:

»Sieh, das ist Jörgens Sohn, von dem ich dir erzählt habe!« – da erhob die Dame sich mit Beschwer aus dem Sofa und reichte ihm eine kühle Hand, während sie ihn scharf mit braunen, stechenden Augen musterte.

Svend machte eine Verbeugung und wußte nicht, was er sagen sollte. Er fühlte, wie er unter ihrem Blick errötete.

Es war, als verbreite sie Kälte um sich her.

Onkel Kasper trippelte sichtbar nervös durchs Zimmer, während er unablässig seine kleinen Hände rieb. Wiederholt klopfte er Svend auf die Schulter. Es war, als empfinde er selbst die Kälte im Zimmer, und wolle Svend dafür schadlos halten.

Niemand sagte etwas. Der einzige Laut, der zu hören war, kam von zwei Filierstöcken, die mit regelmäßigen Zwischenräumen gegeneinander klapperten. Eine ältere, soldatengerade Gesellschaftsdame saß mit einer großen Brille auf ihrer spitzen Nase am Fenster und filierte mit erstaunlicher, beleidigter Hast.

Onkel Kasper hatte gerade ihren Namen genannt – Fräulein so und so. Svend hatte ihn in seiner Verlegenheit nicht verstanden. Er sah nur, daß die lange Gestalt am Fenster wie auf Kommando in die Höhe schoß, als die Konferenzrätin sich im Sofa erhob.

»Hu,« dachte Svend und ihm schauderte – »der Alte hat es nicht sonderlich gemütlich!« Da meldete ein blitzsauberes Stubenmädchen, das ebenso vornehm aussah wie die anderen, daß angerichtet sei.

Etwas so Steifes und Furchteinflößendes wie dieses Mittagessen hatte Svend noch nie mitgemacht.

Es war fast wie im Examen, nur daß Svend sich damals im Gefühl seines Wissens freimütiger gefühlt hatte. Selbst Onkel Kasper verzichtete auf jegliche Konversation und wurde ganz still und fremd an dem großen, vornehmen, eiskalten Tisch mit der Konferenzrätin und dem Gesellschaftssoldaten.

Jedesmal wenn er von seinem Teller aufzublicken wagte, begegnete er dem prüfenden Blick aus den braunen, stechenden Augen der Konferenzrätin; weder ein Engel noch ein Teufel hätte ihn dazu vermocht, sie Tante zu nennen.

Noch lange, lange nachher erinnerte er sich dieses Mittags und dieses Blickes; und wenn er sich zu erklären versuchte, was dieser Blick eigentlich enthielt, so schien es ihm, als hätte er bei ihm nach Berechnung und Hintergedanken gesucht; und als er später begriff, welche Demütigung er enthalten hatte, da geriet er jedesmal bei dem Gedanken daran in Wut.

Das arme Familienmitglied, das es auf das Geld des reichen Onkels abgesehen hatte! – Jawohl, das hatte in ihrem Blick gelegen.

Noch zweimal besuchte Svend den Konferenzrat, der mit jedem Mal milder und freundlicher gegen ihn wurde, und schließlich rang Svend sich zu einem Entschluß durch, nachdem er auch von seiner Mutter, die Unrat witterte, einen langen, eindringlichen Brief bekommen hatte, mehr an die Zukunft als an den Augenblick zu denken, mehr auf das Urteil des Alters und der Erfahrung als auf sein eigenes zu bauen. Als er zum letztenmal in Onkel Kaspers Kontor stand und ihm mitteilte, daß er Jura studieren wolle, um nach beendigem Examen sich ganz seinen Studien zu widmen – da rief der Alte, der selbst ein hervorragender Jurist gewesen war, bevor er sich als Agrarier und Patriot für die Politik seines Landes opferte, vergnügt die kleinen Hände und sagte:

»Das ist eine gute Wahl, Freundchen!« Und er fügte mit einem warmen Glanz in den Augen jene Worte

hinzu, die in Svends späterem Leben noch eine große Bedeutung bekommen sollten:

»Du sollst es nicht bereuen – wenn du Wort hältst und ein gutes Examen machst!«

Er wandte sich ab, und Svend schien es, daß er dadurch seine plötzliche Rührung verbergen wolle.

Dann beredeten sie, wie Svend sich am besten für den ziemlich beschränkten Betrag, den er sich monatlich bei Onkel Kaspers Bankier abholen sollte, einzurichten habe. Der Alte ermahnte ihn zur Sparsamkeit, und als spräche er von einer Familienerfahrung, die er einst auf eigene oder anderer Kosten teuer zu bezahlen gehabt hatte, fügte er hinzu:

»Vergleiche dich nie mit denen, die mehr haben als du. Glaube nicht, daß sie darum glücklicher sind als du; das kann man niemandem vom Gesicht ablesen, und jeder hat seine Sorgen. Versuche nicht mit denen zu wetteifern, sondern halte dich an das Deine. Du weißt wohl, Freundchen, solange man nicht schwimmen kann, soll man sich nicht ins tiefe Wasser wagen. Und eines will ich dir vor allen Dingen ans Herz legen: Mache nie Schulden und stürze dich nicht in eine Ausgabe, die du später vom Notwendigen abziehen mußst.«

Noch eines wollte Onkel Kasper ihm sagen. Es schien ihm schwer zu fallen; – er räusperte sich mehrere Male, aber erst als Svend bereits im Vorzimmer stand, mit dem Drücker in der Hand, den Lars repariert hatte, brachte er es heraus.

Während er seine Brille abnahm, die er umständlich putzte, sagte er:

»Siehst du, Svend, ich bin ja ein alter Mann, und mit meiner Gesundheit ist es nicht weit her. Darum wollte ich dir nur zu deiner Beruhigung sagen – äh – daß ich meine Frau von dem zwischen uns Vereinbarten in Kenntnis setzen werde, damit du meinen Tod nicht zu fürchten brauchst. Der soll nichts an der – äh – Unterstützung ändern.«

Svend war gerührt. Er wußte nicht, was er antworten sollte. Er meinte, daß es der Gedanke an den eigenen Tod sei, weshalb der Alte so vorsichtig, so gleichsam jedes Wort wägend, sprach.

Als er zum letztenmal des Onkels Hand drückte und sich zum Gehen wandte, wurde an der hinfälligen Glocke geläutet.

Svend beeilte sich zu öffnen; ein graubärtiger, munter aussehender Herr, mit einer sehr kräftigen Stimme, begrüßte den Konferenzrat aufs herzlichste, der sichtlich durch den Besuch belebt wurde.

Der Konferenzrat zog Svend wieder ins Zimmer herein und sagte mit einem Familienstolz, der Svend schmeichelte und ihn veranlaßte, sein artiges Wesen recht zu zeigen:

»Sehen Sie her, General – wissen Sie, wer dieser junge Mann ist?«

Der General musterte Svend mit wohlwollend zwinkernden Augen.

»Das ist ein Sohn von Jörgen – Jörgen Byge, dem Architekten, der auf so traurige Weise ums Leben kam. Sie haben ihn doch in früheren Jahren bei mir getroffen?«

»Ob ich Jörgen Byge gekannt habe!« Der General warf den Kopf zurück, sein Gesicht war ernst geworden. Er drückte Svend die Hand, indem er ihm fest ins Auge sah:

»Sie haben einen ausgezeichneten Vater gehabt, junger Mann. Werden Sie ihm ein würdiger Sohn.«

Svend bekam einen dunkelroten Kopf, und die aufsteigende Rührung übermannte ihn fast. Onkel Kasper klopfte ihm liebevoll die Schulter:

»Wir haben eben eine längere Unterredung wegen unserer Zukunft gehabt. Wir haben uns entschlossen, Jura zu studieren und nach fünf Jahren ein gutes Examen zu machen.«

Der General war jetzt wieder heiter. Er kniff das eine Auge zu und fragte schelmisch: »Und dann?«

»Das wird die Zukunft zeigen!« sagte Onkel Kasper kurz, gleichsam zurechtweisend.

Dann wandte er sich zu Svend, drückte noch einmal seine Hand und sagte:

»Also lebe wohl, lieber Svend! – Grüße deine Mutter – und Gott mit dir!«

Svend dankte noch einmal. Dann verabschiedete er sich vom General und ging hinaus.

Er sah Onkel Kasper nie wieder. Einen Monat nach Svends Besuch siedelte der Konferenzrat nach dem Familiengut in Jütland über. Seine Frau hatte das Stadtleben und die geselligen Verpflichtungen satt, und Onkel Kasper, der das Land liebte und sich nur notgedrungen in der Hauptstadt aufhielt, hoffte, daß die frische Herbstluft seinem geschwächten Stoffwechsel gut sein würde.

Als die Erntezeit vorbei war und die Luft anfang rauh zu werden, erkältete Onkel Kasper sich bei einem Ritt. Die Erkältung artete in eine heftige Nierenentzündung aus, und eine Woche später war er tot.

7. KAPITEL

Gleich nach dem Begräbnis erhielt Svend ein Schreiben von einer altmodischen, steifen Hand, die er nicht kannte. Es war von der Konferenzrätin. Es lautete:

Herr *stud. jur.* Svend Byge!

Ich bestätige Ihnen hierdurch dieselbe Unterstützung, die mein Gatte Ihnen zu seinen Lebzeiten zukommen ließ, indem ich von der Voraussetzung ausgehe, daß Sie Ihre Studien nach Verlauf der festgesetzten fünf Jahre beendigt haben werden.

Mit freundlichem Gruß M. Byge.

P. S. Wollen Sie mich bitte wissen lassen, ob Sie den Frack Ihres verstorbenen Onkels haben wollen und seine juridischen Bücher.«

Dieser Brief von der Witwe seines Onkels kränkte Svend aufs tiefste. Dieselbe mißtrauische, ja fast beleidigende Kälte, die sie ihm damals bei seinem Besuch bewiesen hatte, sprach daraus.

Wofür hielt sie ihn? – Wie konnte sie es wagen, einem Byge, dessen Namen sie selbst trug, eine Unterstützung auf so kränkende Weise anzubieten?

Sie erfüllte ja nur ganz einfach eine Pflicht. Onkel Kasper hatte ihm selbst ausdrücklich gelobt, daß er durch seinen Tod keinen Verlust erleiden sollte.

Sein verletztes Ehrgefühl ließ ihn in der Nachschrift eine vorsätzliche Demütigung erkennen.

So arm waren weder Architekt Byges Witwe noch ihr Sohn, daß er darauf angewiesen war, die abgelegten Kleider seiner reichen Verwandten aufzutragen. Oh, das hätte Onkel Kasper ahnen sollen! – Aber es war ja klar, daß sie wie Hund und Katze zusammengelebt hatten. Möglich, daß Onkel Kasper knauserig und mürrisch gewesen war; aber er hatte das Herz auf dem rechten Fleck gehabt; er hatte einen noblen Charakter – das hatte sein verstorbener Vater auch immer gesagt.

Svend arbeitete sich schließlich in solche Wut hinein, daß er, ohne mit seiner Mutter zu beratschlagen, folgendes Antwortschreiben aufsetzte:

»Frau Konferenzrat Byge!

Indem ich Ihnen für Ihre geehrte Mitteilung danke, will ich nicht unterlassen zu bemerken, daß ich

meinem lieben verstorbenen Onkel, der es mir möglich machte, meine Studien fortzusetzen, stets eine tiefempfundene Dankbarkeit bewahren werde.

Ergebenst

Svend Byge.

P. S. Es wird mir eine teure Erinnerung an Onkel Kasper sein, seine juridischen Bücher zu empfangen.«

Von dem Frack erwähnte er kein Wort. Er fand, daß es so am vornehmsten sei.

Als Svend kurz darauf seine Mutter von dem Geschehenen in Kenntnis setzte, bekam er einen sehr bekümmerten Brief von ihr.

So könne man älteren Leuten, die einem noch dazu helfen wollten, nicht schreiben. Jetzt habe er die Konferenzrätin wahrscheinlich gekränkt. Wer weiß, vielleicht habe Onkel Kasper selbst bestimmt, daß er seinen Frack erben solle. Vielleicht sei es gerade als eine Ehre gemeint.

Sein unseliger Stolz sei wieder einmal mit ihm durchgegangen. Wenn er es nicht lernen könne, sich vor denen zu beugen, die an Alter, Erfahrung, Reichtum oder Klugheit über ihm standen, so würde es ihm schlecht ergehen im Leben.

Außerdem erzählte seine Mutter, sie habe von Großmutter gehört, daß ein Testament von Onkel Kasper vorliege, daß aber keine Veränderung geschehen würde, solange Tante Mathilde lebe, auf deren Mitgift ein Teil des gemeinsamen Vermögens basiere.

Svend war zu Anfang von dem größten Eifer erfüllt gewesen, so schnell wie möglich mit seinen Studien fertig zu werden, um sich wieder als ein freier Mann zu fühlen.

Als er aber das Studentenleben näher kennen lernte und sah, wie verschwenderisch die anderen Studenten mit ihrer Zeit umgingen, da machte seine lebhaftere Natur, sein Drang, das Leben kennen zu lernen, sich so heftig geltend, daß er nicht länger widerstehen konnte.

Ging er da des Vormittags von einer schematischen Vorlesung zur anderen und begrub sich, wenn er zu Mittag gegessen hatte, in große dickleibige Bücher, die die verwickeltsten Lebensverhältnisse behandelten, als seien es schematische Aufgaben, während der Lärm des lebendigen Lebens zu seiner Dachkammer herauftönte, und die Wolken am bleichen Herbsthimmel, der sich rein und hoch über schmutzige Dächer und verfallene Schornsteine wölbte, dahinjagten.

Nein, das konnte er auf die Dauer nicht aushalten. Er war doch ein Mensch wie die anderen. Was er während der ersten Zeit versäumte, würde er leicht einholen können, wenn er sich erst richtig ins Zeug legte.

Man konnte doch nicht von ihm verlangen – und das war auch sicher nicht Onkel Kaspers Meinung gewesen

–, daß er Abend für Abend in seinem Dachstübchen sitzen und zusehen sollte, wie das Leben und die Jugend dort unten in dem Menschenstrom vorbei fluteten.

Zu Anfang bestand sein Lebensgenuß nun freilich nur darin, daß er nach dem Mittagessen mit seinen Studiengenossen im Restaurant sitzen blieb. Es wurde Domino gespielt, über brennende Zeitfragen diskutiert, Grog getrunken, und das Ende war schließlich, wenn die Kellner das Licht löschten, daß man sich gegenseitig nach Hause begleitete, bis die Straßen öde wurden und der Tag zu dämmern begann.

Wie trunken taumelte er dann am Vormittage aus dem Bett. Die Folge war, daß er die Vorlesungen versäumte. Er mußte sich die Kolleghefte bei einem fleißigen Studiengenossen leihen. Doch währte es nicht lange, bis er die ewige Schreiberei satt bekam und es aufgab.

Am Sonntag aber, wenn er verabredetermaßen nach Hause schreiben sollte, warf er sich seine Säumigkeit vor; doch brachte er sich nicht dazu, einen festen Vorsatz zur Besserung zu fassen. Denn sein zweites Ich – das, das sich nicht gebeugt hatte, als er die Verpflichtung gegen Onkel Kasper übernahm –, dieses Ich, das die Welt kennen lernen und dem nichts Menschliches fremd sein sollte, das setzte sich trotzig und heftig zur Wehr und pochte auf sein ursprüngliches Recht.

Es endigte dann wohl damit, daß er stundenlang, das Kinn in die Hand gestützt, über die Dächer in den

Himmel hineinstarrte, verzagt, weil er sich an etwas gebunden hatte, wogegen sein persönlicher Freiheitsdrang sich wehrte.

Da stieg dann bisweilen der Gedanke flüchtig in ihm auf, daß er Onkel Kaspers Angebot nie hätte annehmen dürfen.

Er erinnerte sich der Worte seines Vaters, daß man auf seinen eigenen Füßen stehen müsse. Vielleicht war gerade das das Geheimnis des Lebens, daß man sich kopfüber hineinstürzen und entweder siegen oder zugrunde gehen mußte.

Bisweilen dachte er ernstlich daran, auf die Unterstützung zu verzichten und seine Freiheit zurückzuverlangen. Aber darin lag etwas, was seiner Rechtschaffenheit zuwider war. Der, dem er das Versprechen gegeben hatte, war ja tot; und er allein hätte ihn davon entbinden können.

Außerdem hatte er sich so daran gewöhnt, an jedem Ersten bei dem alten Bankier eine Summe zu erheben, die gerade die notwendigsten Ausgaben deckte, daß er mit Schauern dachte, wie es ihm ergehen würde, wenn er plötzlich dem Nichts gegenüberstände.

Ach, wenn sein Vater doch gelebt hätte, dann wäre alles anders gekommen.

Was verstand seine Mutter von den Rücksichten, die eine freie Persönlichkeit sich selber schuldete?

Für sie lag die Sache so einfach, davon handelten ihre Briefe ja beständig.

Fleißig und sparsam sein und dankbar gegen Gott, der alles zum Besten lenkt, und vor allen Dingen seinen Eigensinn und seinen Stolz bekämpfen.

Jedesmal wenn er ihrer und Gerdas, die jetzt ein großes Mädchen von elf Jahren war, gedachte, wurde ihm weich ums Herz; und dann vergaß er seine freie Persönlichkeit.

8. KAPITEL

Svend hatte mit Mutter und Schwester zusammen eine Einladung von der Großmutter erhalten, die mit einer unverheirateten Tochter in der kleinen Grenzstadt Fjordby, in der Nähe ihres früheren Gutes, wohnte.

Er schwankte sehr, bevor er sich zur Reise entschloß. Seine Gedanken waren so weit von Familie und Heim abgeschweift. Er war fast blind geworden vom beständigen in die Zukunft Starren. Und doch fühlte er sich von so vielen Kleinigkeiten zurückgezogen.

Immer beim Wechsel der Jahreszeiten, zu Weihnachten oder Ostern, wenn die Tage lang und warm wurden und es in den Gärten und Anlagen von Syringen und Goldregen zu duften begann, stiegen die Erinnerungen aus seiner Kindheit in der Provinz in ihm auf.

Er dachte häufiger an seinen Vater als an seine Mutter, obgleich er fand, daß er ihr mehr ähnelte. Vielleicht lag es daran, daß sein Vater tot war und nur noch das Recht der Erinnerung besaß. Aber es war soviel

Kleinliches und Unbedeutendes, so viel Mahnendes mit Hinblick auf unbedeutende Ziele in den bekümmerten Briefen der Mutter, daß er sich darüber ärgerte.

Obgleich die stets lebendige Mutterliebe aus jeder Zeile sprach, konnte er doch nicht darüber hinweg, daß die Briefe so an der Erde klebten.

Nur selten steckte die Laune plötzlich ihren Kopf hervor. Dann sah er das schelmische Lächeln in den warmen blauen Augen seiner Mutter, wie er es aus früheren Jahren kannte, und hörte ihr munteres, klingendes Lachen.

Das war eine andere Mutter gewesen als die, die diese langen bekümmerten Briefe schrieb – eine hoffnungsfroh lachende, das Leben und alles Gute und Schöne liebende Frau. So konnte Schmerz und Kummer den Charakter eines Menschen ändern.

Die Rücksicht auf seine Mutter bewog ihn schließlich zu reisen. Er fuhr nach Hause, um eine Weile bei ihr zu sein, bis sie alle drei zusammen zur Großmutter weiterreisen wollten.

Nachdem die ersten Tage des Wiedersehens mit ihrer aufgeregten Freude und dem Ausfragen nach tausend täglichen Dingen vorüber waren, nachdem die Gemüter sich beruhigt hatten, machte der Abstand zwischen ihm und den Seinen sich fühlbar.

In den niedrigen Stuben der kleinen Wohnung fühlte Svend mit jedem Tage stärker, wie sehr er sich bereits seinem Heim entfremdet hatte. Was seine Mutter und

Gerda interessierte, lag ihm so fern, und vieles, was für sie Freude und Abwechslung bedeutete, kam ihm düster und trivial vor.

Wenn er von einem neuen Buch erzählte, das alle jungen Gemüter in der Hauptstadt in Bewegung setzte, oder von einem freien Vortrag, den er über die Kunst der Renaissancezeit gehört hatte – so sah seine Mutter von ihrer Handarbeit auf und betrachtete ihn mit einem kummervoll forschenden Blick, der ihren Gedankengang verriet: ob das nun auch der richtige Weg sei, nämlich der, der zum Examen führte!

Dann schwieg er verstimmt. Oft erhob er sich und ging aus dem Zimmer, während Gerda ihm betrübt mit ihren neugierigen Kinderaugen nachsah.

Wenn er sich des Abends über das ergraute Haar seiner Mutter beugte, und sie ihm die Wange zum Gutenachtkuß bot, sah er Tränen in ihren Augen.

»Du bist uns entwachsen, Svend!« sagte sie wehmütig und klopfte ihm die Wange.

Er wußte nicht, was er antworten sollte. Dann strich er ihr verlegen übers Haar, küßte ihre gefurchte Stirn und eilte aus dem Zimmer.

Svend und Gerda machten sich eines Tages auf, um dem alten Gutshof einen Besuch zu machen. Gerda war seit ihrem zweiten Lebensjahr nicht dort gewesen, aber sie hatte soviel von dem herrlichen Garten, dem Gehölz und dem Strand gehört.

Sie hatten eine zweistündige Eisenbahnfahrt zu machen durch bewaldete Hügel und Felder, wo der Roggen träge mit langen, reifen Ähren in der warmen Luft wippte.

Je mehr sie sich dem Gutshof näherten, desto deutlicher stiegen die Erinnerungen in Svend auf; hauptsächlich waren es »das alte Haus«, die Hecke des Schützen aus Flieder und Weißdorn, Lisbeth und das Zicklein Jens, die von neuem Leben bekamen.

Sie stiegen bei der kleinen Landstation aus, die nur aus einem Dach über zwei Bänken bestand.

Svend hatte geglaubt, alles noch unverändert zu finden; als sie aber der Landstraße folgten, kamen sie in ein kleines Gehölz, das er noch nie gesehen hatte.

Dagegen war von dem Wald, der sich in seiner Erinnerung stolz und dunkel hinter dem Moor erhob, nichts mehr zu sehen. Einige junge Anpflanzungen leuchteten dort hinten in der Sonne; wo aber waren die hohen ernsten Eichen, in deren Kronen es so sommerlich über Lisbeths Haus gesäuselt hatte?

Da wurde ihm plötzlich klar, daß der Wald beständig Form und Aussehen verändert. Alte Baume müssen fallen, damit die jungen Licht und Luft bekommen.

Das Gehölz, das sich dort hinten voller Fruchtbarkeit drängte, war also sein Altersgenosse; die Sprößlinge, die damals frisch und neugierig und erwartungsvoll im Schatten der Alten gestanden hatten, so daß man ihrer

nicht achtete, außer wenn man zufällig über sie gestolpert war oder sich gedankenlos einen ihrer Stengel für Pfeile zum Flitzbogen ausgerissen hatte – sie beherrschten jetzt das Terrain.

Svend wuchs mit dieser Erfahrung.

»Jetzt kommen wir an die Reihe!« dachte er und verglich sich mit dem hellen, hochgesinnten Gehölz dort hinten.

Als sie jenseits der Hügel waren, dort wo die Landstraße weiß und gerade zwischen den Feldern hinlief, sahen sie einen Einspanner auf sich zukommen. Der weiße Staub stand wie eine Wolke um die beiden Personen, die auf dem Kutscherbock saßen.

Er war ein alter Mann mit grauen Bartstoppeln in einem runzeligen Gesicht, er führte die Zügel. Er war wie ein Bauer gekleidet und bewegte unablässig die Kiefer, als kaue er etwas. Neben ihm aber saß ein junges Weib, das städtisch gekleidet war. Wohl eine Mamsell, die ihre Eltern auf dem Lande besucht hat, dachte Svend.

Indem Svend und Gerda beiseite traten, grüßte der alte Kutscher sie mit der Peitsche. Svend nahm die Mütze ab, und das junge Mädchen, das ihn die ganze Zeit mit sehr blauen, sehr großen und erstaunten Augen angestarrt hatte, wurde rot, indem sie den Gruß erwiderte.

Es war nur eine Sekunde, dann war der Wagen vorbei. Im selben Augenblick aber wußte Svend, daß er

diese Augen kannte. Er bekam einen roten Kopf und drehte sich um, um dem Wagen nachzusehen.

Das junge Mädchen hatte sich auch nach ihm umgedreht. Als sie aber seinem Blick begegnete, wandte sie sich hastig ab, so daß er nur ihren geraden, etwas breiten, harmonisch geformten Rücken sah, den runden, sonnenverbrannten Nacken und einen schweren, blonden Haarknoten. Bei dem hastig gewechselten Blick, der in einem Lächeln zu enden schien, war es ihm, als habe sie »Svend« geflüstert. Er war gerade im Begriff, »Lisbeth« hinter ihr herzurufen; aber da dachte er an den Alten und Gerda, und er unterließ es.

Er fühlte, wie er rot wurde und ging schnell weiter, während ihm ein Schwarm von Kindheitserinnerungen durch den Kopf ging, so daß er den Rest des Weges schweigsam und versonnen zurücklegte.

Sie hatten gerade Zeit, das alte Haus von außen zu besehen; – um den Schlüssel zu holen, dazu war ihre Zeit zu knapp, und außerdem – wo lag denn das gekalkte Häuschen des Schützen hinter der Hecke von Flieder und Weißdorn?

Er suchte es vergeblich. Vielleicht war es niedergebrannt und von neuem aufgebaut worden, – ob es vielleicht das solide Steinhaus dort auf der anderen Seite des Weges war?

Wenige Tage nach diesem Ausflug bekam Svends Großmutter ihren zweiten Schlaganfall.

Es gab eine allgemeine Verstörtheit im Hause. Tante Kathrine, die alles selbst tun wollte, konnte keine Gäste mehr im Hause haben, und deshalb kürzten Svend, seine Mutter und Gerda ihren Aufenthalt ab und reisten nach Hause.

9. KAPITEL

Während des Ferienbesuches hatte Svends Mutter ihn gebeten, der Konferenzrätin einen Besuch zu machen.

Zuerst hatte er es rundweg abgeschlagen. Er fühlte sich durch ihren Brief aufs tiefste gekränkt. An ihr war es, ihm zu erkennen zu geben, daß es nicht so böse gemeint war.

Sie hatte während mehrerer Wintermonate in der Stadt gewohnt. Hätte sie nur das geringste Interesse für ihn, ihren Verwandten, der den Namen Byge trug, gehabt, wäre es doch selbstverständlich gewesen, daß sie ihm eine Einladung geschickt hätte. Aber nichts dergleichen war geschehen.

Erst als seine Mutter, Gerdas wegen, in ihn drang und ihm vorstellte, welche Vorteile es für die Zukunft seiner Schwester haben könne, wenn die Konferenzrätin sie kennen lernte – erst da ließ er sich überreden, mit Gerda einen Besuch dort zu machen, wenn die Schwester, wie bestimmt, in den Weihnachtsferien zu Tante Amalie in Kopenhagen zu Besuch käme.

Die Konferenzrätin wohnte in einer alten Villa in der Vorstadt, die sie nach dem Tode ihres Mannes gekauft hatte.

Der Gesellschaftssoldat, den Svend von seinem ersten Besuch her kannte, machte ihnen die Tür auf.

Zuerst schien sie ihn nicht wiederzuerkennen; erst nachdem er seine Karte abgegeben hatte, ging es wie ein Erkennen über ihre steifen Züge. Sie öffnete ihre strengen Augen weit, und musterte ihn und seine Schwester. Als sie nach einer geraumen Wartezeit im Entree schließlich hereingelassen wurden, erinnerte Svend sich so lebhaft seines ersten Besuches, daß sein Herz heftig zu klopfen anfang.

Die beiden Geschwister standen auf dem Teppich und sahen zu der Chaiselongue hinüber, auf der die Konferenzrätin ausgestreckt lag, mit einer Decke über den Füßen. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich erheben, unterließ es aber und streckte die Hand aus.

»Bitte treten Sie näher,« sagte sie.

Sie näherten sich auf dem Teppich. Svend warf den Kopf in den Nacken; das Blut stieg ihm in die Wangen, er fühlte von neuem ihre mißtrauische Kälte, erinnerte sich ihres demütigenden Briefes und bereute heftig, daß er sich zu diesem Besuch hatte überreden lassen.

Die braunen, stechenden Augen waren forschend auf sein Gesicht gerichtet, als erwarte sie eine Erklärung.

Er mußte ja etwas sagen, und schließlich faßte er sich soweit, daß er einen Satz hervorbrachte:

»Mutter hat mich gebeten, Ihnen einen Gruß zu überbringen, Frau Konferenzrat, und – und –«

Wie war diese Situation demütigend! – Hier stand er und zeigte seine Schwester vor, damit Ihre Gnaden auch für diesen unwürdigen Sprößling Interesse fassen sollte.

Dazu waren sie beide wirklich zu gut!

Da lag sie und betrachtete sie und wartete darauf, wie sie ihre Zudringlichkeit entschuldigen würden. Die braunen Augen waren klug genug, sie hatten die Absicht seiner Mutter sofort durchschaut.

Da machte er kurzen Prozeß.

Gut! Keine unnötigen Kunststücke mit Heuchelei und lügenhaftem Lächeln und falschen Worten.

»Und ich sollte Ihnen meine Schwester Gerda vorstellen,« fügte er kurz hinzu.

Eine leichte Röte stieg in die Wangen der Konferenzrätin. Svend sah es gleich. Sie hatte ihn also verstanden.

Es schimmerte etwas wie ein Lächeln in den Augen der Konferenzrätin, indem sie Gerda, die verlegen da stand, die Hand reichte.

Sie sagte nicht: »Ich freue mich, dich kennen zu lernen!« oder dergleichen. Sie sagte nur:

»Wie alt sind Sie denn?«

Gerda sagte ihr Alter.

Es entstand eine lange Pause, und die Konferenzrätin sah von einem zum andern, als erwarte sie mehr. Auch ihr schien die Situation peinlich zu sein.

»Sind Sie bei Ihrem Bruder zu Besuch?« fragte sie, als keines der Geschwister Miene machte, etwas zu sagen.

»Nein, ich bin bei Tante Amalie zu Besuch,« sagte Gerda und schlug ihre klaren Augen auf.

»Sie sehen sich wohl tüchtig in Kopenhagen um – Museen und Theater und dergleichen. Ihr Bruder kann Sie ja führen.«

»Sie kennen die Stadt wohl schon in- und auswendig?« fügte sie zu Svend gewendet, kalt hinzu.

Sollte das eine Spitzfindigkeit sein? – Meinte sie vielleicht, daß er nicht genug arbeitete? – Svend hatte nicht das beste Gewissen und war deshalb empfindlich in diesem Punkt.

»O ja, ich kenne die Stadt recht gut!« sagte er.

Mag sie glauben, was sie will, dachte er und warf den Kopf in den Nacken.

Die Konferenzrätin beachtete seine Antwort nicht. Sie wandte sich wieder an Gerda und sagte freundlich:

»Ich bin leidend, wie Sie vielleicht wissen. Ich mache keine Gesellschaften mit und sehe keine Gäste bei mir. Einem jungen Mädchen kann ich leider nichts bieten.«

Gerda wußte nichts zu antworten und lächelte nur. Es setzte sie in Verlegenheit, daß man wie zu einer Erwachsenen mit ihr sprach. Und als die Konferenzrätin

jetzt nickte und die Hand ausstreckte, beeilte sie sich adieu zu sagen.

Als Svend mit einer kurzen Verbeugung die kühle, weiße Hand nahm, die auch ihm gereicht wurde, sagte die Konferenzrätin – und ihr Ton war jetzt wieder kalt und formell:

»Grüßen Sie Ihre Mutter, wenn Sie schreiben.«

Als sie wieder vor der dichten Dornenhecke standen, die die Villa mit ihren toten Fenstern und der kalten Mauer von der Außenwelt abschloß – Svend erschien es wie ein Symbol –, atmeten sie beide erleichtert auf.

»Ich schwöre, daß ich keinen Fuß wieder in das Haus des alten Drachens setze!« sagte Svend und schüttelte dies von sich ab.

Wenn Svend sich durch die Konferenzrätin gedemütigt fühlte, so wurde er durch die besondere Achtung, die ihm von seinen Studiengenossen bewiesen wurde, entschädigt. Man betrachtete ihn allgemein als Neffen und Pflegesohn des alten Politikers, und seine Gesellschaft wurde von denen, die aus strebsamen Häusern stammten und von Kindheit auf daran gewöhnt waren, sich an einflußreiche Bekannte zu halten, gesucht.

Zu Anfang protestierte Svend ärgerlich gegen den »Pflegesohn« und lächelte gutmütig, wenn einer der Kameraden ihn in lustiger Stimmung den »Millionenerben« nannte und ihn daraufhin anpumpen wollte; da man seinen Protest aber für Bescheidenheit hielt oder

für berechnende Diplomatie, um sich jedem Anpumpen zu entziehen, so ließ er sie glauben, was sie wollten.

Gegen die Geselligkeit konnte er sich nicht wehren. Er war von Natur heiter und lebenslustig, und hatte er zu der einen Balleinladung ja gesagt, konnte er zu der anderen nicht nein sagen. Wenn er dann nach reichlich genossenem Wein heimkehren wollte, führte sein Temperament ihn häufig in abgelegne, schlecht erleuchtete Seitenstraßen zu nächtlichen Abenteuern, die er am nächsten Tage mit einem üblen Nachgeschmack im Munde bitter bereute.

Nach und nach kam er in ein richtiges Vergnügungstreiben hinein, das seine Arbeitskraft hemmte und von reuevollen Morgenstunden unterbrochen wurde, wo sein freier Geist, mehr noch als das Pflichtgefühl gegen Onkel Kasper, ihm die heftigsten Vorwürfe machte. Da Svends Mittel keineswegs für die Anforderungen, die die Geselligkeit an ihn stellten, ausreichten, so sah er keinen anderen Ausweg, als seine Finanzen durch Stundengeben aufzubessern. Dank seiner guten Verbindungen bekam er bald so viel Nachhilfestunden, daß seine Einnahmen sich verdoppelten. Aber auch darunter hatten seine Studien zu leiden.

Unwillkürlich formten Svends Ansichten sich nach den herrschenden Meinungen in den Kreisen, in denen er verkehrte. Das machte sich ganz von selbst so.

Die alten einflußreichen Herren betrachteten den aufmerksam lauschenden jungen Byge mit den großen hellen Augen und dem stolzen Nacken voller Wohlgefallen, ja, sie hielten ihn ihren eigenen Kindern wohl gar als Beispiel vor.

Der angeborene Starrsinn, der in Svends Wesen lag – Onkel Kasper mit seiner genauen Kenntnis der schwachen und starken Eigenschaften des Geschlechts, hatte ihn gleich richtig erkannt – wurde jedesmal heftig gereizt, wenn er in den Zeitungen las, wie die radikalen Anschauungen gegen das ererbte politische System Sturm liefen.

In seinem Bewußtsein war die ererbte, siegreiche Politik der Vergangenheit mit der Vorstellung von Onkel Kaspers Tätigkeit verwebt. Ein Angriff auf diese Vergangenheit kränkte sein Pietätsgefühl und erschien ihm fast wie eine persönliche Beleidigung gegen seinen Onkel.

Kurz gesagt: Svend war, ohne es zu wissen und zu wollen, in das Protokoll der Reaktion eingeschrieben worden.

10. KAPITEL

Amalie, eine ältere Kusine seiner Mutter, war eine sehr wohltätige Dame, die mit ihren beiden unverheirateten Töchtern von dem hinterlassenen Vermögen ihres verstorbenen Mannes lebte.

Als Gerda während der Weihnachtsferien bei ihr gewesen war, hatte Svend sie näher kennen gelernt und sich das Versprechen abnehmen lassen, sie an einem Mittwohabend, wenn sie ihren Nähverein hatte, an dem sie die Töchter von Verwandten und Bekannten um sich versammelte, zu besuchen.

Es wurden für Waisenhauskinder Unterröcke genäht und Strümpfe gestrickt; und um die Weihnachtszeit machte man Geschenke für die private Bescherung des Wohltätigkeitsvereins.

Tante Amalie mit den Hängelöckchen war eine sanfte, aber unsagbar energische Dame, die großes Ansehen in den religiösen Wohltätigkeitskreisen der Hauptstadt genoß.

Ihre Töchter, die nicht mehr in der ersten Jugendblüte standen und auf die das stille, entsagende Leben nicht gerade verjüngend gewirkt hatte, wurden besonders von solchen Damen aufgesucht, die sich aus irgendeinem Grunde ein gutes Zeugnis zu verschaffen wünschten.

So kam man denn hin und wieder dahinter, daß sich ein schwarzes Schaf in die weiße Herde eingeschmuggelt hatte. Dann entfaltete Tante Amalie unter vier Augen ihre sanfte, aber energische Autorität. Das schwarze Schaf verschwand aus dem Mittwohabend-Kreise; und wie in stillschweigender Übereinkunft fragte niemand nach der Fehlenden.

Svends Mutter hatte ihn gebeten, Tante Amalie eine Bestellung zu machen; und da er ihr immer noch einen Besuch schuldete, so faßte er einen kurzen Entschluß und ging hin.

Das Schicksal und seine Vergeßlichkeit wollten, daß er gerade in einen Mittwochabend hineinplatzte.

Das Mädchen, das ihm im Entree beim Ablegen behilflich war, konnte an der überfüllten Garderobe kaum einen Platz für seinen Überzieher finden. Svend sah mit einem hastigen Überblick, daß außer der seinen keine einzige männliche Kopfbedeckung vorhanden war.

Verflucht und zugeknöpft! Jetzt aber saß er in der Falle und mußte schleunigst ein freundliches Gesicht aufsetzen.

Svend trat in das geräumige, altmodisch möblierte Zimmer, wo Tante Amalie mit der Brille auf der Nase am Tisch saß und vorlas, von einem Schwarm junger handarbeitender Damen umgeben.

Tante Amalie war gerührt, da Svend sich ihres Abends erinnert hatte. Und nachdem er die Bestellung seiner Mutter überbracht und einige Fragen nach dem Wohlergehen der Seinen beantwortet hatte, wurde er aufgefordert, das Amt des Vorlesens zu übernehmen.

Es wurde auf dem Sofa, an der rechten Seite der Tante Platz gemacht, wo eine junge, schlanke, rotblonde

Dame bereitwillig zur Seite rückte, was ein allgemeines Zusammenrücken des ganzen Kreises unter befreiendem Gelächter und Scherzen zur Folge hatte.

Als er am Titelblatt sah, was es war, das er vorlesen sollte, eine Übersetzung aus dem Englischen von dem »Leben in der Welt mit besonderem Hinblick auf die schwierige Lage der alleinstehenden Frau«, da konnte er eine plötzliche Lachlust kaum unterdrücken.

Da, im selben Augenblick wurde er unterm Tisch angestoßen, ganz wenig, aber deutlich – wie in der Schule.

Svend blickte vorsichtig zur Seite, die Rotblonde aber saß mit einem ganz ernstesten Gesicht da und nähte an einem Kinderhemdchen.

»Nichts ist wohltuender und gleichzeitig vergnüglicher für die weibliche Jugend als sich an langen Winterabenden in gemeinsamer Beschäftigung um den Wohnstubentisch zu versammeln.«

Hier konnte Svend es nicht unterlassen, seiner Nachbarin einen kleinen Seitenblick zuzuwerfen. Und richtig. Sie hob den Kopf, um einen Faden durchzubeißen, und dabei begegnete er einem dunklen Blick, der von verborgener Lustigkeit blitzte, während die weißen Zähne ihn anlachten, indem sie zubissen.

»Sie amüsieren sich wohl ordentlich heute abend,« sagte der Blick.

Von jetzt ab bereute er es nicht mehr, daß er zu Tante Amalie gekommen war, und jedesmal wenn er glücklich eine besonders schwülstige Stelle hinter sich hatte, blickten sie sich verstohlen an und amüsierten sich köstlich.

Bevor er mit dem Pensum zu Ende war, das Tante Amalie für den Abend bestimmt hatte, hatte Svend sich einen neuen und noch dazu einen weiblichen Kameraden gewonnen.

Beim Abendbrot saßen sie sich gegenüber, und den Rest des Abends, während von mehreren verlegenen jungen Mädchen gesungen und gespielt wurde, lächelten sie sich jedesmal, wenn ihre Augen sich trafen, verstohlen zu.

Es war, als hätten sie sich schon lange gekannt; und Svend überlegte, wie er es einrichten könne, sie nach Hause zu begleiten, damit sie sich ordentlich aussprechen und ihrer Heiterkeit die Zügel schießen lassen könnten. Sie war sicherlich voller Humor.

Als man schließlich aufbrach und die Damen im Entree ihre Mäntel anzogen, sagte die Rotblonde zu Tante Amalie, die mit übereinandergelegten Händen mütterlich in der Tür stand und sich angelegentlich erkundigte, wie jede einzelne nach Hause käme:

»Ich kann nicht begreifen, wo mein Mädchen bleibt. Ich habe ihr gesagt, daß sie mich um elf Uhr abholen soll, und jetzt ist es schon halb zwölf.«

Svend erbot sich eifertig, sie nach Hause zu begleiten.

Die junge Dame dankte, ohne ihn anzusehen; und Tante Amalie freute sich über ihren artigen Neffen, der ihnen allen solch vergnügten Abend bereitet hatte.

Kaum hatten sie sich von dem übrigen Schwarm getrennt, der sich nach den verschiedenen Straßenbahnen hin verteilte, als sie rasch ausschreitend und den Kopf vor dem Wind neigend, in ein klingendes Gelächter ausbrach:

»Wie ist es nur möglich, daß ein Mensch so viel Vergnügen auf einmal vertragen kann?«

Er kam so ins Lachen, daß er stehen bleiben mußte, um Luft zu bekommen. Sie stand dicht vor ihm und genoß sein Lachen, während sie ihn mit ihren strahlenden, klugen und munteren Augen betrachtete.

»Wie können Sie das so Mittwoch für Mittwoch aushalten, gnädiges Fräulein?« fragte er schließlich. »Oder sind Sie nur hin und wieder da?«

»Ich bin jeden Mittwoch da, den Gott geschaffen hat. Im übrigen bin ich nicht Fräulein, sondern Frau.«

Svend war ganz verblüfft.

»Entschuldigen Sie, ich konnte unmöglich alle Namen behalten. Wie hießen Sie doch noch?«

»Agnete Grönvold!«

»Ich dachte übrigens, daß Tante Amaliens Versammlungen nur für unverheiratete Frauen da seien, für solche, die für das Leben in der Welt ausgebildet werden sollen.«

Sie bedachte sich eine Weile, bevor sie antwortete. Dann sagte sie schnell:

»Das sind sie eigentlich auch. Mit mir hat das aber so eine eigene Bewandtnis. Davon will ich Ihnen ein andermal erzählen.«

Es freute ihn, daß sie ohne weiteres davon ausging, daß sie sich häufiger sehen würden.

»Ich bin nämlich geschieden, will ich Ihnen sagen,« fügte sie hinzu, ohne ihn anzusehen. »Aber ich bin mit Anna und Marie zusammen zur Schule gegangen, und da mein Mann die ganze Schuld hatte« – sie sagte es ganz freimütig – »so bin ich in Tante Amaliens Augen eine Märtyrerin und genieße ihre ganz besondere Sympathie. Ich sitze immer bei ihr im Sofa und langweile mich unbeschreiblich. Sie ist im Grund ein guter Mensch, und ich möchte sie ungern kränken.«

Sie blieb plötzlich stehen und blickte ihn ernst mit ihrem dunklen Blick an.

»Sie wissen nicht, wie dumm es ist, so jung zu heiraten. Und Sie müssen nicht glauben, daß ich mich unglücklich fühle, weil ich geschieden bin. Im Gegenteil! – Jetzt bin ich erst recht frei, viel freier als vorher und will mich ordentlich amüsieren.«

Svend wußte nicht, was er antworten sollte. In den Kreisen, in denen er sich bis jetzt bewegt hatte, war ihm noch nie in so kurzer Zeit ein so offenes und ehrliches Vertrauen von einer Dame entgegengebracht worden. Es rührte ihn tief; er hätte sie auf offener Straße dafür umarmen mögen; aber er fand keine Worte.

Sie mißverstand sein Schweigen und warf den Kopf in den Nacken.

»Sie finden gewiß, daß ich eine komische Pflanze bin – so offenherzig, nicht? – Gleich beim ersten Zusammensein.«

»Nein!« versicherte er.

»Doch, doch! – Aber das kommt vom Pensionatsleben, da ist der Ton so offen und natürlich. Es ist mir zur Gewohnheit geworden, so frei heraus zu sprechen. Aber ich glaube wohl, daß ich häufig bei den Alten Anstoß erzeuge. Na – da pfeife ich drauf.«

»Wenn doch alle wie Sie wären!« sagte er aufrichtig und ging unwillkürlich ganz nahe an sie heran.

Sie blickte hastig von der Seite zu ihm auf, als sähe sie ihn plötzlich in einem anderen Licht.

»O, Sie wissen nicht, wie amüsant es in meinem Pensionat ist!« sagte sie, »wo wohnen Sie denn?«

Er sagte es ihr. Dann wollte sie Näheres über seine Lebensweise wissen, und sie lachte, als er ihr erzählte, daß er sich Frühstück und Abendbrot selbst besorgte.

»Nein, daß Sie dazu Lust haben! Weshalb wohnen Sie nicht in einem Pensionat?«

Plötzlich wandte sie sich ihm wieder ganz zu und sah ihm in die Augen.

»Wissen Sie was? Bei uns ist ein Zimmer frei. Das sollten Sie nehmen. Ich glaube, es wird Ihnen in unserem Kreis gefallen.«

Svend wurde es ganz heiß. Sein Herz klopfte stark; fast hätte er sofort zugeschlagen. Im nächsten Augenblick aber fand er doch, daß noch mancherlei zu überlegen sei; er war es nicht gewöhnt, so Hals über Kopf Beschlüsse zu fassen.

Er erkundigte sich vorsichtig nach dem Preise und machte einen schnellen Überschlag im Kopf. Na, das Ökonomische würde er schon einrichten. Die Lage war auch gut. Und die Gesellschaft – ach, sie war so heiter und natürlich und so wundervoll frei. Es schien sich ihm ein ganz neuer Horizont von Jugend und Schönheit zu öffnen.

Als sie ihre Haustür erreicht hatten, sah er zum Haus hinauf und stellte es sich bereits als sein künftiges Heim vor.

Sie reichte ihm ihre kleine unbefangene Hand mit einem festen Druck, sah ihm mit einem munteren Blick in die Augen, und sagte:

»Na, Herr Studiosus, wollen Sie – oder wollen Sie nicht?«

»Ich will!« sagte er fest und drückte die Hand, die noch in seiner lag.

»Morgen melde ich mich bei Frau Severine Jensen –, hieß sie nicht so? – und miete auf Ihre Verantwortung hin.«

Sie zog plötzlich bedenklich ihre Hand zurück.

»Nein, ich übernehme keine Verantwortung. Ich weiß ja nicht, wie verwöhnt Sie sind. Und Pensionskost ist immer Pensionskost, wie Sie wohl wissen.«

»Auf Ihre Verantwortung!« wiederholte er lächelnd.
»Schlagen Sie ein?«

»Also gut! – Sie sind wohl nicht verwöhnter als wir anderen!«

11. KAPITEL

Die Witwe Severine Jensen war eine kugelrunde, gutmütige Dame aus der Provinz. Sie verdiente Miete und Kost für sich und ihren siebzehnjährigen Sohn, der Lehrling war, indem sie Pensionäre hielt. Der Mann war Beamter gewesen und hatte ihr nichts weiter als die spärliche Witwenpension und dann den Jungen hinterlassen.

Frau Jensen trug meistens ein bekümmertes Gesicht zur Schau und sprach immer vom Geld und Preisen. Nur wenn sie im Kreise ihrer jungen Pensionäre saß und zu einer extra Tasse Kaffee eingeladen war, die Agnete Grönvold von eigenen Kaffeebohnen braute, dann taute sie schnell auf und war bald die Heiterste von allen.

Wenn sie am Abend ihren Sohn zu Bett geschickt hatte, den sie mit mütterlicher Strenge erzog, kam es vor, daß sie kleine gewagte Geschichten aus ihrem Provinzleben zum besten gab, von den heimlichen Umtrieben der Garnisonlieutenants und von anderen Dingen, wobei sie mit einem Seitenblick auf Agnete, die augenblicklich die einzige Dame im Pensionat war, prüfte, wie weit sie in ihrem Bestreben, die jungen Leute zu amüsieren, wohl gehen könne.

Svend machte einen sehr günstigen Eindruck auf Frau Jensen. Das Zimmer wurde besehen – es war geräumig und lag nach der Straße hinaus. Einige überflüssige Möbel wurden entfernt und ein wackliger Schreibtisch an ihre Stelle gesetzt. Der Preis wurde vereinbart – er wurde sogar etwas herabgesetzt, als Svend eine bedenkliche Miene machte, und die Sache war in weniger als zehn Minuten geordnet.

Svend konnte gleich einziehen. So viel Interesse hatte Svend für die neue Bekanntschaft des Abends gefaßt, an die er die ganze Nacht hatte denken müssen, daß er den halben Monat, den er schon für sein Dachstübchen bezahlt hatte, fahren ließ. Svend hatte Agnete nicht zu Gesicht bekommen, als er mit Frau Jensen verhandelte; und er hatte nicht nach ihr fragen wollen, um sie nicht in ein falsches Licht zu bringen, obgleich er vor Neugierde brannte.

Als er aber nach einigen Stunden mit einem Dienstmann, der sein ganzes Hab und Gut auf einer Karre

brachte, zurückkehrte, erzählte Frau Jensen unaufgefordert, daß er eine entzückende junge Dame als Nachbarin habe, die mit einem schlechten Menschen verheiratet gewesen, jetzt aber, Gott sei Dank, geschieden sei.

»Es geht überhaupt so gemütlich und lustig bei uns zu,« fügte sie hinzu, indem sie ihre Schürze in anständige Falten strich.

Erst beim Mittagessen traf er Frau Agnete.

Sie saß zwischen einem dunkelhaarigen, flotten, Kneifer tragenden Herrn – *stud. med.* Graulund – und einem kleinen, schmalschultrigen, blassen, glattrasierten Jüngling, der sehr nervös war; beim geringsten Geräusch zuckte es über seinen feingezeichneten Augenbrauen. Das war der »Philosoph«, wie Frau Agnete ihn getauft hatte, Franz Erichsen, angehender Philologe und Politiker.

Dann war da noch ein theologischer Kandidat und ein Assistent im Ministerium.

Svend bekam seinen Platz Agnete gegenüber angewiesen. Sie war heute in einem einfachen Tuchkleid, das ihre runden Schultern und die feste Brust stramm umschloß.

Während des Essens war sie viel zurückhaltender gegen Svend als am vorhergehenden Abend; und Svend hätte glauben können, daß sie ihre Offenherzigkeit bereits bereue, wenn nicht hin und wieder ein verstohle-ner Blick in den dunklen Augen ihr Interesse verraten hätte.

Nachdem die Herren ihn eine Weile unter zurückhaltendem Schweigen betrachtet und zu ergründen versucht hatten, welcher Art die Bekanntschaft zwischen ihm und Agnete sei, forderte die Jugend ihr Recht.

Unter Necken und Scherzen wurde dem neuen Mann mit der stolzen Haltung, dem blonden, hochgekämmten Haar und den großen jugendlichen Augen auf den Zahn gefühlt; er gab schnell und keck Bescheid, so daß der Kontakt bald zustande kam.

Als man sich nach beendigter Mahlzeit erhob, wurde er mit den anderen auf Graulunds Zimmer gebeten, wo es zur Feier des Tages einen Kognak zum Kaffee gab.

Agnete war jetzt munter und ungeniert, ganz wie gestern abend. Sie saß auf dem Sofa, rauchte Zigaretten und trank Kognak.

Es war ein richtiges radikales Nest, in das Svend hereingeplumpst war.

Sowohl Graulund wie der Philosoph betrachteten es als eine selbstverständliche Pflicht, jeder Parole, die von dem Generalkommando des heimatlichen Radikalismus ausging, zu folgen, ebenso wie mehrere von Svends Kameraden aus den reaktionären Kreisen es als eine Ehrensache ansahen, sich jede neue Weste, die ihr erstklassiger Schneider ihnen vorlegte, anzuschaffen.

Sie hatten einen wachen und kritischen Blick für die Schwächen ihrer Mitmenschen, die beim Kaffee mit beißendem Witz verhandelt wurden.

Wenn sie aber auch über die führenden Personen herzogen, und über Eitelkeit, Kleinlichkeit und gegenseitigen Brotneid spöttelten – die Dogmen verhöhnten sie nicht, auf die müsse man schwören, wenn man nicht für einen Obskuranten, Ignoranten oder Reaktionsnär gehalten werden wollte.

Zu Anfang verteidigte Svend seine Ansichten; er verfocht politischen Konservatismus, den Dreiklang in der Kunst: die begründete Harmonie des Guten, des Schönen und des Wahren, und was der Konstruktionen mehr waren, deren Gründlichkeit er nie persönlich untersucht, sondern als Überlieferung auf Treu und Glauben hingenommen hatte.

Svends Konservatismus erweckte eine ungeheure Heiterkeit, einen sprudelnden Hohn, besonders bei dem Philosophen, der hinter seinem schwächtigen Äußeren eine spitze und blitzende Intelligenz verbarg.

Svend schämte sich, in diesen Scharmützeln hinter seiner Zeit zurückzustehen; was den allmählichen Umschlag in seinem Gemüt aber mehr als alles andere beschleunigte, war der lebhaft Anteil, den Agnete an den Diskussionen nahm und ihre unbedingte Parteinahme für die Ansichten der anderen. Oft wenn er sie eifrig und mit rotem Kopf auf seine Seite zu ziehen versuchte, begegnete ihm ein ärgerlicher Blick aus ihren dunklen Augen, der ohne Umschweife ganz weiblich sagte:

»Tun Sie doch nicht so alt und vernünftig! – Wenn man jung ist, muß man auch auf Seite der Jugend sein. Dort gehöre ich hin. Dort gibt es Freiheit und Lebensfreude; und wollen Sie mir gefallen, dann müssen Sie jung, das heißt radikal wie wir anderen sein.«

Svend hatte noch keine vierzehn Tage bei Frau Severine Jensen gewohnt, als er bis über beide Ohren in Agnete Grønvold verliebt war.

Wenn er in seinem Zimmer saß, lauschte er auf ihre Schritte. Sein Herz klopfte heftig, wenn er sie des Abends zu Bett gehen hörte.

Er erwartete sie, wenn sie in Gesellschaft gewesen war, um das Vergnügen zu haben, ihr die Tür aufzuschließen und ihre Augen strahlend auf sich gerichtet zu sehen, während sie ihm kameradschaftlich die Hand drückte.

Er vermied seine frühere Geselligkeit, um immer in ihrer Nähe zu sein und keine der gemeinsamen Mahlzeiten zu versäumen. Nur wenn er wußte, daß sie nicht zu Hause war, ging er aus.

Und doch war etwas in ihrem Wesen, das ihn im tiefsten Innern abstieß. Er wußte nicht, was es war, leugnete es vor sich selbst, und das Bemühen, es zu betäuben, machte das Verlangen nach ihr nur noch heftiger.

Lange schien sein Werben hoffnungslos zu sein. Wenn er ehrlich sein wollte, konnte er sich keiner Bevorzugung in ihrer Gunst vor den anderen rühmen.

Eher schien es, als zöge sie Graulund vor, den sie am längsten gekannt hatte und dessen keckes, schlagfertiges Wesen sie oft ausgelassen heiter machte.

Eines Tages in der Dämmerung war es so still in ihrem Zimmer, daß er glaubte, sie sei ausgegangen. Als er von dem Gedanken an sie erfüllt im Zimmer hin und her schritt und vielleicht ihren Namen laut vor sich hin gesagt hatte – da klopfte es an seine Tür und sie stand im Halbdunkel plötzlich vor ihm. Die Hand auf dem Drücker, bat sie ihn um ein Buch, von dem er gesprochen hatte.

Sein Herz schlug heftig in einer unerklärlichen Angst und einem unerklärlichen Jubel.

Mit zwei Schritten war er an ihrer Seite. Er hatte keine Zeit, ihre Frage zu beantworten; denn indem er auf sie zuging und ihre glühenden Wangen sah – als er ihrem Blick begegnete, der glänzender war als sonst und doch so seltsam fern und dunkel, da war mit einem Mal jeder Gedanke aus seinem Gehirn wie fortgeblasen.

Er wußte später nicht, wie es zugegangen war; aber im nächsten Augenblick lagen seine Arme ihr um Taille und Nacken. Mit geschlossenen Augen, deren Lider in Selbstvergessenheit zitterten, preßte sie ihren heißen Mund so voll und fest auf seinen, daß es war, als hinge sie mit ihrem ganzen Körper an seinen Lippen.

Sie wurden durch ein Geräusch an der Flurtür geweckt und verstanden beide, daß es Frau Jensen sei,

die nach Hause kam, um das Abendessen herzurichten.

Er zog sie hastig tiefer ins Zimmer hinein und schloß die Tür ab. Dann vergaßen sie Mund auf Mund Zeit und Stunde.

Svend hatte nur geringe Erfahrung in erotischen Dingen; was er wußte, verdankte er nächtlichen Abenteuern, deren er sich Tags darauf schämte.

Darum kam dieser erste, echte Liebeskuß wie eine Offenbarung zu ihm. Er berührte den Naturboden in ihm, er fühlte sich plötzlich viel erwachsener und trotzdem so froh wie ein Kind. Alle wohlbekanntesten Dinge um ihn her wurden plötzlich viel wirklicher, viel persönlicher.

Da sie älter war als er, und die aus der Ehe Erfahrung hatte, so führte ihr Verhältnis gleich zu voller Hingabe.

Schon am nächsten Abend, als er bebend wach lag und auf ihre Atemzüge hinter der Tür, die sie trennte, horchte, da hörte er, nachdem jeder Laut im Hause verstummt war, ein leises Klirren am Schlüsselloch. Ein Schlüssel wurde vorsichtig ins Schloß gesteckt und umgedreht; die Tür wurde langsam geöffnet und im Halbdunkel stand sie in ihrem langen, weißen Nachthemd da.

Jubelnd und berauscht streckte er die Arme nach ihr aus, doch wagte er es nicht, ihren Namen zu rufen. Sie nahm sich noch die Zeit, die Tür sorgsam zu schließen

und die Portiere, die sie verdeckte, zurechtzuziehen, dann schlüpfte sie zu ihm über den Teppich.

12. KAPITEL

Es war eine selige Zeit, die jetzt folgte.

Agnete verstand es, die anderen mit völliger Selbstbeherrschung über ihr Verhältnis zu täuschen, während Svend sich häufig mit gespielter Verdrossenheit waffnen mußte, als hätte sie ihn gekränkt, um sich bei den Mahlzeiten nicht zu verraten.

Ihre Selbstbeherrschung erweckte neben seiner Bewunderung ein peinliches Nachdenken in ihm über die Erfahrungen, die sie bereits in heimlicher Liebe gemacht zu haben schien. Sie sprach nur selten und ungerne über das Verhältnis zu ihrem geschiedenen Mann. Svend hatte aus gelegentlichen Äußerungen entnommen, daß sie außer ihrem Mann noch einem anderen sehr nahe gestanden hatte.

Er fand es undelikat zu fragen; aber er wünschte sehnlichst, daß sie ihm eines Tages alles ohne Vorbehalt erzählen würde.

Agnete lebte dem Augenblick. Unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft gab sie ihm, was ein Augenblick enthalten konnte, und verlangte dasselbe von ihm.

Wenn er von der Zukunft zu sprechen begann, lachte sie ihn aus und küßte ihm die Worte von den Lippen.

Wozu all dieser Ernst? – Konnten sie sich nicht ohne Überlegung wie zwei junge lebensfrohe und gesunde Menschen zusammen amüsieren?

Eines Tages sagte sie im Scherz zu ihm, daß er es seinem Zimmer zu verdanken habe, daß sie so schnell die seine geworden sei. Denn solch verlockender Gelegenheit, sich ungehört und ungesehen zu jeder Tageszeit zueinander zu schleichen, könne kein warmblütiger junger Mensch widerstehen.

Diese Worte mißfielen ihm sehr.

Wenn er nun auszöge und ein anderer sein Zimmer bekäme, würde sie dann denselben heimlichen Weg gehen?

Sie sagte neckend:

»Ja, warum nicht?«

Er kehrte ihr den Rücken und trommelte irritiert gegen die Fensterscheibe.

Sie ging zu ihm, faßte ihn von hinten um den Kopf und sagte weich:

»Du mußt doch Scherz verstehen!«

Da trafen sich ihre Blicke warm und voll, und ihre Lippen suchten sich hastig.

Diese Liebesmonate bewirkten nicht nur in Svends Lebensweise, sondern auch in seinen Anschauungen eine durchgreifende Veränderung. Er wurde, wie Agnete es wollte, radikal mit den Radikalen, jung mit den Jungen.

Wenn er bisher mit der älteren Generation gegangen war, zu ihrer Lebensanschauung geschworen hatte, so verstand er jetzt, daß es nicht nur aus einer kritiklosen Anerkennung des Althergebrachten geschehen war, sondern weil er unwillkürlich den Geist des Milieus eingesogen hatte, in dem er verkehrte, so wie die dünne Zellenhaut der Pflanze den Saft ihres Erdreichs trinkt.

Er lachte höhnisch über sich selbst, wenn er daran dachte, wie er sich übermütig als freier Geist gefühlt hatte, der nur durch das Versprechen an Onkel Kasper gebunden war, während er in Wahrheit selbst noch gar nicht denken, noch nicht persönlich urteilen gelernt hatte. Das erkannte er jetzt klar und deutlich.

Etwas aber quälte ihn nach seiner Freimachung, wie er es nannte, und das war das Gefühl, daß er denen zu Hause, seiner Mutter und Gerda, noch mehr entfremdet worden war als früher.

Das zeigte sich, als er in den Weihnachtsferien zu Hause war, so daß er seine Meinungen auf religiösem und moralischem Gebiet gar nicht zu äußern wagte und seinen Aufenthalt unter dem Vorwand, arbeiten zu müssen, abkürzte und nach Kopenhagen zurückeilte.

Noch lange nachher erinnerte er sich des Blickes, den seine Mutter ihm zuwarf, als er schon im Coupé stand und sich abschiednehmend zu ihr und Gerda hinausbeugte – eines betrübten, verstehenden Blickes, der

besser als Worte sagte, daß sie wisse, sie habe ihn verloren, aber hoffe, daß er doch noch ein guter Mensch sei.

Er fühlte, wie das Blut ihm unter diesem Blick in die Wangen stieg, und im Bedürfnis nach einer Zuflucht suchten seine Gedanken Agnete, die er während seines ganzen Aufenthalts mit keinem Wort erwähnt hatte.

Als der Zug sich in Bewegung setzte und die beiden Menschen, die ihm so teuer waren, immer kleiner und undeutlicher wurden, mußte er bitter erkennen, daß es ihm eine unsägliche Erleichterung war, seinem Kindheitsheim den Rücken zu kehren. Er hatte ja während all dieser Tage seiner Mutter nicht gerade in die Augen sehen können – ganz wie in seinen Knabenjahren, wenn er etwas auf dem Gewissen hatte. Er wußte ja, wie sie sein Verhältnis zu Agnete beurteilen würde. Das Bitterste aber war, daß das, worüber er sich nach Ansicht seiner Mutter schämen mußte, ihm das Glückliche schien, was er bis jetzt erlebt hatte.

Es war schon lange bestimmt gewesen, daß Frau Severine Jensens Pensionäre einen Landausflug machen wollten, wenn der Sommer ins Land käme.

Als nun der Wahltag das so sehnsüchtig erwartete Resultat brachte, indem die Linke und die Radikalen in Kopenhagen siegten, lag es nah, diese politische Freimachung zu feiern.

Springen, Goldregen und Schneebälle standen in voller Blüte, als Agnete, Graulund, der Philosoph und

Svend in einem Zweispänner nach Skodsborg fahren, um dort zu dinieren.

Das Wetter war strahlend, aller Lebensgefühl war aufs höchste gespannt, und Svend, der Agnete gegenüber saß, konnte seine Gefühle nur mit Mühe im Zaum halten. – Er meinte, daß alle ihr Glück lesen müßten, und es war nur auf ihr ausdrückliches Verlangen, daß ihr Verhältnis im Pensionat geheim gehalten wurde.

Svend war betrübt, daß sie noch immer nichts von Verlobung hören wollte. Das Wort irritierte sie geradezu. Sie sagte, daß sie von offizieller Liebe seinerzeit übergenuß bekommen habe.

Das Heimliche in ihrem Verhältnis, das zuerst eine Anziehung mehr gewesen war, fing an ihn zu ermüden und zu quälen. Teils erforderte es so viel langweilige Ausflüchte, teils meinte er, daß ihnen ein gegenseitiges Recht aneinander zukäme, das von anderen nicht respektiert werden konnte, solange ihr Verhältnis geheim gehalten wurde. So konnte ihm diese Liebe, die ihn zuerst so beglückt hatte, bisweilen Eifersucht und Qual bereiten.

Nachdem sie im Kurhotel zu Mittag gegessen hatten, gingen sie nach der Konzerthalle am Strande, um Kaffee zu trinken.

Als sie bei Kaffee und Likören saßen und über die blanke Fläche des Sundes blickten, wo Kutter mit schlaffen, weißen Segeln unbeweglich in dem windstillen Nachmittage vor Anker lagen, wurde Svend durch

eine bekannte Stimme aus seinen Glücksträumen gerissen.

Er drehte hastig den Kopf.

Ja, richtig, es war Tante Amalie, von einem Schwarm hellgekleideter junger Mädchen umgeben.

Sein Blick suchte Agnete. Auch sie hatte den Kopf bei dem Klang der Stimme gewandt und sah ihm mit komischem Entsetzen in die Augen.

»Das fehlte gerade!« flüsterte sie.

Das Schicksal hatte es gewollt, daß Tante Amalie, die jedes Jahr mit den Treuen ihres Nähvereins einen Ausflug machte, gerade diesen Tag gewählt hatte.

Daß Agnete sich an öffentlicher Stelle allein zwischen Herren befand, von denen notorisch keiner ihr Mann, Bruder oder Vater war, das war in Tante Amalies Augen schon ein bedenklicher Fall. Daß sie die Füße flott auf einen anderen Stuhl gelegt hatte und eine Zigarette rauchte, das war mindestens skandalös, daß aber der eine ihrer Begleiter, der mit dem Kneifer auf der Nase, der anscheinend nicht ganz nüchtern war, ihre jungen Mädchen mit frechen Blicken musterte, das war unerhört.

Ihre erste Eingebung war, mit Rücksicht auf die junge, ihr anvertraute Schar, die skandalöse Gesellschaft zu schneiden und Agnete später ganz still aus dem Nähverein auszumerzen.

Agnete aber, die sich bereits in die Situation hineingefunden hatte, sagte in einem erfreuten Ton, indem sie ihre Füße vom Stuhl nahm:

»Sehen Sie nur, Herr Byge, da ist Ihre Tante mit dem Nähverein!« Und darauf nickte sie Tante Amalie und der Schar freundlich zu.

Svend war vom Stuhl aufgesprungen und grüßte schweigend, ohne die Damen anzusehen, während Herr Graulund, der sich köstlich amüsierte, sitzen blieb und gemütlich an den Hut griff.

»Unerhört!« murmelte Tante Amalie so laut, daß alle es hören mußten. Dann machte sie demonstrativ kehrt und schüttelte zornig ihre grauen Hängelöckchen, während Graulund laut auflachte.

»So! Nun bin ich abgetan!« sagte Agnete mit einem Lächeln, »und wenn eines aus der Schafherde so naiv sein sollte, am Mittwoch meinen Namen zu nennen, wird Totenstille im Zimmer herrschen. Eigentlich bin ich ganz froh darüber, denn ich mag nicht, daß Leute mich für etwas anderes halten als ich bin. Und gegen Tante Amalie bin ich nicht ehrlich gewesen.«

Svend dachte daran, daß der Bericht von dem unglückseligen Begegnis weitergehen würde; es quälte ihn, daß seine Mutter Kummer dadurch haben sollte. Er schlug vor, den Wagen ein Stück vorausfahren zu lassen, um Tante Amalie, die natürlich mit ihrer Schar in einer dritten Klasse gekommen war, nicht von neuem zu schokieren.

Agnete aber warf den Kopf in den Nacken und sandte ihm einen mißbilligenden Blick aus ihren dunklen Augen zu:

»Weshalb? Was ist denn dabei, wenn sie uns in einem Zweispänner sieht. Sie soll ihn ja nicht bezahlen. Man muß für sich selbst und seine Vergnügungen einstehen können.«

Svend wollte ihr nicht widersprechen. Es war ja nicht Tante Amaliens wegen – was kümmerte die ihn –, mochte sie ihn im Extrazug sehen, wenn es sein mußte – nein, er dachte an seine Mutter und an ihren genügsamen Sinn, wenn sie Tante Amaliens entrüsteten Brief bekam, den er sich lebhaft vorstellen konnte.

So wanderte man denn im Triumph zum Hotel zurück, und richtig, dicht neben der Anfahrt saß die weiße Schar um einen Tisch beim Kaffee.

Als sie im Landauer Platz genommen hatten, sah Agnete, wie sämtliche Mitglieder des Nähvereins die Häse reckten. Und in plötzlicher Ausgelassenheit winkte sie ihnen mit ihrem Taschentuch zu.

Als man Klampenborg erreicht hatte, wurde der Wagen nach Hause geschickt, und sie machten einen Spaziergang durch den Wald zum »Hügel«, wo an Sommerabenden Volksbelustigungen stattfanden.

Das stille warme Wetter hatte die Kopenhagener in Scharen ins Freie gelockt. Es war ein Quietschen

von Blasinstrumenten, ein Schreien und Kreischen von fröhlichen Stimmen, daß einem die Ohren gellten.

Agnete, die es liebte, sich zwischen Leuten aus dem Volke zu bewegen, strahlte von lebendiger, mitfühlender Freude. Ihre ganze Seele lag in ihren großen, glänzenden Augen.

Auch Svend hatte den Zwischenfall mit Tante Amalie überwunden; aber er fühlte sich nicht recht wohl in der Wärme und wurde mehrere Male von einem plötzlichen Stechen befallen, das ihm wie ein scharfes Messer durch die Seite jagte.

Sie waren in den Sängerrinnen-Kneipen, wo man noch nach alter Sitte mit dem Teller herumging.

Das war der einzige Ort, wo Agnete sich trotz aller Neugierde nicht amüsierte. »Nein, das ist zu jämmerlich!« sagte sie schauernd, »die armen Wesen!«

Graulund wollte die Sängerrinnen absolut mit einer Runde schwedischem Punsch traktieren. Als die anderen ihn daran hindern wollten, beehrte er auf, und sie wurden zum Gegenstand peinlicher Aufmerksamkeit. Svend zog Agnete eiligst mit sich hinaus, während der Philosoph versprach, sich Graulunds anzunehmen.

Als Svend und Agnete draußen waren, wurden sie sofort von der Menge mitgerissen und so von den anderen getrennt. Sie wollten am liebsten allein sein. Agnete klammerte sich blaß an Svend, die Kehrseite des menschlichen Vergnügens hatte ihr ans Herz gegriffen

und eine plötzliche bittere Vorstellung, wozu das Leben führen konnte, in ihr erweckt.

Sie wollte fort von dem unleidlichen Lärm, der ihr in den Ohren schmerzte und eine nervöse Falte in ihre Stirn grub.

Erst als sie wieder Bäume über ihren Köpfen fühlten, das sanfte Rauschen hoch oben hörten, während der Lärm aus der Ferne harmonisch durch seine Fernheit zu ihnen drang, als sie die leichte, kühle Nachtluft einatmeten, erst da atmete sie wieder auf.

Sie blieb stehen, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn heftig, ohne zu verraten, was sie im Innersten bewegte. Es war, als mache eine Angst sich in ihren Küssen Luft, als suche sie Schutz gegen etwas, wofür weder sie noch er Worte hatten. Er behielt sie lange in seinen Armen. Keiner von ihnen sprach; sie blieben im Walde, bis es oben zwischen den Baumkronen zu dämmern begann. Dann eilten sie in seliger Ermüdung nach Hause.

13. KAPITEL

Svend hatte nur einige Stunden geschlafen, als er von einem furchtbaren Schmerz in der rechten Seite erwachte; im selben Augenblick erinnerte er sich der Stiche am vorhergehenden Abend, denen er keine weitere Beachtung geschenkt hatte.

Jetzt packte der Schmerz ihn mit solcher Heftigkeit, daß er ihm den Atem benahm und ihm den Schweiß auf die Stirn trieb.

Gewiß war er krank. Schließlich nahmen die Schmerzen so überhand, daß er laut stöhnte.

Agnete erwachte von dem Laut und suchte sich verwirrt Klarheit darüber zu verschaffen.

Plötzlich begriff sie, daß das Stöhnen aus Svends Zimmer kam, daß ihr Freund es war, der verzweifelt und qualvoll stöhnte.

Sofort stand sie auf – es war schon heller Tag, die Uhr zeigte fünf –, öffnete die Verbindungstür und ging zu ihm hinein.

Sie wurde von Angst ergriffen, als sie ihn mit hochgezogenen Knien und schweißgebadetem Gesicht daliegen sah. Sie beugte sich über ihn und drückte ihm sanft die Hand. »Was fehlt dir, Svend?« fragte sie.

»Oh, ich vergehe vor Schmerzen!« brachte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor.

Agnete besann sich einen Augenblick, dann ging sie wieder in ihr Zimmer, kleidete sich notdürftig an und klopfte an Graulunds Tür.

Als niemand antwortete, öffnete sie die Tür, das Zimmer aber war leer und das Bett unberührt. Er und der Philosoph waren also noch nicht nach Hause gekommen.

Dann weckte sie Frau Jensen, die nach einiger Mühe begriff, daß Herr Byge krank geworden sei. Während

Frau Jensen ihren Sohn weckte, damit er einen Arzt holen sollte, eilte Agnete wieder zu Svend hinein, der jetzt in Fieberbetäubung stöhnend dalag. Sie beugte sich über den Kranken, lauschte auf seine Atemzüge und wischte ihm den Schweiß von der Stirn. Sie weinte vor Mitgefühl.

Es verging eine halbe Stunde, in welcher es auf der Straße lebendig wurde. Milchwagen rasselten, schwere Rolljalousien wurden vor den Läden aufgezogen, ein Hund bellte nach wiedergewonnener Freiheit, ein Hausknecht piff den neuesten Gassenhauer.

Da erklangen hastige Schritte auf der Treppe. Es war der herbeigerufene Arzt.

In Angst und Spannung erwartete Agnete in ihrem Zimmer das Resultat der ärztlichen Untersuchung.

Und während sie in ihrer Unruhe im Zimmer auf und ab ging, machte sie sich allerhand Gedanken. Hatte sie vielleicht Schuld an seiner Krankheit? Sie kannte ihre eigene starke Lebenslust. Sie dachte an die Grundverschiedenheit ihrer Charaktere, und wie häufig sie sich darüber gewundert hatte, daß etwas, das für sie nur den Augenblick füllte, für ihn zu einem Erlebnis wurde, das seine Wirkungen weit über den Augenblick hinauserstreckte.

Stand seine Krankheit vielleicht mit dieser Selbstquälerei in Verbindung?

Schließlich hörte sie, daß der Arzt fertig war, sie dachte nicht daran, ihr Interesse zu verbergen. Sie lief

in den Korridor hinaus und ließ sich Bescheid geben, während der Arzt fragend von ihr zu Frau Jensen sah, die sich bescheiden in der Küche zurückhielt.

Es war eine Unterleibsentzündung.

»Ist es ernst?« fragte sie und griff sich an den Kopf.

»Ja,« sagte der Arzt, »hier kann er nicht bleiben. Vielleicht wird eine Operation notwendig – und außerdem muß er sorgfältige Pflege haben.«

Agnete war im Begriff ihm zu sagen, daß niemand ihn sorgfältiger pflegen würde als sie; im nächsten Augenblick aber erinnerte sie sich, daß das ja ganz unmöglich sei. Was sollte man den Pensionären sagen, Frau Jensen – und seiner Familie?

Sie beugte schweigend den Kopf.

Der Arzt schrieb ein Rezept für Opium und verordnete warme Umschläge, für die Frau Jensen zu sorgen versprach.

»Ich werde den Krankenwagen möglichst noch vor Mittag herschicken!« sagte der Arzt und fügte hinzu, indem er noch einmal fragend von Frau Jensen zu Agnete blickte:

»Es ist für alle Falle das beste, ja, es ist wegen der Aufnahme im Krankenhaus sogar notwendig, daß die Familie unterrichtet wird. Ich weiß nicht, ob eine der Damen –«

Frau Jensen, die schon lange von dem heimlichen Verhältnis gewußt hatte, blickte Agnete vorsichtig an, die schnell erwiderte:

»Ich kann Ihnen die Adresse seiner Mutter verschaffen, dann wird Frau Jensen ihr wohl das Nötige mitteilen, nicht wahr, Frau Jensen?«

»Die Mutter ist wohl Witwe!« sagte der Arzt. »Jagen Sie ihr dann nur keinen Schreck ein. Dazu liegt kein Grund vor.«

Gleich nach Mittag hielt der Krankenwagen vor der Tür, von einer Horde neugieriger Straßenkinder umringt.

Als Frau Jensen die Krankenträger draußen im Entree empfing, benutzte Agnete die Gelegenheit, sich über Svend zu beugen, der jetzt in einer Morphiumbetäubung dalag, und sie drückte ihm einen Kuß auf die Stirn.

Im selben Augenblick schlug er die Augen halb auf; er schien ihr zuzulächeln.

»Lebwohl, Svend!« flüsterte sie.

Dann trocknete sie sich die Augen und ging durch den Korridor in ihr eigenes Zimmer.

Sie wollte nicht sehen, wie er fortgetragen wurde. Das wäre fast, als sei er ihr gestorben. Sie legte sich aufs Sofa, wo sie so oft zusammen gesessen hatten und starrte trostlos zur Decke hinauf.

Dann vergrub sie ihren Kopf in das Kissen und versuchte das Schluchzen zu ersticken, das sie plötzlich rüttelte, wie sie hörte, daß die Wagentür unten zugeschlagen wurde. Kurz darauf drang das eilfertige Klappern von Pferdehufen zu ihr herauf.

14. KAPITEL

Es folgte ein langes Krankenlager im Hospital.

In der ersten Zeit durfte Svend keinen Besuch empfangen. Er fieberte und war viel zu schwach, um zu denken oder sich zu sehnen.

Wenn er ohne Schmerzen war, kam eine behagliche Mattigkeit über ihn, die seinen Sinn weich machte und ihm Erinnerungen aus der Kindheit vorgaukelte.

Nachdem das Fieber überstanden war und die Mattigkeit nachließ, begann er sich nach Agnete zu sehnen, so daß es schier unerträglich wurde.

Dann bekam er Erlaubnis Briefe zu empfangen, und nun kamen täglich Briefe mit ihrer großen, runden Handschrift.

Zu Anfang war sie jeden Tag im Krankenhaus gewesen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Jetzt schrieb sie munter und aufrichtig, genau so wie sie sprach, von dem täglichen Leben im Pensionat, und hauptsächlich davon, wie sie sich sehnte, ihn wieder bei sich zu haben. Als sie endlich, endlich zu ihm kommen durfte, trat sie mit einem Arm voll dunkelroter Rosen zu ihm ins Krankenzimmer. Er breitete die Arme nach ihr aus, und sie vergaßen beide Krankheit und Trennung in einem langen Kuß. Dann aber wurde sie für sie beide vernünftig und setzte sich so weit von seinem Bett entfernt, daß er sie nur eben erreichen und ihre Hand halten konnte.

Als Svend schließlich das Krankenhaus verlassen durfte, hatte er noch eine lange Rekonvaleszenz vor sich.

Er sollte vorsichtig und regelmäßig leben und hauptsächlich – da der Arzt die Krankheit nervösen Erregungen zuschrieb – keine anstrengende geistige Arbeit tun. Am liebsten sollte er einige Monate in ländlicher Ruhe verbringen.

Seine Mutter, die nach einem persönlichen Besuch im Krankenhaus noch ständigen Bericht von dem Arzt erhielt, hatte man davon unterrichtet, daß ein Landaufenthalt ihrem Sohn guttun würde.

Zuerst wollte Svend nichts davon hören. Er hatte Agnete zu sehr vermißt und freute sich zu heftig auf das von neuem bevorstehende Zusammenleben mit ihr.

Als aber auch sie in ihn drang, gab er schließlich nach. In Wahrheit fühlte er selbst die Notwendigkeit einer vollkommenen Ruhe.

Svends Mutter hatte einen Ort in Süd-Seeland, mit Wald und Strand, ausfindig gemacht und dort bei einem alten Ehepaar, das ein Häuschen am Strande besaß, das sie das »Möwenhaus« nannten, für zwei Herbstmonate für ihren Sohn gemietet.

Svend fand sich schnell in dem kleinen Giebelstübchen zurecht, mit seinem Roßhaarsofa, das ihn an Onkel Kaspers erinnerte, und mit dem Lehnstuhl, der

vorn Fenster stand. Zwischen den weißen, frischgewaschenen Gardinen sah er die weiße Brandungslinie, die sich in starken Schwingungen ganz bis zum Horizont hinzog, wo des Abends ein Leuchtfeuer in der bleichen Luft blinkte.

Das erste, was Svend tat, nachdem er mit den alten Leuten zu Abend gegessen hatte, war, daß er einen langen Brief an Agnete schrieb. Nachdem das besorgt war, saß er lange mit der Hand unterm Kinn – die Zeit der hellen Nächte war jetzt vorbei – und starrte zu dem einsamen Stern des Blinkfeuers hinaus, das mit regelmäßigen Zwischenräumen aufblitzte und erlosch. Es war wie ein Atemzug, der sichtbar geworden war.

Vom Strande herauf erklang das stille Brausen ewig heranrollender Wellen, und am Horizont wuchs die schwere Dunkelheit der Nacht über das Meer herauf.

Svend machte lange Spaziergänge am Strande oder er lag in dem weißen Sand der Dünen, wo zwischen dem spärlichen Strandgras eine Seekennung sich erhob. Und er träumte sich zurück zu den Tagen seiner Kindheit, als er in den Ferien mit seinem Vater am Meer gewohnt hatte.

Das offene Meer mit seiner langen, gleichmäßigen Horizontlinie und den schwerrollenden Atemzügen der Wogen erweckte Vorstellungen von ewiger Gesetzmäßigkeit und von der Größe des Unabwendbaren in seiner Seele.

Er dachte daran, wie er seine Zeit vergeudet hatte, unter dem Vorwande, daß er ein freier Mann wäre, dem nichts Menschliches fremd sein solle.

Wo war der Faden in all dem, was ihn während des letzten Jahres beschäftigt hatte? Von den Studien, die er versäumt hatte, war er zur Geselligkeit übergegangen; von der Geselligkeit zu Zeitungen und Tagespolitik. Dann war die Liebe mit ihrer süßen Unruhe gekommen, mit ihrer Erneuerung, ihrem Glück und ihrer Qual und hatte alles übrige verschlungen.

Was hatte er in diesen Jahren gelernt außer Brocken und Bruchteilen? Er, der alle Fächer der Wissenschaft durchpflügen und außerdem sein juridisches Examen hatte machen wollen!

Von den fünf Jahren waren bereits zwei verflossen und noch war er nicht weiter gekommen als bis zu den Anfangsgründen.

Ebenso wie mit der Zeit, so war es auch mit dem Geld gegangen. Die monatliche Summe hatte nur während der ersten fleißigen Zeit ausgereicht. Dann hatte er Schulden gemacht, und um diese zu bezahlen, hatte er seine Zeit mit Stundengeben belasten müssen. Je mehr Geld er in die Hände bekam, desto mehr gewöhnte er sich daran, Geld zu verbrauchen. Und gerade jetzt, wo es galt, das Versäumte an Zeit und Geld einzuholen – jetzt durfte er sich nicht anstrengen!

Was war da zu machen? Ging es an, den Vorschriften des Arztes entgegenzuhandeln? Sollte er bereits nach

den ersten vierzehn Tagen abrechen, nach Kopenhagen zurückkehren, seine Stunden wieder aufnehmen, und trotz der Verwarnung doppelte Arbeit verrichten? Das Geld für das Krankenhaus und der Aufenthalt hier, das seine Mutter von einer kleinen ersparten Summe genommen hatte, die für Gerdas Ausbildung bestimmt gewesen war, das wollte und mußte er auf irgendeine Weise verdienen und zurückzahlen.

Aber es ließ sich nicht zwingen. Jetzt, wo er dem Tode so nah gewesen war, empfand er seine geistigen und körperlichen Kräfte nicht mehr als einen unvergänglichen Fond. Er mußte an den Grundkräften, von denen seine Zukunft zehren sollte, sparen.

Wie, wenn er der Konferenzrätin von seiner Krankheit schrieb und sie bat, die monatliche Unterstützung zu erhöhen.

Als der Gedanke zum erstenmal in ihm auftauchte, wies er ihn beschämt von sich.

Und dennoch – während er sich vergeblich nach einer Lösung umblickte, kehrte dieser Gedanke als einziger Ausweg wieder und wieder. Um seinen Stolz zu überwinden, hielt er sich vor, daß er seine mißliche Lage selbst verschuldet habe und nun durch diese Demütigung sich selbst Buße auferlegen müsse. Schließlich entschloß er sich und schrieb den schwierigen Brief:

Frau Konferenzrat M. Byge!

Da ich nicht weiß, ob Sie etwas von meiner Krankheit erfahren haben, gestatte ich mir, Ihnen hierdurch

die Mitteilung zu machen, daß ich erst vor vierzehn Tagen aus dem städtischen Krankenhaus entlassen worden bin, wo ich an einer sehr ernsten Unterleibsentszündung krank gelegen habe, die nach Aussage des Arztes ihren Grund in nervöser Überanstrengung gehabt hat. Ich befinde mich augenblicklich zur Erholung an der See, weil der Arzt mir zur völligen Herstellung einen Aufenthalt in ländlicher Ruhe und kräftiger Seeluft verordnet hat.

Da ich nach ärztlicher Aussage in dem ersten Jahr nur die notwendigsten Studien auf mich nehmen darf – und da es sich gezeigt hat, daß ich unmöglich von der mir ausgesetzten monatlichen Summe leben kann, weshalb ich bisher meine Einnahmen durch Unterrichten vergrößert habe, so gestatte ich mir – in Anbetracht dessen, daß die Einnahmequelle jetzt aufhören muß –, Sie zu bitten, mir die monatliche Unterstützung um die Hälfte zu erhöhen, indem ich noch hinzufügen möchte, daß ich meiner Mutter eine nicht geringe Summe schulde, weil sie mit einer für die Ausbildung meiner Schwester zusammengesparten Summe alle Kosten für meine Krankheit gedeckt hat. Es ist natürlich meine Absicht, ihr diese Auslagen nach und nach zurückzuzahlen.

Ihr ergebener
Svend Byge.

Es verging eine Woche, in der Svend dem Landbriefträger jeden Tag ungeduldig entgegenhing. Schließlich

erkannte er die altmodische, steife Handschrift auf einem kleinen weißen Kuvert. Die Antwort der Konferenzrätin lautete:

Herr *stud. jur.* Svend Byge!

Es überrascht mich, daß Sie sich nicht genieren, mich um eine erhöhte Unterstützung zu bitten, um so mehr, da ich weiß, daß Sie Ihre Zeit zu allem anderen als zu den Studien verwendet haben, die als Verpflichtung auf Ihnen ruhen. Es ist sehr bedauerlich, daß Sie so schwer krank waren; da aber Ihre Krankheit, wie Sie schreiben, ihren Grund in Überanstrengung hat, dürfte diese wohl kaum auf übertriebenes Studieren zurückzuführen sein, sondern darauf, daß Sie, statt Ihrem Studium obzuliegen, ein gesellschaftliches Leben geführt haben, das auf einem größeren Fuß eingerichtet war, als Ihr Onkel sich bei Festsetzung der Unterstützung gedacht hatte, so daß Sie Ihre Einnahmen durch Stundengeben vergrößern und Ihre Zeit damit belasten mußten.

Damit indessen Ihre gute Mutter und Ihre junge Schwester nicht unter Ihrem Fehler zu leiden brauchen, so habe ich Ihrer Mutter geschrieben, daß ich bereit bin, ihr die für Sie gemachten Auslagen zurückzuzahlen. Außerdem habe ich mich bei Bekannten erkundigt, die junge Söhne haben, die in Kopenhagen studieren, und habe erfahren, daß eine Erhöhung der

Unterstützung um ein Drittel Ihnen ein reichliches Einkommen gewähren wird, so daß Sie, ohne zu unterrichten, sich ganz dem durch Ihre Krankheit unterbrochenen Studium widmen können. Doch geschieht dies nur auf die ausdrückliche Bedingung hin, daß Sie Ihre Studien innerhalb der mit Ihrem Onkel vereinbarten Zeit von fünf Jahren vollenden, und ich unterlasse nicht, Ihnen hierdurch mitzuteilen, daß diese Zeit in zweieinhalb Jahren, vom September dieses Jahres an gerechnet, abgelaufen ist, und bereite Sie darauf vor, daß Sie von da an die monatliche Summe nicht mehr erheben können.

M. Byge.

15. KAPITEL

Als Svend diesen Brief gelesen hatte, ballte er ihn voller Wut zusammen. Ihm stiegen Tränen in die Augen vor Wut und Scham.

Im ersten Augenblick wünschte er, daß sie abgelehnt hätte – brutal und ohne Umschweife –, dann hätte sie doch wenigstens kein Recht gehabt, ihn wie einen Schuljungen herunterzuputzen. Und die Unterschrift, nur der Name! Das war schon nicht mehr unhöflich, das war grob. Sie meinte wohl, daß sie jedes neue Almosen mit Beleidigungen begleiten mußte.

Was ihn aber am meisten quälte, war doch die Erkenntnis seines eigenen Fehlers.

Er las den Brief noch einmal durch und stutzte jetzt erst bei der Bemerkung von den zweiundeinhalb Jahren.

Das war ja eine ganz falsche Auslegung von der Vereinbarung mit Onkel Kasper.

Es war natürlich eine stillschweigende Voraussetzung gewesen, daß nach Semestern gerechnet wurde, da es sich um Studienjahre handelte. Wenn die Unterstützung im September aufhörte, würde seine Studienzzeit nicht fünf, sondern nur vier und ein halbes Jahr betragen haben.

Dadurch geschah ihm ein direktes Unrecht. Die strenge, pflichtliebende Dame ging hiermit über die Grenze.

Dieses Unrecht wirkte erlösend. Er konnte den Kopf wieder heben, denn jetzt war er es, der Grund hatte zu klagen.

Aber er wollte schweigen, ihr kein Wort erwidern. Jetzt wußte er, was er zu tun hatte! Arbeiten wollte er! Bereits in vier und einem halben Jahr wollte er sein Examen machen; und dann, wenn er frei, ganz frei war, dann wollte er ihr sagen, wie *sie* ihre Verpflichtungen eingehalten hatte!

So begierig war er, an die Arbeit zu kommen, daß die tatenlose Einsamkeit in dem kleinen Häuschen, die ihm zu Anfang so unendlich wohlgetan hatte, jegliche Anziehungskraft verlor.

Seine Kräfte kehrten zurück. Erneuert und gesammelt drängten sie voran, so daß sie kaum mehr zu steuern waren.

Da er nicht vor der festgesetzten Zeit nach Hause reisen wollte, schrieb er nach Kopenhagen und ließ sich seine Bücher schicken.

Er rückte den Tisch ans Fenster, so daß er in den wenigen Ruhepausen, die er sich gönnte, den Anblick von Meer und Strand genießen konnte.

Die ewige Arbeitsmusik der Wogen, die Reihe nach Reihe angerollt kamen, sich zu fließendem Schaum auflösten und unter ihren Nachfolger zurückglitten, indem sie Kiesel und Sand mit sich rissen, wirkte ermunternd und mahnend auf seine Arbeitslust.

Als er erst begonnen hatte, kam er gut und sicher vorwärts. Das Interesse, daß das Studium ihm zu Anfang abgewonnen hatte und das sich, ohne Ansehen des Gebietes, immer bei ihm meldete, wenn er sich ernsthaft mit etwas beschäftigte, kehrte zurück und wuchs von Tag zu Tag.

Von Agnete hatte er anfangs einen um den anderen Tag Briefe gehabt. Sie klagte über seine Abwesenheit und kämpfte tapfer, wie sie schrieb, um ihn zu entbehren.

Nach und nach schwand ihre Sehnsucht; und nun enthielt jeder ihrer Briefe ein ehrliches Erstaunen darüber, daß er es aushalten könne, dort so ganz allein zu wohnen.

Dann kam die Korrespondenz mit der Konferenzrätin, die ihn so beschäftigte, daß er ganz übersah, daß Agnetens Brief länger als gewöhnlich ausgeblieben war. Als er schließlich kam, war ihm alles, was sie erzählte, viel ferner gerückt.

Er hatte ihr nichts von dem Briefwechsel mit der Konferenzrätin geschrieben, und jetzt, wo er seinem Ziel, durch den ernsten Entschluß, den er gefaßt hatte, so viel näher gekommen war, jetzt weigerte sich etwas in ihm, sie an seinen Zukunftsplänen teilnehmen zu lassen. Und er verstand auch weshalb. Sie hatte ja augenscheinlich nie an eine gemeinsame Zukunft zwischen ihnen gedacht, und er fürchtete, daß sein Entschluß an Kraft verlieren würde, wenn er sie daran teilnehmen ließe. Je mehr er über ihr Verhältnis nachdachte, desto klarer wurde ihm, daß sie mit sicherem Instinkt den richtigen Ausdruck für ihr eigenes Wesen gefunden hatte, wenn sie beständig auf den Genuß des Augenblickes hinwies. Sie war nur ihrer Natur gefolgt, ohne Vorbehalt und ohne Rücksicht. Was ihn in ihrem Wesen von vornherein im tiefsten Innern abgestoßen hatte, war jetzt, wo er sie nicht mehr vor Augen hatte, in den Vordergrund getreten und fing bereits an, sie ihm zu entfremden.

Wenn er jedoch abends beim hellen Mondschein nicht einschlafen konnte, gingen seine Gedanken den gewohnten Weg zu Agnete. Dann stiegen die gemeinsamen glücklichen Augenblicke in seiner Erinnerung

auf, heiß und glühend, wie sie gewesen waren, und nun noch von der Sehnsucht gewürzt.

Des Morgens aber, nach einem langen Schlaf in der kräftigen Luft, war die Sehnsucht vergessen und Agnete ferner als vorher.

16. KAPITEL

An einem Dienstag Morgen kam Svend in Kopenhagen an, nachdem er die ganze Nacht durchgefahren war. Er ließ sein Gepäck am Bahnhof und eilte in die Stadt, um sich so schnell wie möglich ein Zimmer zu suchen.

Es war ihm eine Enttäuschung, daß Agnete nicht am Bahnhof gewesen war, aber er kannte ja ihre Gewohnheit, lange im Bett zu liegen, vielleicht hatte sie die Zeit verschlafen.

Da geschah es, während er in den Morgenstunden nach Zeitungsannoncen von Haus zu Haus suchte, daß ihm alles, was er sah, so fremd, so feindlich und ungemütlich vorkam, daß er seiner Sehnsucht nach dem Altbekannten nicht widerstehen konnte.

Mit klopfendem Herzen lief er die bekannten Treppen hinauf und läutete.

Ein Herr, der im Begriff stand, fortzugehen, öffnete ihm die Tür. Es war eine hohe, ziemlich starke und recht elegante Erscheinung. Es lag eine gewisse respekteinflößende Selbstsicherheit über dieser Persönlichkeit mit dem energischen Blick.

Sie maßen einander einen Augenblick. Svend erriet, daß es der Pensionär sei, der sein altes Zimmer bekommen hatte. Ein instinktiver Unwillen gegen diesen Fremden bemächtigte sich seiner sofort, und als ob der andere durch eine Gedankenübertragung ebenfalls klar darüber geworden sei, wen er vor sich hatte, richtete er sich unwillkürlich höher auf, griff nachlässig an den Hut und ließ Svend an sich vorbeigehen.

Im selben Augenblick kam Frau Jensen aus der Küche. Als sie Svend erkannte, schlug sie in aufrichtiger Freude die Hände zusammen.

»Nein, sieh nur einer an, Herr Byge!«

Indem Svend die Flurtür schloß, nachdem er Frau Jensen die Hand gedrückt hatte, sah er, daß der Fremde auf dem Treppenabsatz stehen geblieben war, wahrscheinlich um seinen Namen zu hören und Zeuge der Begrüßung zu sein.

»Wer war der Herr?« fragte Svend.

»Das ist der Herr, der Ihr Zimmer bekommen hat und das von Herrn Graulund auch, der ausgezogen ist. Ein reizender Mensch, Holzhändler – Herr Christensen – und sehr gut situiert!« fügte Frau Jensen mit einem respektvollen Ausdruck in ihren runden Augen hinzu.

Als sie den Unwillen in Svends Gesicht sah, beeilte sie sich hinzuzufügen:

»Wie ich immer zu Frau Grönvold sage: Herr Christensen ist ein reizender Mensch, sage ich immer, gebildet und so – aber mit Herrn Byge kann er es nicht aufnehmen.«

Während sie ihm unter wortreichem Geplauder beim Abnehmen behilflich war, dachte Svend nur an das eine, ob Agnete zu Hause sei und wie sie ihn empfangen würde.

Frau Jensen wußte sofort, wo seine Gedanken weilten.

»Wir haben Sie alle sehr entbehrt, das können Sie mir glauben. Frau Grönvold wollte Sie sogar von der Bahn abholen, aber sie konnte sich nicht mehr erinnern, an welchem Tag Sie kommen wollten. Wir meinten alle, Sie würden erst morgen kommen.«

Svend ging es wie ein Stich durchs Herz.

»Ist Frau Grönvold zu Hause?« fragte er.

»Ja, freilich! – Sie wissen doch, Herr Byge, daß Frau Grönvold kein Frühaufsteher ist,« – Frau Jensen dämpfte die Stimme –, »ich glaube, sie schläft noch.«

»Sie ist gestern abend wohl spät nach Hause gekommen?« fragte er und versuchte im Halbdunkel des Entrees in Frau Jensens Zügen zu lesen.

Die gutmütige, kugelrunde Dame versuchte ebenfalls in seinen Augen zu lesen. Sie machte einen eiligen Überschlag, was sie wohl sagen dürfe. Er bekam es ja doch zu wissen; es schadete also nichts, wenn er etwas vorbereitet war.

»Lassen Sie mal sehen!« sagte sie und drückte ihre fette Hand nachdenklich gegen das Ohr – »ja, richtig, Frau Grönvold und Herr Christensen waren gestern abend zusammen aus.«

Dann beeilte sie sich ihre Worte abzuschwächen:

»Eine alleinstehende Dame kann ja ohne Begleitung nirgends hingehen. Gott, sollte man nicht ein wenig ausgehen und sich amüsieren, solange man jung ist! Und so war es ja auch zu Herrn Byges Zeiten.«

Svend antwortete nicht.

»Ja, sie waren im Theater,« fuhr Frau Jensen fort, »und wenn man hinterher noch etwas zu Abend ißt, dann wird es ja leicht spät; das kennen Sie ja auch, nicht, Herr Byge?«

Oh, ja – das kannte er auch, das war ebenso wie zu seiner Zeit. Nichts hatte sich verändert – nur der Name und die Stellung. Früher war es ein armer Student, der begleitete, jetzt ein gutsituierter Kaufmann, der einlud.

Wie der Gedanke schmerzte! Svend sah die hohe, selbstbewußte Gestalt vor sich und konnte nicht umhin, sich mit ihr zu vergleichen.

Frau Jensen wollte ihm durchaus gleich ein Frühstück bereiten. Er müsse ja nach der durchreisten Nacht ganz ausgehungert sein. Es half nichts, daß er protestierte, er mußte sich im Eßzimmer niederlassen.

»Entschuldigen Sie mich nur einen Augenblick, Herr Byge, das Mädchen ist krank, und ich will nur eben zur nächsten Ecke zum Krämer laufen.«

Sie band die Schürze ab und setzte den Morgenhut auf. »Sie sind wohl so freundlich und machen die Tür auf, wenn inzwischen jemand klingelt,« sagte sie und war aus der Tür.

Svend wußte, daß die Pensionäre zu dieser Zeit fortgegangen und Frau Jensens Sohn schon lange im Geschäft war. Er und Agnete waren also allein in der Wohnung.

Er überlegte einen Augenblick. Dann ging er an ihre Tür und lauschte. Es war ganz still drinnen.

Er klopfte an. Als nicht geantwortet wurde, öffnete er die Tür und trat ein.

Die dunklen Gardinen waren vorgezogen, so daß nur ein schmaler Lichtstreifen ins Zimmer fiel. Das bekannte Parfüm, das ihm entgegenschlug, machte sofort alle Erinnerungen in ihm lebendig.

Da lag sie in der Stellung, die er so gut kannte, ihre Wange ruhte auf ihrem rechten Unterarm. Die vollen roten Lippen zitterten im Schlaf. Das rotblonde Haar breitete sich in wirrer Fülle über Hals und Schultern.

Das war der schöne, kräftige Kopf, den er so oft zwischen seinen Händen gehalten, die weichen Lippen, die so oft den seinen entgegengebebt hatten.

Er wollte sie gerade beim Namen rufen, als sein Blick auf einen Zettel fiel, der auf der Tischdecke lag. Mit Bleistift war in großen, kräftigen Zügen etwas darauf geschrieben. Er beugte sich herab, um es zu lesen.

»Hol' mich im Geschäft ab, dann essen wir irgendwo draußen zu Mittag. Hast du Lust?«

Wie tat das weh! Er sank fast dabei in die Knie.

Dann schoß ihm das Blut gewaltsam in die Wangen. Er sah sie an, wie sie dalag und schlief. Und er erinnerte sich, was sie einmal von der günstigen Wohnung gesagt hatte. Er hatte es für Scherz genommen, es war aber im Ernst so gekommen. So war sie also.

Wie er sie dort in tiefem Schlaf nach einer Liebesnacht liegen sah, wurde ihm klar, daß er es war, der nicht hatte verstehen können oder wollen.

Hatte sie ihm nicht gleich am ersten Abend gesagt, daß sie glücklich sei, durch die Scheidung ihre Freiheit wiedergewonnen zu haben? Hatte sie ihn nicht immer zurückgewiesen, wenn er von der Zukunft sprach, hatte sie ihn nicht beständig dazu aufgefordert, den Augenblick zu genießen?

Wenn sie nun erwachte, was würde sie dann sagen? Würde sie ihm alles freiwillig erzählen? Würde sie sich mit seiner Abwesenheit entschuldigen? Würde sie anbieten, zu ihm zurückzukehren?

Und er selbst – was sollte er sagen? Er hatte kein Recht, ihr etwas vorzuwerfen. Sie hatte ihm ja nie etwas versprochen und darum auch kein Versprechen gebrochen.

Eine plötzliche Angst vor einer Aussprache mit ihr überwältigte ihn – er fürchtete, daß er die Herrschaft über sich selbst verlieren könnte, oder daß er, von den

Erinnerungen überwältigt, die Gewißheit für einen Augenblick vergessen und sie in seine Arme nehmen, daß sie ihm aus Mitleid Liebkosungen schenken würde, die ihm nicht mehr gehörten und nicht in ihrer Seele wurzelten.

Nein, er wollte fort. Am liebsten gar keine Worte über etwas verlieren, was ja doch weder Worte noch Liebkosungen verwischen konnten.

Indem er sich zum Gehen wandte, fiel sein Blick auf die Tür zu seinem alten Zimmer – die Tür, durch die sie so oft gegangen waren. Er wollte Gewißheit haben. Er schlich sich um den Tisch zur Tür. Dort blieb er einen Augenblick stehen und hielt den Atem an, dann faßte er nach der Türklinke. Ja, die Tür war unverschlossen.

Er wandte sich noch einmal um und sah sie an. Und wie er dort auf dem heimlichen Wege ihrer Liebe stand, wuch seine Bitterkeit plötzlich einem unbeherrschten Zorn.

Er ging eiligst in sein altes Zimmer und zog die Tür hinter sich zu.

Dort stand er und lauschte mit klopfendem Herzen.

Nein – er konnte jetzt nicht mit Frau Jensen sprechen; er konnte es nicht ertragen, ihre neugierigen Augen auf sich gerichtet zu fühlen.

Sie war zurückgekommen; er hörte sie in der Küche hantieren; noch war es Zeit sich fortzuschleichen.

In einer Sekunde hatte er die Tür erreicht und war draußen im Entree. In der bekannten Umgebung fand er ohne weiteres seinen Hut und Paletot.

Er öffnete die Etagentür, hörte Frau Jensens Schritte in der Küche, schlüpfte hinaus und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

So schnell seine Beine ihn tragen wollten, stürmte er die Treppe hinunter. Als er zum letzten Absatz gekommen war, hörte er, wie oben die Etagentür geöffnet wurde. Er drückte sich gegen die Wand, damit sie ihn nicht über das Geländer erspähen konnte.

Im nächsten Augenblick stand er auf der Straße und beeilte sich, hart an der Häuserreihe entlang die nächste Ecke zu erreichen.

Er war fest entschlossen, seine Füße nie wieder in dies Haus zu setzen; er wollte alles und jedes vermeiden, das ihn an die Zeit, die er dort verbracht hatte, erinnern konnte.

17. KAPITEL

Es war ein stiller Sommernachmittag.

Svend ging auf dem Deck des nach England gehenden Dampfers, der noch am Kai von Aaberg lag, um das Reisegut an Bord zu nehmen, hin und her.

Vorige Woche hatte er sein juridisches Examen mit Auszeichnung bestanden. Darauf hatte er der Konferenzrätin eine Visitenkarte mit dem stolzen »Referendar Byge« geschickt, damit sie sehen konnte, wie er

seine Verpflichtungen einhielt, wogegen sie – indem sie durch eine verkehrte und eigenmächtige Auslegung von Onkel Kaspers Versprechen – die *ihren* verletzt hatte.

Dann hatte er seiner Mutter und Schwester einen kurzen Besuch abgestattet; und jetzt reiste er in die Welt hinaus für ein Examenslegat, das zum erstenmal keine anderen Forderungen an ihn stellte als einen dreimonatigen Aufenthalt im Auslande zu seiner Erholung.

Svend war der erste an Bord. Er sah die übrigen Passagiere angestürzt kommen, von Gepäckträgern begleitet, die schwer an Koffern und Taschen schleppten.

Auf einem Koffer, der sehr vornehm aussah und ein Monogramm mit einer Krone hatte, las Svend »Hotel Euler« und »Eden Palace Hotel«.

Im selben Augenblick hörte er, wie der Steuermann zum Kapitän sagte:

»Das ist das Gepäck des Prinzen!« worauf er dem Träger einige Worte zurief und die Koffer mit respektvollen Blicken betrachtete. Kurz darauf ging ein hochgewachsener Herr, mit kurzgeschnittenem Vollbart und großen, grauen, etwas verschleierte Augen in einem freundlichen Gesicht über die Landungsbrücke.

Als er das Deck erreichte, standen Steuermann und Kapitän und machten Front.

Prinz Adolph grüßte kurz mit einem Zug von Unwillen über den Augenbrauen, als sei er ärgerlich, daß

man ihn erkannt hatte. Dann eilte er auf die Kajütentreppe zu und verschwand im Salon.

Schließlich war alles und alle an Bord. Die Brücke wurde eingezogen, der Kapitän gab das Signal zum Abgang. Die Dampfblöte heulte, und die Schuppen am Lande fingen an sich ganz langsam zu verschieben.

Als der Dampfer nördlich um die Insel herumgefahren war, wo das Blinkfeuer jetzt entzündet wurde, wurde Volldampf aufgesetzt. Dann ging es lustig in das große, graublaue Meer hinaus.

Svend richtete seinen Rücken höher auf und ging festen Schrittes über das Deck. Er füllte seine Lungen mit der salzigen Luft, die ihm entgegenwehte, und hatte sie fast mit einem Jauchzer wieder von sich gegeben; zur rechten Zeit aber erinnerte er sich, daß er nicht in seiner Studierstube war, sondern auf dem Schiff, wo der Kopf des Kapitäns gerade vor ihm über die Segeltuchwand ragte.

Er machte seinem Freiheitsgefühl, das ihm noch so neu war, in einem kräftigen und herausfordernden Gang auf Deck Luft.

Ja, jetzt war er frei. Er hatte seine Pflicht getan und war frei.

Die Erinnerung an den Besuch bei Onkel Kasper mit seinen Versprechungen stieg von neuem in ihm auf, wie schon so oft; jetzt aber waren es zwanglose, helle Erinnerungen, keine schwarzen Nachtvögel mehr, die das Licht beschatteten und niederzureißen drohten. Er

atmete tief auf. Fort damit! Keine Schlacken von dem Zwang der Arbeitstage und dem Fieber des Examens sollten mehr übrigbleiben. Daß er nicht schreien, die Arme schwingen, einen Luftsprung machen konnte!

Ein freier Mann, der in der freien Luft, einem freien Leben entgegenstürmt, darf alles Gewesene wie einen Handschuh von sich abstreifen.

Er merkte, wie eine unendliche Stärke, eine grenzenlose Fülle von Kraft durch seine Seele brauste.

Wieder war er im Begriff herauszusingen, aber er bezwang sich. Und im selben Augenblick wurde nüchtern und ohne weiteres die Frage in ihm geboren:

»Was nun?«

Sie kam so überraschend, daß er ganz verblüfft stehen blieb. Es belustigte ihn, daß er vor lauter Examen-seifer und vor Freiheitsrausch dieser Sache noch keinen Gedanken geschenkt hatte.

»Ja, was nun?«

Sein Gang wurde langsam und suchend. Er spürte nicht den feinen Meernebel, der sich um das Schiff erhob und es in seine Arme schloß. Ein echter Meernebel, der mit feuchten Händen die Wange berührte und eine feine Staubnässe auf die Kleider senkte.

Da brüllte die erste Nebelwarnung aus dem Schornstein.

Svend fuhr zusammen und blickte auf. Er sah den Nebel und verstand das Heulen.

Es wurde mit Halbkraft und dann mit Viertelkraft gefahren; schließlich lag das Schiff fast still und das Nebelhorn heulte ununterbrochen. Aus der Ferne antwortete ein anderes; ein Echo konnte es ja nicht sein.

Die See ging hohl, mit kleinen gestreiften Wellen auf der Oberfläche, von denen ein Nebel aufstieg, der das Schiff einhüllte; oben aber, wo die Topplaterne matt leuchtete, war der Himmel edelsteinblau und voll von Sonnenuntergang.

Die übrigen Reisenden, denen Svend in seiner Vertieftheit kaum einen Gedanken geschenkt hatte, waren vom Deck verschwunden. Nur ein Mann stand noch mittschiffs mit einem großen weichen Filzhut und einem üppigen Bart und mit viel zu weiten Beinkleidern. Er starrte in den Nebel, der das Land verdeckte, und sumnte mit gerührter Stimme: »Es gibt ein herrlich Land!«

Indem Svend vorbeiging, sah er ihn mit großen waserklaren Augen an, die zum Mitsingen aufzufordern schienen.

»Volksschullehrer!« dachte Svend und ging in den Salon hinunter, wo das Diner bereits in vollem Gange war.

An dem einen Ende des Tisches saß der Prinz, mit einem leeren Platz zu jeder Seite, in sein Essen vertieft. Nur hin und wieder ließ er einen prüfenden Blick über die übrigen Reisenden gleiten.

Der Kapitän fühlte sich sichtlich geniert beim Essen; er spähte nach einer Gelegenheit, um sich dem seltenen Gast dienstbar erzeigen zu können; aber es machte sich nur selten.

Svend suchte sich einen Platz am entgegengesetzten Tischende und bestellte sich flott eine halbe Flasche Léoville. Eine junge Dame saß ihm schräg gegenüber. Sie war nicht übel, nur bemühte sie sich gar zu sehr, hinter dem Rücken des Vaters verstohlene Blicke zum Prinzen hinüberzusenden, während sie ihre schmalen Schultern in der Seidenbluse aufrichtete und die Serviette graziös mit einer mageren aber weißen Hand, die einen kostbaren Türkisring trug, an die Lippen drückte.

Als es schließlich Svend geglückt war, ihren Blick zu fangen, sah er, daß sie schöne blaue und fragende Augen hatte, die ein Lächeln aus Anstandsrücksichten zurückzuhalten schienen.

Der ältere Herr an ihrer linken Seite war klein und glattrasiert mit graumeliertem Haar, das zierlich über die Schläfen gekämmt war. Die runde Stirn glänzte hübsch und würdig über einer leichtgebogenen Nase, die sich wie witternd aus dem Gesicht heraushob.

Die buschigen grauen Augenbrauen standen etwas brutal zu den zierlich feinen Zügen. Und als sei er sich dieses Fehlers bewußt, glättete er gewohnheitsmäßig die Brauen mit den Fingern seiner linken Hand.

Obgleich er unbeweglich vor seinem Teller saß, schienen er doch alles zu hören, was am Tische gesagt wurde; sein Blick, der dem seiner Tochter glich, aber härter und erfahrener war, orientierte sich beständig hinter den halbgesenkten Lidern.

Dem zierlich Vornehmen zufolge, das ihnen beiden eigen war und das sich auch in ihrer Kleidung ausdrückte, schätzte Svend sie zur besten Gesellschaft gehörend. Das junge Mädchen führte Messer und Gabel so reizend, daß es ein wahres Vergnügen war, ihr zuzusehen. Svend bemühte sich, nicht hinter ihr zurückzustehen und ärgerte sich, daß es ihm nicht möglich war, festzustellen, ob sie auch ihn bemerkt hatte oder nicht.

Den Blick des Vaters aber ertappte er, als er einen Augenblick forschend auf ihm ruhte. Dann glitten die erfahrenen Augen auf Svends Hände herab, auf die er stolz war, weil sie so wohlgeformt und ausdrucksvoll waren.

Zwei Engländer in karierten Jacketts und weichen Kragen zerkrümelten ihr Brot mit behaarten Fingern. Sie sprachen von Amateurphotographien und gebärdeten sich auf den Drehstühlen, als seien sie ganz allein im Salon.

Ihnen gegenüber versuchte ein amerikanisierter Däne, der auf der Rückkehr nach Amerika war, die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich zu ziehen, um im Einverständnis mit ihnen auf die übrige Gesellschaft herabzusehen.

Er sprach laut und protzig, schimpfte mit vielen Bewegungen über Kost und Bedienung und sprach »Amerika«, das er in jedem zweiten Satze erwähnte, amerikanischer aus als irgendein Eingeborener.

Svend hielt ihn für einen echten Amerikaner, fand ihn unausstehlich und warf ihm, jedesmal wenn der Whiskyblick des anderen ihn streifte, einen herausfordernden Blick zu, den der andere in seiner Selbstgefälligkeit aber durchaus nicht verstand.

Er ist gewiß bis in die Seele hinein geschwollen, dachte Svend. Und er bedauerte die Dame an seiner rechten Seite, die seine Frau zu sein schien.

Es war übrigens eine sehr selbstbewußte Dame, die bis an die großen Vorderzähne gegen Mitleid gewappnet zu sein schien. Das harte, rötliche Gesicht war wie in Holz geschnitzt, und die Lippen preßten sich in ihrer Schweigsamkeit fest aufeinander.

Sie war fest und korrekt gekleidet und hielt sich bei allen Dummheiten, die der Mann sagte, ausgezeichnet. Es blitzte und funkelte jedesmal, wenn die fette, rosige Hand die Gabel zum Munde führte. Sie sah aus, als habe sie die Ringe und alles übrige teuer bezahlt, und sei nun fest entschlossen, den Kauf nicht zu bereuen.

18. KAPITEL

Nach dem Diner setzte Svend sich oben auf Deck in den Rauchsalon und trank Kaffee.

Der Nebel war verschwunden. Das Meer lag blank mit rötlichen Streiflichtern da und wiegte sich unter einem Himmel, der hoch oben violettblau war und sich nach unten zu mit unbestimmbaren Übergängen von Grün zu Gelb in das Abendrot austönte, das in Nordwest glühte.

Es war ein herrlicher Anblick. Svend hatte ihn gerade vor seinem Fenster. Er gab sich ihm ganz hin und ließ sich davon tragen, bis all das Rötliche verschwunden und von der grünlichen Dämmerung der Nacht aufgesogen war.

Dann erwachte er und ging aufs Deck hinaus, wo die elektrischen Lampen angezündet worden waren, aber mit ihrem Licht nicht gegen den hellen Himmelschein anzukämpfen vermochten.

Dort hinten, gleich unterhalb der Kommandobrücke, im Schutze der Segeltuchwand, saß die junge Dame weich in einen Deckstuhl zurückgelehnt, der ihre kleine Gestalt wie ein Bild umrahmte. Sie war in eine große graue Reisedecke eingehüllt, so daß nur ihr Gesicht frei blieb.

Sie hatte die stark gewölbten Augenlider geschlossen, die mit dunklen Wimpern auf der Wange lagen.

Schlief sie – oder war es vielleicht Koketterie?

Etwas weiter links ging der Prinz auf und ab und betrachtete den Sonnenuntergang. Der Wind stand ihm

über dem Segeltuchdach entgegen, so daß er seine hohe Gestalt vornüberbeugen und seinen Hut festhalten mußte.

Svend ging ein paarmal hin und her. Dann ließ er sich in einem unbesetzten Deckstuhl neben der jungen Dame nieder. Er blickte sie von der Seite an, sie aber machte keine Miene, von seiner Nachbarschaft Notiz zu nehmen.

Es wurde jetzt kühl. Der Prinz schlug sich seine Reisedecke um die Schultern; als er aber seinen Hut losließ, riß der Wind ihn ihm vom Kopfe und führte ihn gegen eines der großen Fangrohre, die die Luft in den Maschinenraum hinabführen.

Svend sprang sofort auf, während der Prinz mit entblößtem Kopf und einem hilflosen Lächeln um die Lippen stehen blieb.

Der Hut wurde zu der Tür des Rauchsalons hinübergeweht. Dort erwischte Svend ihn und kam triumphierend mit seiner Beute zurück, indem er ihn mit seinem Ärmel abwischte.

Er überreichte ihn mit einer Verbeugung; der Prinz dankte mit einigen verbindlichen Worten und meinte, daß es wohl eine unruhige Nacht geben würde, da der Wind so stark zunähme.

»Durchlaucht sollten auf die andere Seite gehen,« sagte Svend, »dort bietet der Salon Schutz.«

Die Augen des Prinzen ruhten einen Augenblick auf Svend, wie er mit seinem offenen Gesicht dastand und ihm ohne Umstände einen bürgerlichen Rat gab.

Dann lächelte er freundlich und sagte:

»Sie haben recht. Das will ich tun.«

Er grüßte leicht und ging achter um den Salon auf die andere Seite hinüber.

Svend stand und sah ihm nach; indem er sich umwandte, begegnete er dem Blick der jungen Dame, die jetzt zum erstenmal dem verborgenen Lächeln freien Lauf ließ.

Es stand ihrem kleinen runden Gesicht allerliebste; als Svend aber das Lächeln diskret erwiderte, erlosch das ihre sofort und die Lider senkten sich auf die Wangen.

Er setzte sich wieder in den Deckstuhl und wartete auf eine Gelegenheit, um sich ihr angenehm zu machen.

Kurz darauf erschien ihr Vater in der Tür zum Salon. Vorsichtig schritt er über die hohe Türschwelle und kam aufs Deck hinaus. Er prüfte die Luft mit zusammengekniffenen Augen. Dann drückte er die Mütze fest in den Nacken und kam näher, indem er die linke Hand auf den Rücken legte und die rechte hinter den Rockaufschlag schob.

Als seine zusammengekniffenen Augen die hohe Gestalt des Prinzen entdeckten, die gerade auf der anderen Seite herankam, wandte er sich derselben voll

zu, fing den Blick, des Prinzen auf und grüßte mit jener fein nuancierten Mischung von Respekt vor der Würde königlicher Personen, von dem Gefühl eigener Wertschätzung und der Vertraulichkeit persönlicher Bekanntschaft.

Der Prinz verstand die Nuance sofort. Einen Augenblick suchte er in seinem Gedächtnis. Dann grüßte er achtungsvoll und kam schnell auf den alten Herrn zu.

»Guten Abend, Herr Departementschef!« sagte der Prinz und drückte ihm die Hand. »Ich wußte nicht, daß Sie mit an Bord seien.«

»Ich hatte keine Gelegenheit, Eure Durchlaucht beim Diner zu begrüßen,« antwortete der Departementschef mit dem verbindlichen Lächeln, das er angenommen hatte, als er grüßte, und das sein feingefurchtes Gesicht, das von weitem so jung aussah, nicht wieder verließ – »ich saß nämlich auf derselben Seite wie Eure Durchlaucht.«

»Sie wollen nach London?«

»Ja, das ist meine jährliche Ferienreise. Wir wollen nach London und Paris und über München und die sächsische Schweiz wieder nach Hause. In meinem Alter pflegt man die einem bekannten Orte immer wieder aufzusuchen.«

Der Departementschef lachte mit einem kurzen Kehlachen.

»Ach so, Sie sind nicht allein?« sagte der Prinz zuvorkommend und warf einen flüchtigen Blick auf Svend.

»Nein, seit dem Tode meiner Frau nehme ich immer meine Tochter mit auf Reisen. Es ist gesund für ein junges Mädchen, ausländische Luft zu atmen, das erweitert den Horizont.«

Als der Departementschef seine Tochter erwähnte, deutete er mit einer diskreten Handbewegung an, wo sie sich befand. Der Prinz blickte höflich in die ange-deutete Richtung. Die junge Dame hatte sich aufgerichtet und blickte Papas hochvornehmer Bekanntschaft erwartungsvoll entgegen.

Da der Prinz begriff, daß der Departementschef es von ihm erwartete, und da die Kleine sehr reizend zu sein schien, sagte er:

»Es würde mir ein Vergnügen sein, die Bekanntschaft Ihres Fräulein Tochter zu machen.«

Der alte Herr verbeugte sich verbindlich und führte mit seinen kleinen zierlichen Schritten den Prinzen auf seine Tochter zu, die sich bereits erhoben hatte und mit einem plötzlichen Rot in den blassen Wangen ihre sanften blauen Augen geradeswegs auf den Prinzen richtete.

Der Departementschef stellte vor. Sie verneigte sich mit vielem Anstand, gerade so tief, wie es einem Prinzen zukam, während Durchlaucht mit einer Verbeugung grüßte, wie sie einer Dame aus der vornehmsten Bourgeoisie zukam, und vielleicht mit noch einer kleinen Zugabe für Jugend und Schönheit.

Der Departementschef wägte genau und fand, daß er sowohl wie seine Tochter empfangen hatten, was ihnen zukam, ja, vielleicht noch ein wenig darüber. Er war also bei bester Laune und machte mehrere scherzhafte Bemerkungen.

Nachdem der Prinz etwas über Wind und Wetter konversiert hatte, grüßte er die junge Dame abermals galant und ging dann im Gespräch mit dem Departementschef, der jetzt eine ernste, würdige Miene angenommen hatte, über das Deck. Sie schienen ein Thema zu verhandeln, in dem er Autorität besaß.

Svend hatte von seinem Deckstuhl aus anscheinend uninteressiert das Ganze verfolgt.

Als das kleine Fräulein sich wieder setzte, hatte er die Genugtuung, daß ihre blauen Augen ihn sanft streiften, um die Bewunderung einzukassieren, die ihr wegen ihrer ungenierten Grazie im Gespräch mit einem Prinzen von Geblüt zukam.

Und Svend, dem es aufrichtig imponiert hatte, gab ihr durch einen Blick alles, was sie billigerweise verlangen konnte.

Als der Departementschef kurz darauf zurückkam und Miene machte, sich einen Stuhl zu holen, um sich neben seine Tochter zu setzen, sprang Svend auf und bot den seinen an.

»Wenn ich bitten darf!« sagte er und grüßte.

»Außerordentlich verbunden!« Indem Svend sich mit seiner Reisedecke entfernte, sagte er so laut, daß Svend es hören konnte:

»Ein artiger junger Mann!«

Der Prinz, der Departementschef und seine Tochter hatten sich schon längst in ihre Kajüten zurückgezogen, als Svend schließlich genug von der hellen Nacht genossen hatte und in den Rauchsalon ging.

Hier hing der Tabaksrauch wie eine dicke Wolke unter der niedrigen Decke. Die Luft war heiß und schwer und roch nach Whisky.

Die beiden Engländer lagen längelang auf den Plüschsofas und blickten halb mitleidig, halb verächtlich auf den amerikanisierten Dänen, der mit geschwellenem Gesicht und dummen, stieren Augen prahlerische Reden führte.

Er trank den Whisky unvermischt und war schon so betrunken, daß er jeden Augenblick aufstieß.

»*Take a drink, sir!*« rief er Svend zu und schenkte ihm Whisky in ein Glas, das schon benutzt war.

Svend warf ihm einen gereizten Blick zu und antwortete nicht.

Der Mann wiederholte seine Aufforderung und betrachtete Svend blöde, mit dem Versuch, den Beleidigten zu spielen. Dann trank er das Glas selbst aus.

»*There is something rotten in Denmark!*« rief er plötzlich und setzte das Glas hart auf die Tischplatte.

Er war sehr entzückt über die Phrase, die er wahrscheinlich aus einem Zeitungsartikel aufgeschnappt hatte. Er wiederholte sie mehrere Male und knallte bei jedem Mal das Glas auf den Tisch.

Die Engländer lächelten; Svend aber konnte nicht an sich halten; obgleich er wußte, daß der Mann betrunken und keines Wortes würdig war, so platzte er doch heraus:

»*Yes – you are the rotten something in Denmark!*«

Der eine Engländer lachte laut und kurz auf und musterte Svend mit seinen kalten, braunen Augen.

Der Betrunkene glotzte verständnislos, bis es ihm schließlich klar wurde, daß er angegriffen sei. Dann erhob er sich mit dem Versuch, seine Würde zu behaupten:

»*What do you mean say?*« fragte er und versuchte Svends Blick auszuhalten. »*I am an American – American – American!*«

Er schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

In diesem Augenblick kam der Volksschullehrer mit dem weichen Hut und dem üppigen Bart aus dem zweiten Salon, von wo er die ganze Szene beobachtet hatte.

Er ging geradeswegs auf den amerikanisierten Dänen zu, legte seine fette Hand auf dessen Schulter und sagte in breitem seeländischen Dialekt:

»Sieh mal einer an, Jens Nielsen – trifft man Sie hier wieder?«

Der Pseudo-Amerikaner sank auf seinen Stuhl nieder, indem er den Fremden mit offenem Munde anstarrte. Die Engländer begriffen jetzt, daß der jämmerliche Schwätzer aus irgendeinem unfaßbaren Grunde seine Nationalität verleugnete, um sich für einen Amerikaner auszugeben. Sie sahen, daß er jetzt verraten und an seiner schlimmsten Stelle getroffen war und brachen in ein unbarmherziges Gelächter aus.

Der Mann kroch in seiner Verlegenheit ganz in sich zusammen, tastete nach seinem Glas und sagte auf gut dänisch:

»Ich kenne Sie nicht.«

»Was, kennen Sie Lehrer Jensen aus Nestved nicht? Aber freilich, Jens Nielsen, wir sind doch alte Bekannte. Sie haben mir doch alle meine Anzüge verkauft, als Sie noch beim Manufakturwarenhändler Jespersen Kommis waren.«

Es zuckte um die Lippen des ertappten Amerikaners. Er schien geradezu nüchtern zu werden. Dann stand er auf und murmelte etwas davon, daß er seine Frau aufsuchen wolle.

Kurz darauf hörten sie ihn die Kajütentreppe hinunterstolpern, während Lehrer Jensen den beiden Engländern in fürchterlichem Englisch zu erklären versuchte, daß Jens Nielsen sich an der Kasse des Manufakturwarenhändlers vergriffen habe, aber seines ehrbaren Vaters wegen laufen gelassen worden sei.

Die Engländer sahen sich gegenseitig an. So recht begriffen sie die Erzählung nicht.

Svend aber schämte sich im Namen seiner Landsleute. Die Engländer konnten ja nicht wissen, daß es sich hier um einen äußerst seltenen Fall handelte.

19. KAPITEL

Das Cab hielt vor dem Hotel. Ein Groom kam angelaufen und öffnete den Wagenschlag; drei, vier solcher Jungen standen unter dem Glasdach – schmale, bleiche Kindergesichter, die die Welt kannten und bereits angefangen hatten sie zu verachten.

Zwei Wagen – der eine ein Fourwheeler mit mächtigen Koffern auf dem Verdeck – hielten vor Svend.

Ein Hausknecht mit einer Livreemütze kam herbei und trug seinen Koffer hinein. Die Handtasche wollte er nicht von sich geben, weil er sein Geld darin hatte.

In der großen Hall lagen etliche Reisende in die Seidenkissen der Korbstühle vergraben und starrten dem Neuankommenden gleichgültig entgegen.

Svend wartete im Gefühl der Unansehnlichkeit seines Koffers geduldig, bis der dicke Gentleman vor ihm

und seine Frau, die von Seide rauschte, zufriedengestellt waren.

Als sie endlich im Lift verschwunden waren, kam Svend an die Reihe. Der Portier war ein großer, schlanker, tadelloser Herr, glattrasiert, mit schwarzem, kurzgeschorenem Haar und einer leichtgebogenen, vornehmen Nase über einem scharfgeschnittenen, energischen Mund.

Die blanken, braunen Augen strahlten von ehrerbietigem Wohlwollen. Er beugte seinen Kopf fragend zu Svend hinab, als ob es seine Lebensaufgabe sei, den Wunsch dieses Neuangekommenen Gastes zu erraten und zu erfüllen.

Svend war ganz verblüfft. Er hatte sich von vornherein mit Hochmut gewappnet, den er jetzt schleunigst abstreifen mußte. Er fühlte sich zu seiner größten Überraschung mit derselben fast liebevollen Aufmerksamkeit behandelt wie der dicke Herr Kapitalist vor ihm.

Es durchrieselte ihn ordentlich warm, denn der erste Eindruck von dem Londoner Verkehrsungeheuer hatte ihm das Herz geradezu stocken gemacht und ihm den Atem benommen.

Und das Wohlwollen des Portiers nahm keinen Grad ab, als er jetzt das billigste Zimmer im Hotel verlangte, im fünften Stock, der wohl eigentlich der Bedienung vorbehalten war.

Svend hätte ihm dafür die Hand drücken mögen. Er fühlte sich ganz heimisch plötzlich und ertappte sich selbst darauf, daß er vor sich hinsummte, während der Lift jetzt mit ihm, seinem Koffer und dem Vermögen in der Handtasche in die Höhe schoß.

Nachdem er sich gewaschen und in dem notdürftig möblierten Zimmer umgeschaut hatte, öffnete er das Fenster und ließ seine Blicke über eine Reihe gleichartiger Dächer und schlanker, schwarzer Schornsteinpfefen schweifen, die nach einem leichten Sommerregen ihren Dampf zu einem Himmel hinaufschickten, der im Begriff war, sich zu einem großen Lächeln aufzuklären. Dann fuhr er eiligst mit dem Lift nach unten.

Einen Augenblick danach stand er mit seinem Badedeker unterm Glasdach und starrte hilflos auf die Straße hinaus.

Da das Hotel von mehreren Seiten Eingänge hatte und die Straßennamen von seinem Standpunkt aus nicht zu erkennen waren, so war es ihm unmöglich sich zurechtzufinden.

Rechts sollte eine Kirche liegen; aber es war weder ein Turm noch sonst etwas Kirchliches zu erspähen.

Ein breiter Strom von Cabs, Omnibussen und Arbeitswagen wälzte sich vorbei, so daß es fast nicht möglich war, den Blick auf etwas Einzelnes zu heften.

Er wollte gerade die Schar der Groome, deren Aufgabe es war, die heranführenden Wagen im Auge zu

behalten, um Rat befragen, als der Portier aus seinem Glashaus herauskam und sich ihm mit derselben wohlwollenden Kopfneigung wie vorhin zur Verfügung stellte.

Svend war bisher stolz auf sein Englisch gewesen, als er sich jetzt aber verständlich machen wollte, war er sehr unzufrieden damit.

Er wollte mitten in die City hinein – es war gerade in der Geschäftszeit –, um dort den ersten Eindruck des Weltlebens zu bekommen, und erst nachher wollte er von dem Hauptstrom aus die Nebenkanäle kennen lernen.

Der Portier wies ihn auf der Karte zurecht, erklärte, zeigte und wiederholte geduldig, wenn Svend ihn nicht verstand – und zur selben Zeit erteilte er mit leiser Stimme, wie wenn er »Beiseite«-Repliken auf der Bühne gäbe, bald einem Groom, bald einem Hausknecht, der mit einem Koffer auf dem Nacken vorbeiging, Bescheid, oder er grüßte Gäste, die ein und aus gingen, ohne daß Svend einen einzigen Augenblick den Eindruck verlor, daß er ihn ganz zu seiner eigenen Verfügung hatte. Schließlich bezeichnete er ihm einen »Bus« und brachte diesen durch ein Kopfnicken zum Halten.

Als Svend auf dem Deck des Omnibus Platz genommen hatte, dachte er bei sich, daß der Portier die erste Sehenswürdigkeit sei, die die Stadt ihm geboten hätte.

Der Omnibus fuhr ihn bis zur Bank. Dort stieg er ab – mitten im Herzen der Stadt – und folgte jetzt dem

Blutlauf durch die Hauptader: Cheapside an St. Paul vorbei, Ludgate Cirkus, Fleet-Street und Strand.

Als er so weit gekommen war, fühlte er sich leer im Gehirn und schlaff in den Beinen, wie nach einer großen Arbeit. Er glaubte zuerst, es sei die Rückwirkung einer fast schlaflosen Nacht an Bord; je weiter er sich aber mit dem Strom nach Westend treiben ließ, desto stärker wurde die Empfindung einer Vergewaltigung, die er bereits dunkel gespürt hatte, als er aus dem ohrenbetäubenden Lärm am Bahnhof herauskam und dem Verkehrsungeheuer zum erstenmal gegenüberstand.

Ein ängstliches Gefühl, als müsse er in all dem willenlosen und ruhelosen Zufälligen vergehen, überkam ihn einen Augenblick, in dem er wirklich nicht wußte, wie er sich zum Stillstand bringen und Widerstand leisten sollte. Er wußte wohl, daß die Herzbeklemmung, die von ihm Besitz ergriff und ihm vorspiegelte, daß er von lauter feindlichen Bewegungen umgeben sei, dumm und lächerlich war; aber sein Verstand war wie gelähmt. Jeder Omnibus, jedes Cab, jeder Peitschenknall war wie ein Schlag, der auf ihn persönlich abgezielt schien. Er war im Begriff zu ertrinken; jetzt sank er auf den Grund; und es gab außer diesen kleinen kalten, feindlichen Wogen, die ihn hinabziehen wollten, nichts, an das er sich festklammern konnte.

Als er schließlich, mürbe und nervös von der großen Eindrucksaufnahme in seinem Bett lag, mußte er an

den Pseudo-Amerikaner denken, den er jetzt in einem milderen Licht sah. Er stellte sich vor, wie so ein armer gejagter Vogel von einem kleinen Nest hoch im Norden kopfüber und hilflos in ein Weltgetriebe hineinflüchtete. Jetzt begriff er, weshalb so ein armer Tropf sein Vaterland verleugnete und Verzagtheit und Kleinheitsgefühl von sich schob, damit er Grund fassen und sich mit den anderen vorwärtstragen lassen konnte.

Der übernächste Tag war ein Sonntag.

Svend stand in der Hall, die öde und leer war, und blickte auf die Straße hinaus. Hin und wieder fuhr ein Cab vorbei, ein Bus mit einem sonntäglich gekleideten Kutscher; einige Landbewohner und Soldaten glotzten drüben an der Ecke; sonst nichts.

War der Alltagsverkehr unbarmherzig und vergewaltigend, so war dieses tote Wasser in einem sonst so geschäftigen Flußbett zum Verzweifeln. Alles was Svend an traurigen Gedanken kannte, hielt Einzug in seinem Gehirn. Das war ja keine Langeweile mehr, das war das grauenvolle Nichts der nackten Vergänglichkeit.

Vielleicht las der tadellose Hotelportier, der in diesem Augenblick in eleganter Zivilkleidung aus seinem Glashaus kam, Svend die Verstimmung vom Gesicht ab.

Er sah den jungen Mann, den einzigen Gast in Sehweite, hilflos mit den Fingern zwischen den Blättern eines Kursbuches dasitzen. Darum näherte er sich ihm

und fragte ihn mit dem höflichen Wohlwollen, das Svend jedesmal wie ein warmer Händedruck berührte, welche Route er suche.

Svend nannte Kew Gardens. Er hatte auf einem Plakat von einer Blumenausstellung und von Bootfahrten gelesen.

Der Portier versuchte ihm zu erklären, welche Untergrundbahn und welche Tram er nehmen sollte. Da Svend aber noch zu ungeübt war, um allen Ortsangaben zu folgen, sagte der Portier nach einem Augenblick des Zögerns.

»Ich will denselben Zug benutzen. Wenn Sie sich mir vielleicht anschließen wollen —«

Svend nahm das Angebot dankbar an.

Kaum waren sie auf der Straße, da sagte der Portier mit schelmischen Augen auf dänisch zu ihm:

»Wie geht es Ihnen?«

Svend blickte überrascht und erfreut auf.

»Was? Sind Sie in Dänemark gewesen?«

»Yes, vor zehn Jahren. Ich bin anderthalb Jahre Portier im Hotel Phönix gewesen.«

Wie wohl das tat, diese Worte hier in der Fremde zu hören.

Jetzt wurde die Konversation lebhaft halb auf englisch und halb auf dänisch geführt. Sie fuhren zusammen im Coupé und bevor sie Richmond erreicht hatten, hatte der Portier Svend in sein Hausboot auf der Themse eingeladen, das er für den Sommer für seine Familie

gemietet hatte. Es lag augenblicklich in der Nähe von Richmond. Er erzählte, daß er seine Frau in Kopenhagen kennen gelernt habe, sie sei Stubenmädchen im Hotel Phönix gewesen. Es würde sie sicher interessieren, einen Dänen zu treffen, da sie ebenso wie er die Dänen sehr schätzen gelernt habe.

Das freute Svend, obgleich er ein Portier war, der es zu einem Gast sagte – und auf eine wohlwollend beschützende Weise. Aber einerlei: Svend nahm es gern an.

Dann vertraute er Mr. Johnstone an, welch überwältigenden Eindruck der Verkehr auf ihn gemacht habe.

»O ja, hier gibt's viele Menschen!« antwortete Mr. Johnstone trocken und ohne Verständnis.

»Wie ist es möglich, daß alle diese Menschen Platz bekommen? Wo nehmen sie die Kraft zu diesem fürchterlichen Kampf ums Brot her, da allein der Weg zum Arbeitsplatz soviel Zeit und Nervenanspannung erfordert?«

Mr. Johnstone sah ihn höflich fragend an. Er verstand nicht, was er meinte.

»Da ist das Scharren und Kreischen der Wagen. Da sind die Omnibuskondukteure, die ihre Routen ausschreien. Muß man über einen lebhaften Fahrweg – und der gerade Weg ist immer belebt –, so ist es fast lebensgefährlich, wenn man nicht Zeit hat, auf das Signal des Schutzmannes zu warten, der den Wagenstrom anhält. Zeitungsjungen brüllen einem die Ohren

voll. Man muß ein Auge an jedem Finger haben und am liebsten noch ein paar im Nacken. – Ich bin immer todmüde, wenn ich einige Stunden im Straßenstrom gewesen bin.«

Herr Johnstone lächelte nachsichtig.

»Das geht ganz mechanisch vor sich, als wenn ich eine Seite in meinem Hauptbuch zusammenzähle. Ich sehe jede einzelne Zahl, aber sie gelangen, nicht bis zu meinem Gehirn; so ist es auch mit den Menschen und Tieren auf der Straße, sie gehen mich ja nichts an. – Jeder hat an sich selbst genug!« fügte er kalt, fast hart hinzu. Svend versuchte vergebens, diese Worte mit Mr. Johnstones herzlichem Wohlwollen zusammenzureimen und konnte eine diesbezügliche Bemerkung nicht zurückhalten.

»Aber all die vielen, fremden Menschen, die täglich sozusagen durch Ihre Hände gehen, die behandeln Sie doch fast mit Herzlichkeit.«

Mr. Johnstone zögerte mit der Antwort. Dann sagte er: »*Well*, das ist mein *business!* Solange ich mit jemandem spreche, geht er mich etwas an, dann ist er kein Fremder mehr für mich und ich stehe ihm zur Verfügung. Aber vorher und nachher –«

Ohne den Satz zu vollenden zeigte er aus dem Fenster, wo die Themse jetzt in einer glitzernden Krümmung zwischen hohen, uralten Erlenbäumen sichtbar wurde.

Grüne hügelige Wiesenflächen mit roten Mohnlichtern senkten sich sanft zum Fluß hinab, und auf ihren Höhen standen weiße Villen, so groß wie Schlösser, mit Türmen und Treibhäusern, in deren Glaswänden die Nachmittagssonne sich brach.

In einem der Gärten, zwischen hohen Lebensbäumen, die einen Rasen umkränzten, der so grün und eben wie ein Stück Tuch war, spielten schlanke, hellgekleidete Damen mit gebräunten, sportsgekleideten jungen Leuten Tennis. Man sah wie sie die geschmeidigen, sportgewandten Glieder reckten; das Geräusch ihrer Worte und ihres Lachens aber gelangte nicht bis zu ihnen.

Auf dem Flusse glitten hohe, schmale, dunkle Boote mit hohen Steven in dichten Scharen wie ein Schwarm von Schwänen vorüber. Nackte, sehnige Männerarme bewegten sich in abgemessenen Ruderbewegungen. Achter, behaglich in seidene Kissen zurückgelehnt, führten junge Damen das Steuer, das Gesicht und die blonden Haare von großen Spitzenhüten gegen die Sonne geschützt. Langsam, zögernd, ganz langsam. Jede Bewegung gedämpfte Sonntagsruhe; es war wohlthuend zu sehen, wie dies alles Frieden war und nicht Streben unter einer anderen Form.

Svend gedachte der Sommernachmittage auf dem Sund. Nur selten sah man dort abgemessene Ruhe. Die meisten patschten, arbeiteten, schwitzten beim Rudern, als sei es eine Arbeit, die bezahlt würde; während

Mädchen und Frauen lachten und plauderten, als wollten sie sich beständig selbst davon überzeugen, daß sie sich amüsierten.

Sie stiegen bei Richmond aus und spazierten mit dem Strom von ruhigen Sonntagsspaziergängern längs des Flusses, wo die Sommerboote nebeneinander vertäut lagen, von denen jedes durch eine Laufplanke mit dem niedrigen Flußufer verbunden war.

Es waren Prahme, die überbaut worden waren, aber nicht von Zelten, sondern von Häusern mit Fenstern, Veranden, Türen; mit Blumengärten auf dem flachen Dach und mit Schlinggewächsen längs der Wände.

Schwimmende Häuser mit Küche, Schlafstube, Eßzimmer und Salon. Und zwischen diesen Wohnungen war ein Gewimmel von Booten, die sich mit Stangen vorwärtsschoben oder ruderten; ein Leben, wie Svend es sich auf dem Canale grande in Venedig vorstellte.

»*Here you are!*« sagte Mr. Johnstone und winkte mit dem Stock einer beliebten Dame zu, die auf dem Achtersteven einer Sommerbootes stand und mit einer fetten, weißen Hand winkte.

Mrs. Johnstone war eine Dame in einem weißen Spitzenkleid, mit starken Armen und Hüften und einem Busen, der den dünnen Stoff sprengen zu wollen schien.

Ein freundliches, mütterliches Lächeln lag beständig um ihre Lippen, und die braunen, lebensfrohen Augen nahmen an allem teil, was um sie her vorging.

Sie errötete vor Freude, als Svend ihr vorgestellt wurde und sie hörte, daß er Däne sei. Das brachte ihm einen derben Händedruck ein und sie begann gleich, ihn nach Verhältnissen und Personen aus alten, munteren Tagen bei den »freundlichen« Dänen auszufragen.

Während Svend ihre Neugierde, soweit es in seiner Macht lag, befriedigte, erschien eine erwachsene Tochter im Salon, um den Nachmittagstee zu servieren. Sie war groß, außerordentlich mager und litt augenscheinlich an Bleichsucht; die Züge des Gesichtes aber waren regelmäßig, die großen schönen Augen dunkel und scheu. Svend erhob sich und machte ihr eine Verbeugung; aber sie reichte ihm weder die Hand, noch sah sie einen der anderen an. Es kam Svend so vor, als glitte ein Schatten über Mr. Johnstones Gesicht und seine Frau war zurückhaltender in ihrer Rede, solange sie im Zimmer war. Sie schien Kälte um sich zu verbreiten.

Nachdem der Tee getrunken war, schlug Mr. Johnstone einen Nachmittagsspaziergang vor. Mr. Byge sei ja herausgekommen, um Kew Gardens zu sehen.

Als Frau Johnstone ihren Hut aufgesetzt hatte und Svend eine Wendung machte, um sie vorangehen zu lassen, sah er plötzlich einen kleinen Knirps von ungefähr zwölf Jahren hinter ihr auf der Laufplanke stehen, der den Fremden mit großen klugen Augen anstarrte.

Svend hatte ihn nicht kommen hören und war sehr erstaunt über das Äußere des Knaben. Seine feingezichneten Augenbrauen standen schräg und sein Gesicht war trocken und gelblich wie das eines Chinesen; trotzdem war er ganz wie ein englischer Knabe gekleidet, mit einem großen weißen Kragen über seiner gefalteten Jacke; als er sich aber umdrehte, um Mrs. Johnstone hilfreiche Hand zu leisten, was er mit einer Behendigkeit und Freude tat, daß es ein Vergnügen war zu sehen, da entdeckte Svend, daß sein schwarzes Haar unter der Sportmütze zu einem Knoten mit vielen Schnörkeln aufgesteckt war.

»Yes, er ist ein Chinaboy!« sagte Mr. Johnstone und legte seine große Hand liebkosend um den zarten, tief gespalteten Nacken des Knaben.

Der Kleine blickte strahlend zu ihm auf und nickte Svend darauf munter zu, als wolle er sagen:

»Ja, ich bin ein Chinaboy; und was bist du für einer?«

Während sie längs des Flusses spazierten, Frau Johnstone mit dem Chinesenknaben voran, der seine gelbe Hand vertraulich unter ihren dicken Arm geschoben hatte, erzählte Mr. Johnstone, daß der Knabe mit ihm aus China gekommen sei, wo Johnstone mehrere Jahre ein Hotel geleitet hatte, das dem Vater des Knaben gehörte, einem wohlhabenden Chinesen, der seinen Sohn zum selbständigen Hotelwirt heranziehen

wollte, damit er sich nicht wie sein Vater stets auf Europäer verlassen mußte.

Mr. Johnstone hatte eingewilligt, ihn in Pflege zu nehmen, um ihn später im Hotelfach auszubilden. Sie hatten den Knaben so lieb gewonnen, als sei es ihr eigener. Mrs. Johnstone, die vor mehreren Jahren einen Sohn verloren hatte, konnte ihn gar nicht entbehren.

Svend begriff, daß es außerdem ein sehr lohnendes Geschäft für Mr. Johnstone sei.

Nachdem sie eine Weile in dem großen Park umhergewandert waren, suchte Mr. Johnstone einen ruhigen, schattigen Platz auf einem hochgelegenen Abhang, der sanft zum Fluß abfiel.

Hier lagerten sie sich und blickten links auf das Badeleben im Fluß hinab. Rechts sahen sie auf großen, sonnenbeschienenen Rasen hinter mächtigen alten Eichen frohe Londoner Fußball spielen, während Kinder um die Wette liefen.

20. KAPITEL

Svend mußte zu dem dänischen Gesandten im Belgravia-Viertel hinaus, um Zutritt zu einer Parla-mentssitzung zu erlangen.

Der kleine, gebrechliche, alte Baron, mit den feinen, fast durchsichtigen Zügen, empfing ihn im *Morning-room*.

Er hörte Svends Anliegen so freundlich an und fragte so interessiert, ja, fast herzlich nach seinen Eindrücken

von London, daß Svend von der Wirkung seiner eigenen Persönlichkeit ganz überrascht gewesen wäre, wenn ihm nicht im selben Augenblick Mr. Johnstones Herzlichkeit und seine Bemerkung über »*business*« eingefallen wäre. So scheint es ja bei groß und klein hier Brauch zu sein, dachte er bei sich. Worte wie Verstellung und Heuchelei drängten sich ihm auf; als er aber daran dachte, wie oft er sich in Dänemark über Unliebenswürdigkeit und Kurzangebundenheit sowohl bei sich selbst wie bei anderen geärgert hatte, sah er ein, daß diese Herzlichkeit eine natürliche Folge der Härte des Kampfes unter großen Verhältnissen sei.

Wie furchtbar würde sich das Zusammenleben in dieser mächtigen Stadt gestalten, wenn die Menschen nicht überall, wo es nichts kostete und die Chancen nicht darunter litten, dem Bruderschaftsgefühl dieses Opfer brächten. Wie hatte das freundliche Lächeln, die herzliche Betonung ihm in seiner Verlassenheit wohlgetan, wenn es auch nur eine Vergoldung war; wie schrecklich, wenn die Menschen die Gleichgültigkeit und Härte ihrer Herzen offenkundig zur Schau tragen würden!

Als der Baron im Laufe des Gespräches erfuhr, zu welcher Familie Svend gehörte, kam plötzliches Leben in seine schlaffen Züge.

»Was? Konferenzrat Byge ist Ihr Onkel,« sagte er bewegt, »mein alter politischer Kampfgenosse aus früheren Zeiten! Das freut mich, das freut mich wirklich!«

Es zitterte etwas greisenhafte Rührung in den feinen Runzeln seiner Augenwinkel, und der Baron begann im Zimmer auf und ab zu gehen, als sei er sehr einsam. Dann besann er sich und sagte zu Svend:

»Wollen Sie morgen bei mir speisen, Herr Byge. Ich werde Sie Seiner Durchlaucht Prinz Adolph vorstellen. Auch den Departementschef Kruse werden Sie hier treffen. Das ist eine Bekanntschaft, die Ihnen nützlich sein kann.«

Svend nahm dankend an, aber er verschwieg, daß er Kruse bereits auf der Überfahrt getroffen hatte.

Der Gesandte, der Witwer war, führte den Prinzen zu Tisch, während sein Sohn, der junge Baron, ein anglierter Kavalier in den Dreißigern, der als Attaché seines Vaters fungierte, den Departementschef führte.

Fräulein Kruse saß an der rechten Seite des Attachés und hatte Svend als Tischnachbarn.

Sie sah entzückend aus in einem Kleid aus weißer Seide, mit einem Kragen von feinsten Spitzen und einer Kette von kleinen, dunkelroten Rubinen, die stramm um ihren weißen Hals schlossen; die Haut war so durchsichtig, daß das Blut hindurchschimmerte, und der Puls klopfte so sichtbar unter den Rubinen, daß es aussah, als preßten sie den weißen Hals. Sie hatte die zarteste Nackenlinie, die er je gesehen hatte.

Er freute sich jedesmal, wenn das Gespräch ihm Gelegenheit gab, ihren Hals zu betrachten, der fest und rund war wie eine Säule vom reinsten Marmor.

Ihr blondes Haar wellte sich in einer Fülle von goldenem Gekräusel auf der Stirn und wurde im Nacken von einem Schildpattkamm mit eingelegtem Silber und Rubinen gehalten, die genau dieselbe Farbe hatten, wie die Steine der Halskette.

Da fielen seine Augen auf ihre Hände. Die feingebogenen Finger, die ohne Glied zu sein schienen, bewegten sich mit bewußtem Liebreiz und unterstrichen die zierliche Rede ihrer etwas verhätschelten Stimme mit einer Ausdrucksfähigkeit, die jede andere Geste überflüssig machte.

Svend konnte den Blick nicht von diesen Händen losreißen; er war ganz benommen davon, obgleich ihre sanften, blauen Augen ihm deutlich sagten, daß sie sich jeder ihrer Vorzüge voll bewußt sei und seine schlecht verhohlene Bewunderung wie eine Huldigung genoß, an die sie gewöhnt war, deren sie aber nie müde wurde.

Es glückte ihnen bald, heimatliche Berührungspunkte zu finden, die von ihnen beiden mit froher Überraschung begrüßt wurden.

»Denk dir nur, Papa,« sagte sie über den Tisch hinüber zum Departementschef, der Svend gegenüber saß und sich über die unverhohlene Bewunderung in dem

jungen, unbeherrschten Mienenspiel amüsiert hatte, »Herr Byge verkehrt bei Assessors!«

»Das ist ja nett,« sagte der Alte, »dann wird man sich ja im Winter dort treffen.«

Er hob sein Glas und trank Svend verbindlich lächelnd zu, worauf er sich nach dem Befinden der Konferenzrätin erkundigte.

Svend fühlte, daß er rot wurde und gab eine ausweichende Antwort.

Ob es war, weil der alte Baron ihn als einen Neffen und Pflegesohn des Konferenzrates vorgestellt hatte, der augenscheinlich die allergrößte Achtung in diesem Kreise genoß, oder weil der Gesandte Onkel Kasper seinen alten Freund genannt hatte – genug, Svend wurde von allen Seiten eine größere Zuvorkommenheit entgegengebracht, als er in seinem Alter und seiner Stellung erwarten durfte.

Er fühlte sich bald sicher und ungezwungen, entfaltete seiner Tischdame gegenüber die ihm angeborene lebenswürdige Freimütigkeit, und diese trug ihm aus Fräulein Kruses Augen jenen Seitenblick von verborgener Schelmerei ein, die denjenigen, mit dem sie sprach, wie in heimlicher Vertraulichkeit zu sich heranzuziehen schien.

Die Augen des Prinzen, deren verschleierter Ausdruck nach und nach einem etwas erstaunten Interesse wich, ruhten oft mit Wohlgefallen auf Ellen Kruses Augen und Haar. Sie aber schien keine Notiz davon zu

nehmen, und entzog ihrem Tischherrn, zu seiner Freude, nichts von ihrer Aufmerksamkeit.

Bevor die Gesellschaft sich auflöste, hatte Ellen Kruse Svend ihre Reiseroute anvertraut. Sie verabredeten, daß er, der auch nach Paris wollte, sie im *Grand Hôtel* aufsuchen und in die Museen begleiten sollte; sie fürchtete, daß sie sich sonst zu sehr langweilen würde, und Papa wünschte, daß sie alles sehen sollte.

Der Departementschef kam hinzu und wiederholte ihre Aufforderung. Es käme um so gelegener, als der Departementschef einige Staatsgeschäfte mit der *Banque de France* zu erledigen hätte und Ellen sonst des Vormittags allein im Hotel hätte bleiben müssen.

»Da wir gerade von Staatsangelegenheiten sprechen, Herr Byge,« sagte der Departementschef und blies ein Aschenstäubchen fort, das sich auf seinen Frackaufschlag gesetzt hatte, »wissen Sie vielleicht jemanden zwischen den jungen Referendaren Ihrer Bekanntschaft, der sich für das öffentliche Finanzwesen interessiert? Wir haben nämlich eine Vakanz, die ehestens besetzt werden soll. Ich habe das Prinzip, persönlich über die Wahl meiner jungen Herren zu wachen, um sozusagen den Weg reinzuhalten – he, he –, ich meine, um nicht nur für erste Kräfte in bezug auf Tüchtigkeit, sondern auch in bezug auf Geburt und gesellschaftliche Bildung zu sorgen, Sie verstehen?«

Sieht er es auf mich ab? – fuhr es Svend durch den Kopf. Er versuchte in dem Gesicht des Departementschefs zu lesen, aber es stand nichts weiter als die gewöhnliche, etwas leere Verbindlichkeit darauf.

»Ich weiß im Augenblick keinen, Herr Departementschef,« beeilte er sich zu erwidern, »aber ich werde nachdenken, ob jemand frei ist, der –«

»Tun Sie das, Herr Byge. Und nun adieu. Es hat mich sehr gefreut und meine Tochter ebenfalls. Auf Wiedersehen in Paris! – Komm, Ellen.«

Diese Worte wurden gewechselt, während der Departementschef und seine Tochter in der Hall standen und auf den Wagen warteten.

Als sie schließlich eingestiegen waren und der Diener die Tür zuschlug, hatte Svend die Freude, daß Fräulein Ellen sich zurücklehnte, indem der Wagen davonrollte, um ihm mit ihren sanften Augen und der feinbehandschuhten Hand einen letzten Gruß zuzuwinken.

ZWEITES BUCH

21. KAPITEL

Svend war in Paris.

Er kam spät abends an, über Dieppe. Der Zug rollte polternd in eine überdeckte Halle ein, wo der Rauch wie ein Nebel um die Gasflammen stand.

Ein ohrenbetäubendes Rufen und Schreien. Alle Menschen sprachen laut und kreischend, als zankten sie sich.

Schmutzige Jungens mit Mützen und Blusen drängten sich bis zu den Coupétüren durch, kaperten das Gepäck und bahnten den Weg.

»*Ici, Monsieur!*«

Svend schwankte mit großen, schlaftrunkenen Augen über den Perron.

Er hatte von einem älteren Kameraden ein kleines Hotel auf dem linken Seineufer aufgegeben bekommen.

Der Kutscher konnte den Namen nicht verstehen. Svend zeigte ihm die Visitenkarte, worauf er stand. Darauf murmelte er etwas in den Bart und fuhr davon.

Helle Straßen und dunkle Straßen. Eine lange Brücke mit fernen Lichtreihen, die sich tief unten in dem dunklen Wasser spiegelten. Vorbeifahrende Wagen. Späte Nachtwanderer, die mit hochgezogenen Schultern nach Hause eilten. Ein Betrunkener, der auf dem Fußsteig schwankte. Das war alles. Nach einem

langen, schweren Schlaf hinter geschlossenen Läden fuhr Svend in die Höhe und ahnte nicht, wo er war.

Er griff durch die Luft und sprang auf. Durch eine Ritze sah er Tagesschein. Er öffnete die Fenster, die wie Flügeltüren ganz bis zur Erde reichten und ins Zimmer hineingingen. Schließlich gelang es ihm, auch die Läden zu öffnen.

Und da lag Paris.

Ein breiter Vorstadt-Boulevard mit niedrigen lächelnden Bäumen. Ein Gewühl von Wagen: Droschken, hohe, zweirädrige Arbeitskarren, schwer mit weißem Kalkstein beladen. Der Kutscher ging nebenher und ermunterte drei, vier schwerfällige Zugpferde, die hintereinander eingeschrirrt waren, mit Zurufen und mit einer langen Peitsche.

Menschen, die an ihre Tagesarbeit eilten. Schnellfüßige Mädchen mit großen Kästen. Schulkinder, blaß und behende. Frauen mit bloßen Köpfen, die an der Straßenecke stehen blieben und mit großen Armbewegungen auf den Schutzmann einredeten.

Wie verschieden von Londons müder, schwerer Geschäftigkeit!

Die Luft war voll Staub, der in die Höhe gepeitscht wurde und in Wolken über der Straße lag; dennoch war die Luft leicht zu atmen.

»Paris – Paris!« sang es in ihm.

Er konnte sich nicht klar darüber werden, was es war. Aber es war etwas Neues und Sprudelndes – etwas, das im Handumdrehen die ganze Vornehmheit abstreifte, die ihm noch aus Londons Westend in den Knochen saß.

Lange blieb er in Hemdsärmeln am Fenster stehen und blickte auf die Straße. Er konnte sich nicht satt sehen an dem Leben dort unten.

Sogar die Droschkenpferde schienen einen eigenen Schwung über ihrem eckigen Kreuz zu haben. Die Kutscher knallten vergnügt mit ihren Peitschen, riefen sich im Vorbeifahren an, nickten den kleinen Mädchen zu, und jeder einzelne schien sich als Herr und Mittelpunkt des Lebens zu fühlen.

Solche Burschen waren es – ihre Väter waren es, die die Revolution gemacht, die grobe Arbeit dafür verrichtet hatten. Man konnte plötzlich besser verstehen, wie es zugegangen war, es erschien einem weniger tierisch, wenn man diese Menschen vor sich sah.

Selbst in der täglichen Tretmühle zuckte diesen Sklaven der menschlichen Gesellschaft das Freiheitsgefühl bis in die Fingerspitzen, ja, ganz bis in das Peitschenende.

Es war wohltuend, zu sehen, wie hier jeder das vorstellte, was er war, nicht mehr und nicht weniger; und jeder hing mit ganzer Seele an dem, was er im Augenblick war.

Als Svend an das Ufer der Seine kam und die schlanken Brückenbogen sah, die sich über den Fluß wölbten, in dem weißen Licht eines Himmels gebadet, der sich höher zu heben schien als der, an den er gewöhnt war, ein Himmel von reinstem Blau – als er die prachtvolle Majestät des Louvre auf dem anderen Ufer hinter den dichten Baumkronen des Kais sah –, da wurde seine Brust von einem plötzlichen Jubel erfüllt, der jeden anderen Willen aus seinem Gemüt herausdrängte und ihn zwang, dieses Neue mit aller Sinneskraft in sich aufzunehmen, in diesem Augenblick zu leben – ohne Vergangenheit und ohne Zukunft.

Er ging wie in einem Rausch über die Brücke, durch das Sonnenbad. Als er aber durch die Mauerbogen des Louvre den Platz vor dem Schloß erreichte und von dort über das lächelnde Grün der Tuileries ganz bis zum Triumphbogen blicken konnte – da fühlte er sich plötzlich wieder allein.

Es war nicht das niederdrückende Verlassenheitsgefühl, das ihm während der ersten Tage in London den Atem benommen hatte. Es war ein Sehnsuchtsgefühl, dieses Glück des Augenblicks mit einer gleichgestimmten Seele zusammen zu genießen.

Da tauchten Ellen Kruses blaue Augen mit ihrem verborgenen Lächeln auf.

Lange dauerte dieser Sehnsuchtszustand nicht. Als er sich erst in das Bild, das sich vor ihm ausbreitete, versenkt hatte, als das Grün der Tuileries ihn umgab,

als er die Einzelheiten sah: Kindermädchen mit den spielenden Kindern an dem sonnenglitzernden Wasser in den niedrigen Bassins, die alten Pensionisten mit der Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch, die sich von der Sonne den Rücken wärmen ließen, den Mann, der die Spatzen fütterte, die sich auf seine Arme setzten und seinem Ruf folgten, und als ein alter Mann etwas über die Spatzen zu ihm sagte, als sei er ein Eingeborener – da begann er mitzuleben in dem strahlenden Augenblick, ohne ein Gefühl des Fremdseins. Er vergaß Ellen Kruses sanfte Augen und war wieder ganz gegenwärtig.

Am Abend aber, als er müde und zerschlagen im Bett lag, tauchte sie von neuem auf. Er sah ihre feine, weiße Hand mit den gewölbten Fingernägeln vor sich; er sah sie gegen den dunklen Wagensitz gelehnt, ihm zunicken.

Es half nichts, daß er es vor sich selbst leugnete: er war wirklich von neuem verliebt.

Morgen wollte er sein Versprechen einlösen und sie in ihrem Hotel aufsuchen.

Als aber der Morgen mit seiner Frische und Sonne im Gemüt kam, verleugnete er sie.

Eine Ferienbegegnung. Eine Blume, die ihn heftig angezogen hatte, weil er sich in der ungeheuren Verkehrsöde so einsam gefühlt hatte. Ein Hauch aus der Heimat.

Verliebt. Ja, gewiß. Desto mehr Grund sich fernzuhalten.

Er, der am Anfang des Lebens stand und für sich allein einsammeln wollte, er konnte sich doch nicht von einem Weib fesseln lassen.

Während des viel zu kurzen Tages glitt dann ein genußreicher Augenblick nach dem anderen über ihr Bild und verdunkelte es ganz, bis es sich am Abend, wenn er zur Ruh gekommen war, wieder mit seinem »weißt du noch?« vordrängte.

Am vierten Tage aber, als er zum erstenmal in der Galerie des Luxembourg umherging, da schien die Sonne durch ein offenes Ventilationsfenster im Dach auf ein blondes Seidenhaar am Ende des Skulpturensaales.

Es war nur ein Sonnenschimmer gewesen und der Eindruck einer weißen Bluse, die um die Ecke verschwand – aber es hatte sein Herz heftig klopfen gemacht. Wenn sie es doch wirklich gewesen wäre!

Er eilte von Saal zu Saal; und als er sie nicht fand, war er tief enttäuscht.

Seine Sehnsucht, sie wiederzusehen, ließ ihm keine Ruhe mehr. Und er kehrte in sein Hotel zurück, um Frühstück zu essen und sich für den Besuch umzukleiden.

Unterwegs kaufte er sich einen Pariser Strohhut. Er hatte schon längere Zeit damit geliebäugelt; jetzt gehörte er ihm.

22. KAPITEL

Der Portier schüttelte den Kopf.

»Kruse?« wiederholte er, »*non, monsieur, pas ici!*«

Svend schrieb den Namen auf seine Karte.

»*Ah, monsieur Kryhse! – Parfaitement.*«

Der Departementschef aber war nicht zu Hause.

Svend blieb niedergeschlagen auf dem Fußsteig stehen und ließ seine Blicke über die Tische schweifen, die dicht mit Hotelgästen und Eingeborenen besetzt waren, die unter dem Schutz einer Markise den Anblick des Verkehrs auf dem Platz vor der Oper in der brennenden Sonne genossen.

Ein hastiger Blick aus zwei blauen Augen, die ihn über eine Karaffe trafen, während zwei schmale Lippen sich um einen gelben Strohalm spitzten und eine rote Flüssigkeit aus einem Glas sogen.

Das Blut schoß ihm zu Kopfe. Er war seiner Sache gewiß. Es war Ellen Kruse; und dort, an ihrer rechten Seite saß der Departementschef in einem neuen *Bonjour*, mit der Ordensrosette über der weißen Weste würdig, zurückgelehnt, mit »*Le Temps*« vor sich.

Indem Svend auf sie zuing, versuchte er vergebens ihren Blick zu fangen. Derselbe glitt so unbeeinflusst und ruhig über das Wagengedränge vor dem Hotel, daß er schließlich überzeugt war, sie habe ihn nicht wiedererkannt.

Sie hatte eine weiche, weiße Reisemütze auf dem Seidenhaar, das sich auf Stirn und Schläfe lockte.

Weder auf dem Schiff noch beim Gesandten hatte sie so von Jugend und Liebreiz gestrahlt.

Svend grüßte.

Der Departementschef sah über den Kneifer mit einem fernen Blick auf, der noch von der Lektüre absorbiert war.

Dann erkannte er Svend, lächelte verbindlich, legte die Zeitung beiseite und reichte Svend seine gepflegte Hand.

»Ah, da haben wir ja Herrn Byge! Sehr erfreut, Sie wiederzusehen!«

Ellen reichte ihm ihre behandschuhte Hand, ohne ein sonderliches Zeichen von Wiedersehensfreude, als hätten sie sich erst gestern gesehen.

»Finden Sie es hier nicht himmlisch?« begann sie sofort, ohne sich im geringsten dafür zu interessieren, wann er gekommen sei.

Er war enttäuscht, und es fiel ihm schwer, den gewohnten Gesellschaftston anzuschlagen. Er vermied es, sie anzusehen und richtete meistens das Wort an den Departementschef, der, nachdem er an seiner Seite für Svend Platz gemacht hatte, sich nach seiner Reise erkundigte, ihm die Schulter klopfte und fragte, was er trinken wolle.

Ellen sah auf und diesmal war der Schimmer des verborgenen Lächelns da, in den er sich zuerst verliebt hatte:

»Probieren Sie dies, Herr Byge. Es ist Grenadine und schmeckt wundervoll.«

Svend lächelte dankbar, und die Grenadine wurde bestellt.

Kurz darauf faßte er Mut:

»Wenn Sie nichts Besseres vorhaben, gnädiges Fräulein, würde ich gern mein Versprechen einlösen und Sie in den Louvre begleiten. Die Uhr ist eben drei. Wir haben noch zwei Stunden, bis geschlossen wird.«

Ellen sah ihren Vater an, dessen Augen von der Zeitung vor ihm auf dem Tisch angezogen wurden. Er war mitten in einem sehr belehrenden Artikel über fremde Staatspapiere an der Pariser Börse unterbrochen worden.

»Ich weiß nicht, ob Papa —«

Der Departementschef versuchte zu verbergen, daß er Svends Worte gar nicht gehört hatte.

»Wie du willst, mein Kind. Du weißt, daß du deine Freiheit hast.«

Ellen stand auf und glättete die Falten ihrer Bluse.

»Wir wollen lieber einen Wagen nehmen!« sagte sie.

»Wagen?«

»Ja, wenn wir doch nur zwei Stunden haben, bis geschlossen wird.«

»Du sagtest Luxembourg?«

»Nein, Louvre, Papa.«

»Richtig. Dort wird um fünf geschlossen. Viel Vergnügen. Geben Sie gut auf sie acht!« sagte der Departementschef, indem er Svend die Hand drückte.

Svend winkte einen Wagen herbei. Sie stiegen ein, und der Departementschef grüßte mit der Hand, stolz über das Aufsehen, das die blonde Erscheinung seiner Tochter zwischen den Gästen des Cafés erregte.

Ellen spannte ihren Sonnenschirm auf, der mit roter Seide gefüttert war und einen Schimmer von dunklen Rosen über ihren zarten Teint warf.

Sie saß lächelnd im Rosenschein da und hielt den weißen Hals in heller und fröhlicher Erwartung nach vorn gebeugt.

Ihre linke Hand ruhte im Schoß. Der Türkisring blitzte durch die weißen Seidenfäden des Handschuhs. Seine Augen ruhten auf den anmutigen Fingern, deren zarte Linien von dem Gewebe verborgen wurden. Er wünschte sehnlichst, daß sie den Handschuh ausziehen möge.

Sie sah es und genoß seine schweigende Bewunderung, zusammen mit der ganzen übrigen sonnenwarmen Freude, die ihr entgegenwogte. Sie überlegte einen Augenblick, ob sie ihm den Willen tun und den Handschuh der Wärme wegen abziehen sollte; aber sie tat es nicht; sie wollte ihm nicht soviel gewähren; mochte er nur etwas warten.

Als der Wagen vor dem Eingang zum Louvre hielt, beeilte Svend sich, ihre Hand zu ergreifen und ihr beim

Aussteigen behilflich zu sein. Weich und warm ruhte sie in der seinen; und da der Wagen stark federte, als sie auf das Trittbrett trat, mußte sie fest zufassen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Als sie die Treppe zu der dunklen Vorhalle hinaufstiegen, von einem Fremdenführer verfolgt, trafen ihre Augen sich in vertraulicher Munterkeit über den Zudringlichen, der sich ihnen in drei verschiedenen Sprachen anbot, bevor er sie schließlich aufgab.

Ihre Hand berührte leicht seinen Arm, indem sie sich nach der Garderobe umblickte.

Sein Blick glühte auf; als er sie aber mit warmen Augen anblickte, traf ihn ein fremder, gleichgültiger Blick.

Sie weidete sich an seiner Enttäuschung, die er nicht zu verbergen vermochte. Sie schob die Brust vor und genoß die Macht, die sie bereits über diesen hübschen jungen Referendar besaß, um dessen Bewunderung sowohl Kamma wie Emmy sie beneiden würden.

Sie ließ ihren Blick über die lange Reihe halbdunkler Säle mit ihren verstaubten, nackten Gestalten schweifen und fand es etwas bedenklich, sie Seite an Seite mit einem jungen Mann, der ihr fremd und noch dazu verliebt war, zu durchwandern. Sie mußte auf ihrer Hut sein.

Svend zog seinen Baedeker hervor, sah nach den Nummern und las ihr gewissenhaft die Erklärungen vor, bis sie ihn plötzlich schelmisch ansah und sagte:

»Finden Sie das eigentlich amüsant, Herr Byge?«

»Bei Gott, nein.«

Da lachten sie alle beide und waren einander plötzlich viel näher gekommen.

»Ich wußte ja nicht, wie weit Sie interessiert sind!« sagte er.

»Wenn ich ehrlich sein soll, so finde ich Museen furchtbar langweilig – das heißt Erklärungen und was die Sachen vorstellen sollen und das Geschichtliche und so. Wenn etwas schön ist, dann ist es schön; das genügt doch. Und wenn es nicht schön ist, dann ist es auch einerlei, was es vorstellt, nicht?«

»Ja, natürlich. Ich möchte auch viel lieber mit Ihnen auf einem Dampfer sitzen und die Seine hinabfahren. Oder mit Ihnen auf dem Boulevard spazieren.«

Sie sah ihn mit einem warmen Blick an und lächelte, indem sie ihre Lippen mit der Zungenspitze feuchtete.

In den oberen Sälen war es sehr warm. Die Sonne brannte durch das Glasdach in der langen Galerie.

Schließlich gelangten sie hindurch und kamen in die Abteilung für französische Kunst, wo weniger Menschen waren. Hier setzte sie sich überwältigt auf eins der Plüschsofas und machte für ihn an ihrer Seite Platz.

Die Sonne fiel mit einem großen, schrägen Staubstreifen durch das hohe Fenster.

Sie saßen schweigend nebeneinander, während die Wärme sie durchrieselte und sie einander näherzubringen schien.

Er betrachtete sie von der Seite, den Puls, der so weich gegen den weißen Hals klopfte, der eine ganz feine Quersfalte gerade über der Grube hatte. Das kurze, etwas vorstehende Kinn, die vollen, tiefroten Lippen, und die zarten Augenlider, die vor Wärme zitterten.

Er wünschte, er ersehnte, er begehrte, und wagte es nicht zu zeigen.

Sie schloß die Augen und lehnte sich in einer plötzlichen Müdigkeit gegen die Wand, wobei ihre weiche Schulter einen Augenblick vertraulich an seiner ruhte.

Sein Herz schlug heftig. Da stieg eine tiefe Röte in ihre Wangen. Sie öffnete die Augen weit, sah ihn erstaunt an und sagte mit einem Lächeln, indem sie sich über die Stirn strich:

»Ich glaube, ich habe einen Augenblick geschlafen.«

Darauf stand sie auf und ging vor ihm her in den nächsten Saal, wo einige Landleute umhertrampelten.

Sie klagte über Müdigkeit und lächelte ihm mit ihren blauen Augen zu, die sanfter waren als je.

Als sie den Ausgang erreichten, dankte sie ihm für seine Begleitung. Er brauche nicht mit ihr nach Hause zu fahren. Sein Weg führe ihn ja in die entgegengesetzte Richtung.

Svend war so enttäuscht, daß er ihr leid tat. Sie bedachte, wie lieb und rücksichtsvoll er die ganze Zeit

gewesen war. Sicher würde sie ihn den langen Nachmittag vermissen, wenn Papa nicht Billette zu irgend einem Theater genommen hatte.

Sie sah ihn liebevoll an und sagte:

»Wenn Sie Lust haben und nichts versäumen, können wir uns ja morgen hier am Eingang treffen und den Rest sehen.«

Seine Augen blitzten so freudig auf, daß sie fürchtete, ihm zuviel gewährt zu haben.

»Wenn Papa nichts anderes bestimmt hat,« fügte sie hinzu, »in dem Fall werde ich Ihnen einige Zeilen schreiben.«

Er gab ihr seine Hoteladresse, drückte ihre Hand so warm er es wagte, sagte dem Kutscher Bescheid und sah sie fortfahren.

Ob sie sich nicht ein einziges Mal umwenden und ihm zunicken würde?

Nein. Sie tat es nicht.

Langsam und niedergeschlagen ging er durch die Arkaden, indem er den Wagen fortwährend im Auge behielt.

Da – neben dem Gambetta-Denkmal wandte sie den Kopf; und als sie sah, daß er noch dastand, winkte sie ihm mit ihrem Sonnenschirm zu.

Er schwang voll Entzücken seinen Hut.

Sie dachte bei sich, daß er reizend sei, und bereute, daß sie ihm beim Abschied so wenig gewährt hatte.

Da gelobte sie es ihm im stillen für morgen.

Im nächsten Augenblick schwenkte die Droschke in die *Avenue de l'Opéra* ein, und sie war wieder ganz von dem blendenden Leben um sich herum in Anspruch genommen.

23. KAPITEL

Svend mußte den ganzen übrigen Tag immer an Ellen denken.

Er spazierte in den *Champs Elysées* und sah die eleganten Privatfuhrwerke aus dem *Bois de Boulogne* zurückkehren.

Er betrachtete die Pariserinnen mit ihren geputzten Hüten; der Vergleich fiel zugunsten von Ellens kleiner, flacher Reisemütze aus. Und was Grazie anbetraf, Grazie im Lächeln und in Gesten, so fand er, daß nicht eine da war, die sich mit ihr messen konnte. Und er freute sich, daß er sie morgen wieder ganz für sich haben würde.

Zu Hause öffnete er die Läden, die der Hausknecht sorgsam geschlossen hatte, und stand lange über das Eisengeländer vor dem offenen Fenster gelehnt, indem er über die Dächer von Paris in die Richtung starrte, wo das *Grand Hôtel* liegen mußte.

Als er sich schließlich aufrichtete um zu Bett zu gehen, sagte er zu sich selbst, als sei es ein Resultat, zu dem er nach reiflicher Überlegung gekommen sei, während es in Wahrheit ein Refrain war, den er den

ganzen Tag vor sich hingesummt hatte und der erst jetzt Worte bekam:

»Ich will sie besitzen, koste es was es wolle.«

Während er sich auskleidete, versuchte er die Ver-
nunft zu Rate zu ziehen.

Er mußte sich ja klar darüber sein, daß der Weg zum
Besitz nur durch Verlobung führte. Er dachte an sei-
ne vierundzwanzig Jahre, an all das, was er so lange
verschoben, weil er sich einst als grüner Junge hatte
binden lassen.

Und kaum frei geworden, wollte er sich von neuem
binden.

Unsinn, binden.

Er hatte eine Lebensgefährtin gefunden. Sie sollte
sein Kamerad sein, Arbeit und Ziel mit ihm teilen.

Es gab Bande, mit denen man das Glück binden
mußte.

Als er am nächsten Morgen erwachte, erging es ihm
wie an den anderen Tagen.

Die Sonne schien ins Zimmer und lachte ihm vom
Kamin überm Spiegel zu. Und als er sich in Hemds-
ärmeln vor dem offenen Fenster barbierte, spielte die
leichte Luft mit seinem Haar und seinem Herzen.

Schließlich sang er aus vollem Halse. Jeder ernste
Gedanke an Verlobung und Fessel und Zukunft war wie
fortgeblasen.

Er war jung und Ellen war jung; zwei junge Menschen hatten Gefallen aneinander gefunden und wollten sich zusammen amüsieren; das war alles.

Verlobung – um Gottes willen!

Nachdem er gefrühstückt hatte, machte er sich auf den Weg. Er mußte eilen, um zur rechten Zeit zu kommen.

Gerade als er unter den Bogen zum Schloßplatz einbog, sah er Ellens weißes Kleid auf der *Rue de Rivoli*-Seite stehen.

Er versuchte sich ihr durch Schwingen seines Hutes bemerkbar zu machen. Zuerst sah sie es nicht; als er aber bis zum Gambetta-Denkmal gekommen war, entdeckte sie ihn und winkte mit ihrem Sonnenschirm.

Dann schritt sie schneller aus und kam über den Platz gerade auf ihn zu.

Indem sie ihm entgegenkam und das Leinenkleid kaum den ungeduldigen Bewegungen ihrer Beine zu folgen vermochte, war etwas in ihrem hastigen Gang, das das Blut in ihm klopfen machte. Er wußte selbst nicht, was es war; aber er fühlte sich wie nie zuvor zu ihr hingezogen. Und mit glühendem Kopf wiederholte er sich selbst, was er am vorhergehenden Abend gesagt hatte:

»Ich will und muß sie besitzen.«

Als sie so nahe war, daß er in ihre Augen blicken konnte, und als er sah, daß diese – groß und warm

vom hastigen Gehen – ihm all das Verborgene gleichsam zum erstenmal auslieferten, da wurde sie ihm so teuer, daß seine Augen feucht wurden.

Sie streckten sich gleichzeitig die Hände entgegen. Es war etwas Atemloses in ihrem Lächeln, etwas Hastiges in dem Druck ihrer Hände.

Ein alter Herr mit einem grauen Napoleonbart ging im selben Augenblick an ihnen vorbei; er sah ihre Erregung, ihre Jugend, und lächelte wehmütig.

Es sang in Svend vor Glück und Lust. Sie ist heute eine ganz andere, dachte er.

Er konnte ja nicht wissen, daß Ellen Kruse schon von Kindheit an ein widerstandsloses Opfer ihrer Träume gewesen war. Sie hatte gegen Morgen von ihm geträumt und war mitten darin aufgewacht. Sie wußte selbst nicht, was es gewesen war, und bemühte sich, es sich ins Gedächtnis zurückzurufen; aber es wollte nicht zurückkommen. Herrlich aber war der Eindruck, den der Traum in ihre Seele gepflanzt hatte. Er hatte in ihrer Seele Wurzel geschlagen und vom frühen Morgen ihren Tag mit Duft erfüllt.

Sie gingen von Saal zu Saal, betrachteten dies, blieben vor jenem stehen und ahnten selbst nicht, was sie eigentlich sahen und wovon sie sprachen.

Sie bewegten sich wie in einem Lichtnebel, der alles außer ihnen selbst verschleierte.

Was sie auch betrachteten und was sie auch sagten, so bedeutete alles nur dies eine: »Wie bist du lieb! – wie gefällst du mir!«

Die sanftäugigen Raffaelschen Madonnen, die taubenfrommen Correggios, die Rubensche Fleischeslust und Lebenshoffart – sie alle sprachen nur von dem einen, sangen es alle auf ihre Weise:

»Wie bist du lieb! – wie gefällst du mir!«

Mehrere Male blieben sie stehen, sahen sich an und lächelten ganz ohne Grund. Dann lachten sie alle beide voll heraus, und Ellen errötete.

»Ich weiß nicht, wie mir heute ist!« sagte sie und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, es ist die Pariser Luft.«

Er war gerade im Begriff ihr zu sagen, was es war; aber er hielt an sich und begnügte sich damit, es ihr durch einen strahlenden Blick zu sagen und durch ein schelmisches: »Ja, die Pariser Luft.«

Dann gingen sie eine lange Weile schweigend nebeneinander her, von demselben jubelnden Gefühl hin und her gewiegt; als es sich aber plötzlich wie Ernst über sie legte, fürchteten sie etwas zu verderben, und sie fingen an, Kunstinteresse zu bekommen, und sprachen eifrig von dem, was ihre Blicke kaum streiften.

Mitten im Gespräch hielten sie inne und gestanden sich mit den Augen, daß sie ja nur Komödie spielten.

Svend war wieder drauf und dran, Farbe zu bekennen; Ellen aber merkte es, bekam Angst und beugte vor.

Von diesem Augenblick an wagte sie es geradezu nicht mehr zu schweigen.

Die Leute sahen sie an. Einige amüsierten sich über ihre Torheiten. Andere dachten an ihre eigene Jugend und lächelten wehmütig oder bitter.

Eine große blonde Amerikanerin ging mit gemessenen Schritten neben einem mageren ernsten Herrn.

Sie blieb stehen und sah den beiden jungen Leuten schmerzlich nach, die aller Welt das strahlende Geheimnis verrieten, das sie sich selbst noch nicht anvertraut hatten.

Alles ging gut, solange sie zwischen Menschen waren und auf ihr Benehmen achtgeben mußten. Sie waren ja beide wohlerzogene, junge Menschen aus guter Familie, mit anerzogener Scheu davor, Anstoß zu erregen.

Als sie aber aus dem Mittelaltersaal durch das Vestibül gingen, wo sie mit den majestätischen Marmortreppen ganz allein waren, da blieb Svend vor einem der hohen Fenster stehen und zeigte auf den Kai hinab, mit seinem Verkehr, seinen grünen Bäumen, der weißen Brücke und den sonnengebadeten Häusern auf der anderen Seite des Flusses.

Sie standen dicht nebeneinander, so dicht, daß ihr Arm seinen Ellbogen berührte. Sie fühlte ihre Knie zittern, fühlte sich plötzlich zum Umsinken matt.

Da knarrte die Tür mit dem grünen Multon und das amerikanische Paar kam heraus, schweigend und trist.

Ellen nahm sich zusammen und ging weiter.

Sie kamen in einen der ägyptischen Säle, voll von Götzenbildern mit Hunde- und Vogelköpfen aus schwarzem, blankpoliertem Granit.

Hier war es kühl und fast Halbdunkel in dem Schatten der Götter. Svend blieb stehen und horchte auf die Schritte der Amerikaner. Gott sei Dank: sie knarrten feierlich die Treppe hinunter.

Sie waren jetzt ganz allein.

Ein Plüschsofa stand an der Wand. Er setzte sich und streckte die Hand nach Ellen aus, die zu müde war, um sich selbst oder ihm Widerstand zu leisten.

Sie lehnte sich zurück, das feine Profil etwas gehoben, während die Lider, die vor Wärme zitterten, sich halb über die sanften Augen senkten, die dunkler waren als sonst.

Ihre unbehandschuhte Hand lag weiß und weich in ihrem Schoß, halb geöffnet, die wehrlosen Finger nach oben gerichtet, als seufzten sie nach Liebkosungen.

Svend betrachtete sie lange. Dann nahm er sie, behutsam zwischen seine beiden Hände und führte sie an seine Lippen.

Indem er sie berührte, griff sie bebend um seine Hand.

Sie fiel in sich zusammen, als versagte der Rücken plötzlich sie zu stützen. Seine Augen suchten ihren Mund. Er sah, wie die Oberlippe sich hob und zitterte, als sei sie im Begriff zu weinen oder zu lächeln. Sie

schloß die Augen ganz. Die Lider bebten über den Kugeln; die feinen Augenwimpern legten sich weich gegen die Wange; und ihr Kopf näherte sich dem seinen, während die roten Lippen sich über den Zähnen öffneten.

Er schob seinen Arm um ihre Taille und drückte seinen Mund auf den ihren.

Ihr Kopf sank willenlos auf seine Schulter und ihr Mund ruhte auf seinem.

Da erklangen plumpe Fußtritte. Sie fuhren auseinander.

In der Tür zum Nebensaal stand ein Aufseher mit seinem dreieckigen Hut und lächelte in seinen langen, schwarzen Bart.

Ellen wurde dunkelrot, sprang auf und ging, von Svend begleitet, hocherhobenen Hauptes in den nächsten Saal.

Lange gingen sie schweigend nebeneinander her.

Svend fühlte sich verlegen und unsicher.

Hatte er sich rücksichtslos benommen, sie gegen ihren Willen überrumpelt, sich ihre Müdigkeit zunutze gemacht? Er konnte nicht klug daraus werden, wie sie es auffaßte; ihr Gesicht konnte er nicht sehen.

Ellen, die noch den Kuß auf ihren bebenden Lippen fühlte, hatte Besinnung genug, sich an seiner Verlegenheit zu weiden, und ließ ihn mit Absicht noch eine Weile in Ungewißheit. Als sie aber sah, daß sie sich dem

Ausgang näherten, wagte sie nicht, die kostbare Zeit zu verschwenden.

Sie blieb vor einem Glasschrank mit antiken Vasen stehen. Die Rückwand war so dunkel, daß das Glas spiegelte. Dann wandte sie sich zu ihm um und sagte mit einem Lächeln, das alles wieder gut machte:

»Wir wollen mal sehen, wie wir zusammen aussehen!«

In überströmender Freude griff er nach ihrer Hand. Diesmal erwiderte sie seinen Händedruck, wandte den Kopf zu ihm um, gab ihm seinen Blick voll und ohne Vorbehalt zurück und fragte mit vertraulicher Stimme:

»Wo wollen wir uns morgen treffen?«

Da jetzt kein Zweifel mehr möglich war, wurde Svend ernst:

»Soll ich nicht erst mit Ihrem Vater sprechen?« fragte er.

Er hatte ein »du« auf der Zunge, stolperte aber im letzten Augenblick darüber.

Sie merkte es gleich und bekam Lust ihn zu necken.

»Worüber wollen Sie denn mit ihm sprechen?« fragte sie.

Svend aber durchschaute sie.

»Ich will anhalten!« sagte er und schwang übermütig seinen Hut.

Sie lachte herzlich und sah ihn lange an. Dann blickte sie sich hastig um, lehnte sich gegen seinen Arm, schloß die Augen und reichte ihm ihren Mund.

Entzückt schlang er den Arm um ihre Schulter und drückte sie in einem langen Kuß an sich.

Dann zog sie ihren Mund zurück, schnappte nach Luft, während ihre blauen Augen, die jetzt ganz dunkel waren, in den seinen ruhten.

Sie schob ihn von sich und sagte, ohne ihn anzusehen, indem sie die Mütze vor dem Glasschrank zu-
rechtrückte:

»Sprich vorläufig noch nicht mit Papa. Sonst dürfen wir nicht mehr allein ausgehen.«

Wieder jubelte es in ihm. Aber jetzt, wo die Mütze in Ordnung war, durfte nicht mehr geküßt werden.

Während sie die Treppen hinabstiegen, wurde verabredet, daß sie morgen zusammen nach Versailles wollten. Es galt, eine recht lange Tour vorzunehmen, damit sie Gelegenheit bekamen, ganz allein zusammen zu essen.

Die Erlaubnis des Departementschefs aber mußte vorher eingeholt werden. Darum durfte Svend sie heute in der Droschke zum Hotel begleiten.

»Benimm dich vernünftig!« ermahnte sie ihn, als sie die kleinen Tische vor dem Hotel sah und dazwischen die weiße Weste des Departementschefs.

Er war hier jeden Tag um diese Zeit und genoß seinen Aperitif wie ein eingeborener Pariser.

Der Departementschef entdeckte sie, noch bevor der Wagen hielt. Er erhob sich und winkte mit der Hand.

»Das ist also mein zukünftiger Schwiegervater!« dachte Svend bei sich und betrachtete ihn von diesem Gesichtswinkel aus.

Dann dachte er an den Augenblick, der bald kommen würde, wo er – in feierlicher Visite – bei diesem formvollendeten und sicheren Herrn um die Hand seiner Tochter anhalten mußte.

Er, Svend Byge, der nichts hatte außer seinem Referendarexamen, und der nichts war, außer der Neffe seines Onkels!

Es lief ihm kalt über den Rücken; er war sehr ernst, als er Ellen beim Aussteigen half, den Kutscher bezahlte und sich mit dem Hut in der Hand dem Departementschef näherte, der ihm väterlich die Schulter klopfte.

»Danke, mein lieber junger Freund,« sagte der Alte, »daß Sie sich meiner Tochter so freundlich annehmen. Ich selbst habe ja so wenig Zeit und habe das alles in meinen jungen Jahren so häufig gesehen. Im übrigen mache ich mir kein Gewissen daraus, Beschlag auf Sie zu legen, Herr Byge, denn ich meine, daß die Bekanntschaft mit der großen Kunst und der – äh – der ideal dargestellten menschlichen Gestalt den Horizont erweitert. Aber Jugend ist Jugend – und wenn ich, als der Ältere, mich nicht der Sache annähme, so fürchte ich, würde das kleine Fräulein in den *Champs Elysées* und im *Bois de Boulogne* spazieren fahren, anstatt in die Museen zu gehen.«

»Aber Papa, so unvernünftig bin ich wirklich nicht.«

»Na, na. Und Sie, Herr Byge – Hand aufs Herz – würden Sie besser sein als mein Fräulein Tochter, wenn Ihnen diese gesellschaftliche Pflicht nicht auferlegt worden wäre?«

»Sicher nicht, Herr Departementschef.«

»Also da haben wir's. Ich darf es mir also geradezu als Verdienst anrechnen, daß wir so stark Beschlag auf Sie legen.«

»Sie unterschätzen Ihr Fräulein Tochter und mich dennoch ein wenig, Herr Departementschef. Wir hatten gerade davon gesprochen, daß wir gern die berühmte Sammlung in Versailles sehen wollten. Sie soll mit Hinsicht auf historische Porträts einzig dastehen.«

»Was Sie sagen.«

Die klugen Augen des Departementschefs wanderten wie zufällig von Ellen zu Svend und wieder zurück.

»Ach ja, Papa,« sagte Ellen und schob ihren Arm liebevoll in den seinen, »und dann der schöne Park. Kannst du morgen nicht mit uns hinausfahren?«

Ellen wußte, daß ihr Vater morgen eine Zusammenkunft beim Gesandten hatte und hinterher dort frühstücken sollte.

»Das läßt sich leider nicht machen. Ich bin beim Gesandten geladen; aber wir können ja bis Sonntag warten.«

Ellen sah nachdenklich vor sich hin und sagte:

»Aber Herr Byge kann Sonntag nicht, und ich habe ihn schon eingeladen, mit mir in Versailles zu frühstücken. Denn wenn du beim Gesandten bist, müßte ich ja sonst allein essen, und das möchte ich so ungerne.«

Die verbindlichen Mundlinien des Departementschefs wurden etwas stramm; Ellen aber, die ihren Papa in- und auswendig kannte, sah einschmeichelnd zu ihm auf und sagte unschuldig:

»Weißt du, Papa, da ist wirklich nichts dabei, wenn man auf Reisen ist.«

»Nein, natürlich!« warf der Departementschef leicht gereizt hin; er gab sich den Anschein, als sei er vorurteilslos, »es tut mir nur leid, daß ich nicht auch dabei sein kann. Ich muß es dann für ein andermal zugute haben.«

Svend wurde zu Mittag eingeladen, merkte aber Ellen an, daß er ablehnen solle.

Als er über die Seinebrücke nach Hause ging, sah er so glücklich aus, daß ein Blumenmädchen in der Meinung, er ginge zum Stelldichein, ihn mit ihren armen, welken Rosen verfolgte, bis er sie ihr für einen Frank abgekauft hatte.

24. KAPITEL

Sie trafen sich um neun Uhr am *Gare des Invalides*. Es glückte ihnen nicht, ein Coupé für sich allein zu bekommen. Außer ihnen saßen noch zwei laut redende

Herren vom Kommisvoyageur-Typ im Abteil. Bald aber waren die beiden so in ihre Geschäfte vertieft, daß Ellen ihre Hand in der Svends ließ, während sie durchs Fenster auf Paris' lächelnde Vororte blickten und strahlende Pläne von ganz unwahrscheinlichen Landausflügen schmiedeten. Wie er mit der kleinen, feinen Hand traulich in seiner dasaß, wurde Svend nach und nach ernst. Er dachte an die Zukunft und fand, daß er auch mit ihr darüber sprechen müsse.

»Siehst du, Ellen,« begann er, »ich werde dir ja schwerlich dieselben Verhältnisse bieten können, an die du von Kindheit auf gewöhnt bist.«

»Was meinst du damit?« fragte sie und lächelte ihn verständnislos an.

Er setzte sich zurecht, um ihr das Ganze recht gründlich zu erklären.

»Zuerst muß ich natürlich eine Stellung haben, dazu habe ich ja mein Examen gemacht; aber damit ist nicht alles getan. Ich habe mich von Jugend auf daran gewöhnt« – er suchte mit Absicht einen gemäßigten Ausdruck, um sie nicht zu erschrecken –, »etwas anderes und mehr vom Leben zu fordern als nur ein anständiges Auskommen.«

»Na, und was weiter?«

Seine ernste Miene belustigte sie, und sie dachte mehr an seinen ausdrucksvollen Mund als an die Worte, die er sagte.

»Ich habe mich bereits hin und wieder mit Politik beschäftigt.«

»Was du sagst!« Sie lachte.

Svend sah sie unsicher an.

»Findest du das so komisch?«

»Du bist doch jung ebenso wie ich. Politik« – lachte sie wieder und gab ihm einen Schlag auf die Hand –, »der Himmel behüte uns davor!«

»Aber ich wollte gern mit dir darüber sprechen,« begann er von neuem, »ich wollte gern, daß du verstehen lerntest, Ellen –«

Wenn sie dabeiblieb, seine Hand so weich zu streicheln, konnte er unmöglich sagen, was er sagen wollte. Er hielt ihre kleine Hand fest und sagte mit einem bittenden Blick:

»Nein, Lieb, sei einen Augenblick ernsthaft!«

Ellen richtete sich auf und gab sich Mühe, würdig und tiefsinnig auszusehen.

»Na, was willst du mir denn sagen?« fragte sie.

»Wenn man etwas in der Welt ausrichten will, muß man sich der Mittel bedienen, die dazu erforderlich sind. Und wenn man sich ein politisches Ziel setzt, muß man den Kampf aufnehmen, der mitfolgt.«

»Weshalb willst du denn durchaus kämpfen?« fragte sie ungeduldig.

»Ich sage nicht, daß ich es will. Aber es gibt in Dänemark im öffentlichen Leben so vieles, was nicht so ist,

wie es sein sollte. Und es ist möglich, daß ich mal mit anderen zusammen Front machen werde gegen —«

»Ach, Svend, das ist so langweilig. Darüber mußt du lieber mit Papa sprechen.«

»Ja aber, Ellen, mit *ihm* will ich mich ja nicht verheiraten, und kommt es mal so weit, daß ich mich in den Kampf stürzen muß, so ist es immerhin möglich — selbst wenn ich auch alles tun werde, um es dir zu erleichtern —, daß du ein Teil der Bürde auf dich nehmen mußt!«

»Die Zeit, die Sorge!« entschied sie und schlug mit seiner Hand gegen die ihre. »Zu allererst müssen wir etwas zum Leben haben, und das kannst du ruhig Papa überlassen. Darauf versteht er sich viel besser als du. Er kennt Gott und die Welt, alle, die mit Stellungen und dergleichen zu tun haben.«

»Du willst doch, nicht, daß ich —«

»Na also. Und wenn du eine ordentliche Stellung bekommen hast, dann heiraten wir, und dann macht sich alles übrige ganz von selbst.«

»Ja aber, Ellen —«

Sie legte ihm die Hand auf den Mund.

»Kein aber. Jetzt sprechen wir nicht mehr davon. Oh, sieh nur die Villa da hinter den Akazien. Wie entzückend!«

Sie gingen vom Bahnhof zum *Place d'Armes*.

Das mächtige Eisenportal wurde gerade von einem alten Haudegen mit einer blauen Nase geöffnet. Er schmunzelte Ellen galant zu, die sich über ihn amüsierte und ihm munter zunickte.

Sie beeilten sich ins Museum zu kommen, um sagen zu können, daß sie dagewesen seien.

Es gab nicht viel, vor dem Ellen Lust hatte stehen zu bleiben. Svend machte wiederholte Versuche, sie durch seinen Baedeker zu interessieren. Sie aber zog ihn zu den Fenstern hin und zeigte ihm den Park.

Als sie in einen kleinen Saal kamen, wo kein Mensch war, schmiegte sie sich schnell an ihn und reichte ihm ihren Mund zum Kuß.

Es war der erste Kuß heute. Er wollte seinen Arm um sie schlingen und mehr nehmen; aber sie entschlüpfte ihm und ging in den nächsten Saal, wo eine ältere Dame saß und Keks aus einer Tüte aß.

Endlich standen sie wieder im Freien, mitten vor dem Hauptflügel des Schlosses, und blickten über die Terrasse.

Sie standen Hand in Hand, von dem wunderbaren Anblick überwältigt.

Es war ein unübersehbarer Reichtum von Grün und schimmerndem Blau, von den geschnörkelten Mustern weißer Kieswege eingefast, die das Auge blendeten.

Sie verzichteten darauf, die Terrasse zu durchwandern, und eilten an dem großen Bassin mit seinen

wasserspeienden Fröschen, Schildkröten und Eidechsen vorbei in die Anlagen zur Linken.

Hier unter dem kühlen Schatten der Bäume legte Svend seinen Arm um Ellen; und so bewegten sie sich langsam vorwärts, ohne Gedanken, ohne Worte, indem sie die von Tuja und Buchsbaum gewürzte Luft einatmeten, alles genießend, und dennoch nur sich selbst sehend und fühlend.

Sie kamen zu einem stillen Teich, auf dessen blankem Spiegel es von Libellen und weißen Faltern funkelte. Hinter dem Teich lag ein Garten in einer Einfriedung für sich.

Dort gingen sie hinein. Es war eine englische Anlage mit kleinen Gebüschchen auf üppigem Rasen verstreut, mit vereinzelt großen Bäumen, die hier und da eine Bank beschatteten, mit Gängen, die sich ein und aus schlängelten. Hier waren sie ganz allein mit den zwitschernden Vögeln. Sie verschmähnten die Bank, legten sich ins Gras und starrten hinauf in die Luft mit den weißen, treibenden Wolken, bis ihre Lippen sich zusammenfanden.

Schließlich besann Ellen sich und sprang auf.

»Es ist spät!« sagte sie und versuchte ihre Frisur in Ordnung zu bringen. Das war gar nicht so leicht. Ihr Taschenspiegel war nur klein, und Svend war recht ungeschickt in Toilettenangelegenheiten.

25. KAPITEL

Einige Tage danach waren Svend und Ellen im Odeontheater, um ein Stück von Molière zu sehen. Es war eine Art Schülervorstellung und Ellen langweilte sich furchtbar über das klassische Französisch.

Im zweiten Zwischenakt bekam sie eine glänzende Idee.

Sie hatte in zahlreichen Romanen vom *Quartier latin* und dem nächtlichen Studentenleben gelesen. Sie wußte, daß der *Boulevard Saint Michel*, die Hauptader des lustigen Viertels, ganz in der Nähe des Theaters sei; sie schlug Svend vor, Molière Molière sein zu lassen – sie hatten genug vom Stück gesehen, um dem Departementschef davon berichten zu können – und statt dessen in ein Café auf dem Boulevard zu gehen, um »Volksleben zu studieren«, wie Ellen sich mit einem schelmischen Lächeln ausdrückte.

Svend hatte einige Bedenken. Er wollte ungern das Vertrauen des Departementschefs täuschen, der ihn voller Zuversicht seine Tochter begleiten ließ.

Als er mit der Antwort zögerte, durchschaute sie ihn und sagte schnell:

»Ach so, du betrachtetest mich als anvertrautes Gut!« Sie sah spöttisch von der Seite zu ihm auf. »Das laß nur meine Sache sein. Ich bin alt genug, um die Verantwortung für meine Handlungen selbst zu übernehmen.«

Sie warf den Kopf in den Nacken, wie sie es zu tun pflegte, wenn sie gekränkt oder verlegen war, und zog ihren Arm aus dem seinen.

Jetzt war es an Svend, sie wieder zu versöhnen. Er beugte sich ganz vor ihrer Selbstbestimmung und verleugnete jede Rücksichtnahme auf den Departementschef, wenn sie nur wieder gut sein wollte.

Eine halbe Stunde später wanderten sie vertraulich Arm in Arm über den breiten, schlecht beleuchteten Boulevard.

Ellen gebrauchte ihre neugierigen Augen, wie sie nur konnte.

Wenn eine muntere Schar schwarzbärtiger und langhaariger junger Leute, den flachen Hut im Nacken, dicht an ihnen vorbeistrich, mit ihren luftig gekleideten Damen am Arm, die nichts weiter als ein Korsett unter dem Kleid zu tragen schienen, dann schmiegte sie sich dicht an Svend und stellte sich vor, daß sie eine der »*étudiantes*« und Svend ihr »*amant*« sei.

Sie setzten sich an einen der kleinen Tische vor einem großen Eckcafé, wo ein Damenorchester musizierte, dessen unbedingte Anständigkeit drollig von dem weiblichen Publikum, dem es vorspielte, abstach.

Ein Brandungslärm von jungen, lebenslustigen Menschen, die ihren Bock, ihren Absinth oder Kaffee mit Kognak tranken.

Ellen machte sie alle schlankweg zu Studenten; die Damen aber, die zwischen den kleinen Tischen hin und

her gingen, sich hier niederließen, dort etwas tranken, diesem mit einem unverständlichen Ausruf zunickten, jenem im Vorbeigehen liebevoll übers Haar strichen, die konnte sie sich beim besten Willen nicht mit jener Vorstellung von verführten, noch im Unschuldszustand schwebenden Nähmädchen, wie sie sie aus »*La Bohême*« kannte, zusammenreimen.

Zuerst war sie etwas verlegen im Namen ihres Geschlechts, wurde abwechselnd rot und blaß über den dreisten Appell an die Herren und über die noch unverblümteren Erwiderungen, von denen sie doch nur die Hälfte verstand.

Das Neue und Ungewöhnliche aber ließ ihr keine Ruhe. Sie saß stumm mit großen Augen dicht neben Svends beschützendem Arm und vergaß ganz ihre Grenadine zu trinken.

Die Musik hatte Pause. Es war jetzt so spät, daß sie eiligst ins Hotel zurückkehren mußten, wenn sie nicht verraten wollten, daß sie anderwärts als im Theater gewesen waren.

Ellen erhob sich mit einem Seufzer. Sie hätte hier gern noch einige Stunden gesessen. Niemals in ihrem Leben war sie dem Milieu, dem sie durch Geburt und Erziehung angehörte, so fern gewesen. Sie fand, daß sie in dieser Stunde mehr von ihrem eigenen Geschlecht erfahren hatte als durch alle Bücher, die sie gelesen hatte.

Sie war etwas angewidert davon und erstaunt, aber vor allen Dingen äußerst interessiert.

Aber leicht beweglich wie sie war, vergaß sie den Ernst, als sie kurz darauf neben Svend in der Droschke saß, und machte ihren Eindrücken in einem Strom von Worten Luft.

Nachdem Ellen sich ausgekleidet hatte und im Friermantel vorm Spiegel saß, um ihr blondes Haar für die Nacht zu lösen, hörte sie, wie ihr Vater den Schlüssel zum Nebenzimmer umdrehte.

Obgleich sie Svend so großspurig abgefertigt hatte, war sie doch jetzt, während sie sich entkleidete, etwas bedenklich geworden.

Es ging doch wohl nicht an. Und gesetzt, sie begegneten eines Tages einem Bekannten aus Dänemark!

Sie überlegte einen Augenblick hin und her. Dann faßte sie Mut, legte den Kamm beiseite und ging entschlossen auf die Tür zu.

»Was, bist du noch auf, mein Kind?« ertönte die Stimme des Departementschefs, die noch einen kleinen festlichen Beiklang von dem Herrendiner beim Generalkonsul hatte.

»Komm nur herein!«

Ellen öffnete die Tür und schlüpfte hinein. Der Departementschef stand im Frack vorm Kamin und spiegelte seine Orden.

Als er sich umwandte und den Arm hob, um sie wie gewöhnlich um den blonden Kopf zu fassen und auf

die Stirn zu küssen, faßte sie seine Hand, sah ihn an und sagte:

»Papa, ich hab mich heute abend verlobt.«

Der Departementschef zog mit beiden Händen seine Weste herunter und sagte nach kurzer Überlegung:

»Sieh mal einer an. Und mit wem, wenn man fragen darf?«

Er setzte sich in den Schreibtischstuhl und begann mit den Fingern auf die Tischplatte zu trommeln, während seine scharfen, blauen Augen, die denen seiner Tochter so ähnlich waren, sie unverwandt betrachteten.

Ellen wurde verlegen und nestelte an ihrem Haar.

»Das weißt du ja sehr gut.«

»Nun, ja!« sagte der Departementschef, »er ist ja ein netter und hübscher junger Mensch. Aber ich würde es doch passender gefunden haben, wenn du etwas gewartet und ihn näher kennen gelernt hättest, bevor du ihm Gelegenheit gabst – äh – sich zu erklären.«

Ellen mußte innerlich zugeben, daß es etwas schnell gegangen war – fast unpassend schnell. Jetzt, wo sie es mit den Augen des Vaters sah, wurde sie zaghaft; gleichzeitig aber mußte sie lachen.

Er sollte nur wissen, wo sie heute abend gewesen waren.

»Du hast gestern ja selbst gesagt, daß Svend Byge ein vorzüglicher junger Mann sei,« verteidigte sie sich.

»Wirklich? Aber darin liegt doch keine Aufforderung für meine Tochter, sich mit ihm zu verloben.«

Ellen lachte wieder.

»Was hast du denn gegen ihn?«

»Gott bewahre, ich habe gar nichts gegen ihn. Nur kennen weder du noch ich ihn näher.«

Der Departementschef erhob sich und begann mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und ab zu gehen. Da wußte Ellen, daß die Einräumungen nicht fern seien.

»Er hat sein Referendarexamen und hat ein nettes, wohlherzogenes Benehmen. Das gebe ich gern zu, aber —«

»Du meinst, er ist nichts und hat nichts.«

Der Departementschef blieb stehen und wandte sich ihr würdig zu:

»Möchtest du nicht lieber zuhören, anstatt zu erraten, was ich sagen will, Fräulein Naseweis. Das wollte ich nämlich gar nicht sagen. Im Gegenteil.«

Der Departementschef begann wieder hin und her zu gehen.

»Man sagt, daß Svend Byge den Konferenzrat —« er besann sich und hielt inne. »Was ich sagen wollte, Byge ist ja der Neffe und das Mündel des alten Konferenzrats Kasper Byge, also aus sehr guter Familie.«

Ellen war schläfrig und mußte ein unzeitgemäßes Gähnen unterdrücken. Um ihren Vater davon abzuhalten, sich auszubreiten, wie es seine Gewohnheit war,

wenn die Rede auf Familienverhältnisse kam, beeilte sie sich zu sagen:

»Aber Papa, es ist doch wahr, daß er nichts hat.«

Der Departementschef blieb wieder stehen und sagte mit Würde: »Ein Referendar aus guter Familie, das ist gar nicht so wenig. Die ganze Welt steht ihm in Dänemark offen.«

Ellen trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen, und jetzt gähnte sie ganz ungeniert.

»Ja, ja – wir können morgen weiter über die Sache sprechen!« sagte der Departementschef. »Hoffentlich wird sich etwas für euch finden. Ihr habt ja Zeit zum Warten. Die Hauptsache, mein Kind, ist –« er faßte sie unters Kinn und hob ihren Kopf in die Höhe, während er ihr forschend in die Augen blickte – »die Hauptsache ist, daß auf beiden Seiten eine – äh – eine ernste und wohlüberlegte Zuneigung besteht, die –«

»Ich bin so müde, Papa –«

»Ja, ja! – Gute Nacht, mein liebes Kind.«

Der Departementschef faßte sie um den Kopf und küßte sie auf die Stirn.

Ellen sah zu ihm auf. Es war etwas in seinem Auge, etwas Gemütvolles, was sie nur selten sah. Sie legte den Arm um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

Er war etwas erschrocken und klopfte ihr wie abwehrend aufs Haar.

»Gute Nacht, Ellen,« sagte er und begleitete sie zur Tür.

Dort wandte sie sich um und sagte mit lächelnden Augen:

»Ich glaube, du kannst ihn in den nächsten Tagen erwarten.«

Der Departementschef überlegte rasch. Dann sagte er:

»Laß ihn nicht wissen, daß du bereits mit mir gesprochen hast.«

26. KAPITEL

Einige Tage darauf begab sich Svend im Gehrock und mit Zylinder auf den Weg.

Er war blaß, gefaßt, hatte Herzklopfen und ihm war überhaupt zumute, als solle er zum Examen.

Er gab seine Karte in der Portierloge ab und ließ sich melden, obgleich Ellens Vater ihm ausdrücklich die Erlaubnis erteilt hatte, jederzeit ohne alle Zeremonie bei ihnen anzuklopfen.

Er tat es dennoch, teils um Ellen Gelegenheit zu geben, zu entschlüpfen, teils um dem Departementschef von vornherein zu verstehen zu geben, daß er etwas Besonderes auf dem Herzen habe.

Der Kellner kam mit dem Bescheid zurück, daß der Departementschef empfangen.

Svend nahm allen Mut zusammen und fuhr mit dem Lift nach oben. Kurz darauf stand er mit dem Zylinder in der Hand vor der Tür und klopfte an.

»Entrez!«

Der Departementschef saß am Schreibtisch und schrieb einen Brief.

Er vollendete den Satz, wandte den Kopf und blickte über den Kneifer hinweg.

»Ah, Herr Byge!« sagte er, lehnte sich in den Stuhl zurück und streckte Svend väterlich die Hand entgegen, die dieser sich beeilte zu ergreifen. Als das Auge des Departementschefs den Gehrock, den Zylinder und die blasse Aufregung um Svends nervösen Mund sah, mußte er sich eiligst über seine buschigen Brauen streichen, um hinter der Hand ein Lächeln zu verbergen.

Dann ergriff er Svends Visitenkarte, die auf dem Schreibtisch lag und reichte sie ihm:

»Bitte! – Die kann noch einmal Dienste tun. Wie gesagt, Herr Byge: Auf Reisen nehmen wir es mit Landsleuten nicht so genau.«

Er forderte ihn mit einer Handbewegung auf, in dem grünen Plüschsessel Platz zu nehmen, der zwischen Schreibtisch und Salontisch stand.

Svend hatte sich den Empfang ganz anders gedacht. Es verwirrte ihn, daß der Departementschef die Andeutung der Visitenkarte so ganz und gar nicht verstanden hatte.

Einen Augenblick schien es ihm ganz unmöglich, sein Anliegen vorzubringen. Es wußte nicht, was er sagen sollte, zog das Taschentuch aus der Tasche und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

»Es ist sehr warm heute!« brachte er schließlich hervor.

»Ja, das scheint so!«

Der Departementschef saß bequem im Stuhl zurückgelehnt, den Kneifer in der Hand und genoß die Situation, bis er schließlich Mitleid mit dem jungen Mann bekam.

»Ich nehme an, daß Sie meine Tochter zum Museum abholen wollten,« begann er. »Ich muß sagen, es freut mich aufrichtig, wie zwei junge Menschen sich so lebhaft für Kunst interessieren.«

Der Departementschef trug ein vollkommen aufrichtiges Gesicht zur Schau. Er machte eine kleine Pause; als Svend aber schwieg, niedergedrückt von der Wendung, die das Gespräch genommen hatte, fuhr er fort:

»Ellen ist leider nicht ganz wohl. Sie hat ihre Kopfschmerzen –«

Der Departementschef gab Svend Gelegenheit, ein ehrlich bedauerndes: »Wie schade!« einzuwerfen.

Dann fuhr er fort:

»Davon wird sie hin und wieder heimgesucht, aber die Schmerzen verschwinden ebenso schnell wieder, wie sie gekommen sind – glücklicherweise ohne eine krankhafte Spur zu hinterlassen.

»Aber« – der Departementschef beugte sich verbindlich zu Svend hinüber – »aus einem Museumsbesuch kann darum leider nichts werden.«

Svend war es klar, daß er jetzt den Sprung wagen mußte, wenn dieser Besuch nicht vergebens sein sollte.

Er griff nervös um den Hutrand und sagte, ohne Ellens Vater anzusehen:

»Ich wollte heute gern mit Ihnen sprechen, Herr Departementschef.«

»Ach so!«

Kruse lehnte sich mit leisem Erstaunen in den Stuhl zurück. »Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.«

Dies war doch noch schlimmer als ein Examen. Aber er mußte hindurch. Darum platzte er mit dem Mut der Verzweiflung heraus, indem er starr auf das Blumenmuster des Teppichs blickte:

»Fräulein Kruse und ich sind uns einig geworden – wir haben uns verlobt. Und ich habe hierdurch die Ehre, Sie um die Einwilligung zu unserer Verbindung zu bitten.«

Der Departementschef rührte sich nicht vom Fleck. Ohne das geringste Zeichen zu geben, daß er Svends Worte gehört hatte, ließ er den jungen Mann zappeln, bis Svend Mut faßte und von neuem seinen Blick suchte, um seine Niederlage zu konstatieren.

»Sieh, sieh!« sagte Kruse schließlich und setzte seinen Kneifer auf, mit einem vollkommen ausdruckslosen Gesicht.

»Sieh, sieh!« sagte er noch einmal und nickte vor sich hin.

Diese höfliche Ruhe war nicht zu ertragen.

»Ich bedaure, Herr Departementschef,« stammelte Svend mit rotem Kopf, »daß Ihnen meine —«

»Wenn ich Sie recht verstanden habe, mein junger Freund,« unterbrach Kruse ihn mit einem Schatten von nachsichtigem Humor, »so sind Sie und meine Tochter auf Ihren verschiedenen kunstbegeisterten Museumsbesuchen einig geworden – äh – Mann und Frau zu werden?«

»Ja!« kam es zuverlässig.

»Schön! – Ganz abgesehen davon, daß sowohl Ellen wie Sie sehr jung sind – vielleicht zu jung um – nun davon wollen wir absehen, so muß ich Sie doch darauf aufmerksam machen, Herr Byge, daß Ellen mein einziges Kind ist, und daß Sie – sicher ein hoffnungsvoller junger Mann sind, der aber doch vorläufig noch nicht in der Lage ist – äh – eine Familie zu ernähren. Bevor ich also ohne weiteres darauf eingehen kann, meine einzige Tochter Ihrer Fürsorge anzuvertrauen, muß ich doch etwas Näheres von Ihren Verhältnissen und Zukunftsplänen wissen, nicht wahr? – Also vor allen Dingen: haben Sie Vermögen, Herr Byge?«

»Nein.«

»Das meinte ich auch verstanden zu haben. Nun – war in Ihrem Alter auch ohne Vermögen. Das ist keine notwendige Bedingung, um im Leben vorwärts zu kommen. Besser als Vermögen ist, jedenfalls in unserem kleinen Vaterlande, ein guter Name und eine gute Erziehung.«

Der Departementschef machte eine anerkennende Handbewegung zu Svend hinüber, indem er hinzufügte:

»In dieser Beziehung scheinen Sie jeder Forderung zu entsprechen. Der Name Byge hat einen ausgezeichneten Klang für dänische Ohren, und – was Ihre eigene Person betrifft, so brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß mir dieselbe nach dem vorläufigen Urteil, das ich Gelegenheit hatte zu fällen, gewinnend und hoffnungsvoll erscheint.«

Svend wurde sehr rot und senkte den Kopf.

»Jetzt aber zu Ihren Zukunftsplänen, Herr Byge. Auf welche Weise gedachten Sie Ihr Examen zu verwerthen?«

Svend zögerte. Die Erinnerung an den Besuch bei Onkel Kasper wurde lebhaft in ihm wach. Damals hatte er offen Farbe bekannt; das wollte er jetzt auch.

»Ich hatte mir eine politische Wirksamkeit gedacht,« sagte Svend und fügte hinzu: »mit der Zeit.«

Kruse lächelte.

»Sehr gut! – Das ist das Erbteil des Geschlechtes. Onkel Kaspers Fußspuren. Aber, mein junger Freund, Sie müssen doch leben. Und besonders wenn man – äh – auf Freiersfüßen geht, scheint mir die Versorgungsfrage nicht ganz unwesentlich. Hab ich recht?«

Der Departementschef hatte ganz langsam seinen Ton gewechselt. Von höflicher und reservierter Kälte

war er zu der gewohnten Temperatur von fast väterlichem Wohlwollen übergegangen.

Svend merkte es, und ihm wurde freier und leichter zumute.

»Gewiß, Herr Departementschef!« sagte er und lächelte, »es ist natürlich meine Absicht, mir so schnell wie möglich eine Stellung zu sichern, wodurch ich mich und – die Meinen versorgen und mir gleichzeitig eine Position verschaffen kann.«

»Sehr richtig, mein junger Freund – da haben wir das Wort Position. Gerade das wollte ich Ihnen ans Herz legen. Politik mag ebensogut sein – wie eine jede –«

Der Departementschef wollte gerade »Versorgung« sagen, brach aber noch im richtigen Augenblick ab –

»Wie jede andere Lebensaufgabe. Alles aber hängt von der Position ab. Ein Mann ohne Position ist eine Null. Er zählt nicht mit. Wenn seine Absichten auch noch so lauter sind, wenn er Recht und Wahrheit auf seiner Seite hat, seine Worte sind ohne Gewicht, wenn er nicht von einer Position aus spricht. So ist es nun mal in Dänemark.«

Der Departementschef hatte sich erhoben. Er sagte die letzten Worte in einem eigentümlich brutalen Tonfall, den Svend dem glatten, beherrschten Weltmann nie zugetraut hätte.

Der Departementschef beeilte sich auch selbst, seinen Worten die Spitze abzubrechen:

»So ist es ja übrigens überall in der Welt. Denn eine Position haben, heißt doch nur, von vornherein den Beweis zu erbringen, daß man berechtigt ist, ein Wörtchen mitzureden.«

Es entstand eine kleine Pause, die Svend sich zunutze machte:

»Sie erwähnten in London, Herr Departementschef, daß eine Stellung in Ihrem Ressort frei sei. Vielleicht —«

»Ah, ich verstehe!«

Kruse wandte sich mit einem verständnisvollen Lächeln zu ihm um.

»Es ist Prinzipiensache bei mir, lieber Freund, daß ich niemals Verwandte oder Personen, die meinem privaten Interessenkreis nahestehen, in meinem Ressort anstelle. Das ist ein Opfer, das ich unserer Zeit zu bringen für richtig halte.«

Svend wurde dunkelrot. Er fühlte sich verletzt und sagte:

»Sie mißverstehen mich, Herr Departementschef. Ich meinte nur, daß der eine Referendar dieselben Bedingungen haben müßte wie der andere. Es lag durchaus nicht in meiner Absicht, nur das private Verhältnis, in dem ich zu Ihnen stehe – zu Ihnen stehen werde – zunutze zu machen.«

Der Departementschef betrachtete seine glühenden Wangen und ehrlichen Augen. Er wußte nicht recht,

ob es nur Jugendlichkeit war, oder ob sein zukünftiger Schwiegersohn hier einen tieferliegenden Charakterzug verraten hatte.

Nun, dem würde er schon noch auf die Spur kommen.

»Selbstverständlich!« sagte er leichthin und fügte hinzu, indem er im Zimmer hin und her ging und überlegte:

»Aber ich glaube, daß bei meinem Kollegen und Freunde Brynch im Verkehrsministerium in allernächster Zeit durch Aufrücken ein Platz frei wird. Interessieren Sie sich für Hafen- und Fischereiwesen?«

Kruse betrachtete Svends Gesicht, das noch in Bewegung war, mit einem vollkommen ernsten Blick.

»Ich weiß nicht —« Svend zögerte etwas verlegen mit der Antwort —, »ich habe ja keine Erfahrungen — aber —«

Es entstand abermals eine Pause. Der Departementschef schien einen neuen Gedankengang zu verfolgen.

»Oder vielleicht würden Sie die Anwaltskarriere vorziehen, das ist auch eine hübsche Tätigkeit.«

Er überlegte noch einen Augenblick. Dann sagte er:

»Rechtsanwalt Didrichsen ist ein guter Bekannter von mir. Es ist möglich, daß demnächst in seinem Kontor eine Stelle frei wird. Ich weiß, daß er im Begriff steht, sein Personal zu vergrößern.«

Der Departementschef sah auf seine Uhr. Es war Zeit, sich zum Diner umzukleiden.

Er fand selbst, daß es jetzt genug der Feierlichkeit war, wandte sich deshalb lächelnd zu Svend um und sagte:

»Nun, darüber können wir immer noch reden. Aber ich schulde Ihnen noch eine Antwort auf Ihre Anfrage, und die will ich Ihnen jetzt geben. Wohl bin ich ein Kavalier aus der alten Schule, aber die Entscheidungen meiner Tochter in eigenen Herzensangelegenheiten, die respektiere ich. Also kurz und gut: ich gratuliere, mein junger Freund! – Und gehen Sie jetzt nach unten und warten Sie auf mich zum Diner, damit ich Gelegenheit habe, meinen zukünftigen Schwiegersohn mit einem Glase Champagner zu feiern. Ellen bekommen Sie heute doch nicht zu sehen, sie liegt zu Bett.«

Svend ergriff beide Hände des Departementschefs und drückte sie schweigend. Er war zu bewegt, um sprechen zu können.

27. KAPITEL

Svend war von seiner Auslandsreise nach Kopenhagen zurückgekehrt, etwa einen Monat später als der Departementschef und seine Tochter. Das Wiedersehen mit Ellen war strahlend gewesen, es lag Morgensonne über der Verlobung. Jetzt schrieb Svends Mutter, daß sie sich danach sehne, Ellen Kruse kennen zu lernen. Darum wurde bestimmt, daß Svend und Ellen hinreisen und von Sonnabend bis Montag dableiben sollten.

An einem klaren, kühlen Septembertag stand Svend vorm Hauptbahnhof und wartete auf Ellen.

Er hatte Billette genommen; es war die höchste Zeit, als er sie endlich in einer Droschke erblickte.

Er erkannte sie erst, als sie ganz nah war, sie hatte einen neuen Hut auf, dunkel und einfach, aber ganz reizend.

Er hatte ihr einige ärgerliche Worte über ihre Unpünktlichkeit sagen wollen. Als sie aber aus dem Wagen sprang, mit morgenfrischen Wangen, die blauen Augen weit geöffnet, vor Angst zu spät zu kommen, und die roten Lippen mit einem entschuldigenden Lächeln zum Kuß gespitzt, da wurde er ihrer so froh, daß er statt zu schelten, den Arm um ihre schlanke Taille legte und sie küßte.

Wie sah sie reizend aus in dem dunkelblauen Herbstkostüm mit den breiten Falten über der Brust, wie bei einem Jagdkostüm.

Sie blickte verstohlen zu ihm auf; und im selben Augenblick begriff er, weshalb sie weder ihren neuen Pariser Hut noch ihren eleganten Mantel angezogen hatte.

Auf dem Wege durch den Wartesaal drückte er sie mit stürmischem Dank für ihre zarte Rücksichtnahme an sich. Obgleich sie seine Mutter nur durch flüchtige Erzählungen aus seinem Heim kannte, hatte ihr weiblicher Takt ihr doch gleich gesagt, was in den Geschmack seiner Mutter fallen würde.

Und sie hatte sich seinetwegen danach gerichtet; dafür dankte er ihr.

Es war eine herrliche Fahrt durch die dichten Wälder, die bereits die scharfen Linien des Herbstes und den männlichen Metallklang im Rascheln des Laubes hatten, über hügelige, gelbe Stoppelfelder, wo die Garben noch draußen standen und ihrer Zeit harrten, während die Kühe wiederkäuten und ein vereinzelt Schaf hinter einem Weidenzaun an seinem Strick zerrte.

Svend fürchtete den ersten Eindruck. Nicht, daß Ellen seiner Mutter nicht gefallen würde – er wußte genau, wie kritiklos milde sie von vornherein gestimmt sein würde, während sie auf dem Perron stand und nach dem Zuge ausspähte – sondern wie seine Mutter und Schwester Ellen gefallen würden.

»Mutter!« rief Svend und winkte aus dem offenen Fenster heraus, während Ellen rasch ihre Hand von seiner Schulter nahm und die Jacke über die Brust herabzog.

Sie blickte gespannt auf ein Gedränge von wettergebräunten und dickleibigen Frauen mit Kopftüchern herab – es war Markttag.

Da stand zwischen dem Gedränge, wie aus einer anderen Welt, eine kleine Dame mit großen, bleichen, milden Augen in einem feingefurchten Gesicht. Ellen sah gleich an der Ähnlichkeit, daß es Svends Mutter war.

»Die arme kleine Frau!« war Ellens erster Eindruck. Sie sprach ihn nicht aus, war sich dessen kaum selbst bewußt; Svend aber las es dennoch in ihren blauen Augen, die plötzlich so weich wurden.

Sein Herz schlug heftig. Er mußte sich abwenden, um das Zittern seiner Lippen zu überwinden.

Frau Byges Blick, der leer und suchend über die Coupéfenster geschweift war, bekam plötzlich Leben und Wärme. Jetzt erst entdeckte sie Svends sonnenverbranntes Gesicht mit dem Schnurrbart, den er sich seit seinem letzten Besuch zugelegt hatte.

Das Anstandslächeln, das auf ihren Lippen bereit gelegen hatte, bekam Leben und bebte, als ihr Blick vorsichtig, aber unendlich milde Ellens blaue Augen suchte und die freundliche, etwas verlegene Ehrerbietung darin las. Die Lippen zitterten über den guterhaltenen Zähnen, während sie »willkommen« nickte – zu sprechen wagte sie nicht, weil sie wußte, daß es dann mit ihrer Fassung vorbei sein würde. Als sie aber das junge Mädchen aus dem Coupé springen sah, so leicht und froh wie ein Vögelchen – Ellen Kruse, der sie schon den Platz einer Tochter in ihrem Herzen bereitet hatte – als sie ihre zarte Hand fühlte, die ebenso klein war wie ihre, da war es dennoch mit ihrer Fassung vorbei. Es bebte von der Lippe bis zur Nase, und indem sie ihren Schleier mit der linken Hand hob, fielen zwei Tränen auf den Handschuh des jungen Mädchens.

Ellen war gerührt. Sie dachte an ihre eigene Mutter – von einer ganz anderen und stattlicheren Art, aber Mutter wie sie. Unaufgefordert beugte sie sich herab und reichte ihr die Wange.

Frau Byge küßte sie auf beide Wangen, während sie ihr wiederholt warm die Hand drückte. Ellen dachte: ich will gut gegen sie sein.

Jetzt kam die Reihe an Svend. Gleichzeitig streckte ein junges Mädchen, das hinter Frau Byge stand, Ellen die Hand entgegen.

Sie trug ein dunkles Jackett, das die eckige, etwas breite Figur stramm umschloß, einen dunklen Hut mit einer Bandschleife von derselben Farbe, und am Halse kam ein goldenes Medaillon zum Vorschein, das von kürzlich stattgefundener Konfirmation erzählte.

»Gerda?« fragte Ellen.

»Ich bin Svends Schwester!« sagte Gerda gleichzeitig. Da mußten sie beide lachen und gaben sich die Hand.

Sie stiegen in den Omnibus des Hotels. Das pflegte Frau Byge zu tun, wenn sie Gäste hatte. Der Kutscher, der oft mit leerem Wagen nach Hause fahren mußte, steckte diesen Extraverdienst von Leuten aus der Stadt, die auf seinem Wege wohnten, gern ein.

Der Omnibus hatte Gummiräder, so daß das unebene Pflaster nicht so hart stieß; die Fenster aber, die lose in ihrem Rahmen saßen, klirrten so, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

Svend war von seinen Ferienbesuchen her an die niedrigen geweißten Häuser, die kleinen Fensterscheiben, die in der Nachmittagssonne lächelten, an die neugierigen Spitzenhäubchen, an das ganze schläfrige Kleinstadtleben gewöhnt, so daß er nicht weiter darüber nachdachte; Ellen aber, die nie eine richtige Kleinstadt gesehen hatte, versank in neugierige Verwunderung darüber, daß hier, wo Svends Familie wohnte, alles so klein war.

Sie dachte an den jungen, flotten Referendar, den sie zum erstenmal auf dem Dampfer gesehen hatte. Wie er ihr jetzt gegenüber saß und seiner Mutter froh und vertraulich von seiner Reise erzählte, hin und wieder den neugierigen Gruß einer Person erwidern, die mit langer Pfeife und in Morgenschuhen vor der Tür stand und offenbar auf diesen Aufzug gewartet hatte – da erschien er ihr gleichsam geringer, sowohl unansehnlicher als auch knabenhafter; als sie sich schließlich ihrer lächerlichen Mißstimmung bewußt wurde, lachte sie und sagte munter:

»Nein, wie ist das alles klein, eine reine Puppenstadt!«

Svend ließ seine Augen über die Häuser schweifen. Da sah er seine Vaterstadt im Licht der frischen Eindrücke vom Ausland.

»Ja, mein Gott!« sagte er ernst, und sein Gedankengang erweiterte sich.

Er dachte an den Pseudo-Amerikaner, und an sein niederdrückendes Kleinheitsgefühl während der ersten Tage in London und Paris.

Frau Byge ahnte, was in ihm vorging. Sie legte ihre Hand tröstend auf seine und sagte mit einem Lächeln zu Ellen hinüber, als wollte sie ausdrücken: Wir Frauen verstehen das besser:

»Klein, aber niedlich!«

Ellen zitierte entgegenkommend:

»Wer das Kleine nicht ehrt, ist das Große nicht wert.«

Dann waren sie da.

28. KAPITEL

Das Haus war nicht größer als die anderen in der Straße; aber es lag frei in der Reihe, mit einem kleinen Vorgarten und mit Efeu überwachsen.

Frau Byge hatte vier Zimmer in der ersten Etage, zwei zur Straße und zwei zum Hintergarten, der sich bis zum Bach erstreckte, dessen dunkelgrünes, langsam fließendes Wasser ganz von Pappeln und Weiden beschattet wurde.

Eine festliche Behaglichkeit schlug ihnen aus den alten Möbeln, den Familienporträts an den Wänden, von der laut tickenden Tafeluhr auf dem Sekretär entgegen. Überall standen frische Blumen, auf dem massiven Sofa, auf dem Nähtisch und auf der Fensterbank.

Alles schimmerte von Ordnung und Sauberkeit. Die Sonne schien durch die weißen Gardinen und blitzte

auf dem blank polierten Mahagoni, das, dunkel vor Alter, seine vornehme Ruhe aus besseren Tagen bewahrte.

»Wie klein,« dachte Ellen wieder. Gleich darauf aber dachte sie: »Wie rührend niedlich!«

Sie war Weib genug, um die behutsam vorbereitete Begrüßungsrede, die ihr die frischgewaschenen Gardinen, die sorgsam gewählten Blumen zuflüsterten, zu verstehen.

Sie aßen in der Laube am Bach zu Abend, und eine richtige altmodische Kupferteemaschine schnurrte auf der weißen Tischdecke. Ellen fand sich rasch in den gemütlichen, vertraulichen Ton hinein, den Frau Byge liebte und den sie gewohnt war.

Als Svend und Ellen einen Augenblick allein blieben, legte sie die Hand um seinen Nacken und fragte:

»Na, bist du zufrieden mit mir?«

»Ich danke dir, Liebling!« antwortete er und drückte sie heftig an sich.

29. KAPITEL

Wie Departementschef Kruse vorausgesagt hatte, wurde kurze Zeit darauf im Departement für Hafen- und Fischereiwesen ein Platz frei.

»Sie sollten sich melden,« sagte Kruse zu Svend, »vorausgesetzt, daß Sie sich für Hafen- und Fischereiangelegenheiten interessieren.«

Svend sehnte sich danach, eine Tätigkeit zu bekommen, die ihn mit dem öffentlichen Leben in Verbindung brachte. Vorläufig galt es nur irgend etwas zu ergreifen, später würden seine Fähigkeiten und seine Arbeitskraft ihn schon zu bedeutenden Aufgaben führen.

Weshalb nicht ebensogut mit Hafen- und Fischereiangelegenheiten beginnen wie mit etwas anderem?

»Bestellen Sie dem Departementschef Brynch einen Gruß von mir und sagen Sie ihm, ich hätte Ihnen geraten, sich um die Stelle zu bewerben.«

Svend schob nichts auf morgen auf, was er heute tun konnte. Darum befand er sich eine halbe Stunde, nachdem er mit seinem Schwiegervater gesprochen hatte, auf den ausgetretenen Treppen des roten Ministerialgebäudes.

Er kam in einen dunklen Korridor, der sich in einer tiefen Perspektive bis zu einer offen stehenden Tür erstreckte. Es roch sauer und dumpf.

»Wo treffe ich den Departementschef Brynch?« fragte Svend einen Angestellten, der aus einem Zimmer kam.

»Das Hafendepartement ist in der ersten Etage,« sagte er und zeigte auf die offene Tür am Ende des Korridors, »dort rechts die Treppe hinauf.«

Svend klopfte zweimal vergeblich an die Tür des Departementschefs. Er war gerade im Begriff, unverrichteter Sache fortzugehen, als ein kleiner, brünetter Kontormensch mit unordentlichem, graumeliertem Haar und einer Feder hinterm Ohr seinen Kopf aus der gegenüberliegenden Tür steckte.

Svend drehte sich um und grüßte.

»Ist Herr Departementschef Brynch nicht zugegen?« fragte er.

Der Kontorist schob die Brille auf die Stirn und betrachtete ihn mit klugen, braunen Augen.

»Ich will mal nachsehen!« sagte er. Er ging über den Korridor und donnerte eine solche Salve gegen die Tür, daß Svend lächeln mußte.

Der Kontorist verzog den Mund und schüttelte den Kopf.

»Der Alte ist nicht so leicht zu wecken.«

Noch eine Salve.

Da knackte ein Sofa. Ein Tisch wurde geschoben. Schwere Schritte auf dem Fußboden. Dann ertönte eine schnarrende Greisenstimme:

»Herein!«

Der brünette Kontorist zog sich zurück, und Svend trat ins Zimmer.

Er hatte einen vornehmen, älteren Herrn, in der Art wie Kruse, erwartet.

Den alten Mann aber, mit der weißen Halsbinde und dem Vätermörder, der sich so ungeniert hinter der Brille den Schlaf aus den Augen rieb, den hätte er eher für einen Dorfschullehrer gehalten als für einen Regierungsbeamten.

»Wa – was wollen Sie?« schnarrte der Alte und sah ihn geistesabwesend an.

»Mein Name ist Svend Byge. Mein Schwiegervater, Departementschef Kruse hat –«

»Ach so, Sie sind das!« sagte der Alte geschäftig und zog ihn am Rock zu dem großen, viereckigen Arbeitstisch, der mit Papieren und Akten beladen mitten im Zimmer stand.

»Bitte, setzen Sie sich.« Svend nahm Platz, und der Alte setzte sich ihm gegenüber in einen Lehnstuhl.

Er gähnte, rieb sich den Schlaf aus den Augen und legte sich schließlich ganz wach in den Stuhl zurück.

»Also Sie sollen Kruses Tochter haben? Ja, ja, ist ein hübsches kleines Mädchen und Geld hat sie auch. Keine üble Sache für so'n jungen Referendar wie Sie.«

Svend richtete sich auf und bekam einen roten Kopf.

»Ha, ha, ha!« lachte der Alte selbstgefällig und beugte sich vor, um Svend mit seinen gutmütigen Augen zu betrachten. »Sie können doch'n kleinen Scherz verstehen? Sonst passen Sie nicht in unser Departement. Wir scherzen hier nämlich alle. Sogar der Herr Minister.«

Darauf ließ sich mit nichts anderem als einem Lächeln antworten. Und das tat Svend.

»Also Sie wollen in unser Departement. Ja, Kruse sprach neulich schon davon – Svend Byge, sagten Sie –«

Der Alte notierte auf einem Bogen Papier, der vor ihm lag. Dann sah er auf und sagte:

»Wie war es doch noch, Herr Byge – interessierten Sie sich am meisten für Hafen- oder für Fischereiwesen?«

Svend versuchte dem Scherz mit würdigem Ernst zu begegnen. Aber es mißlang ihm. Er mußte lächeln, und als der Alte das sah, lachte er, daß es nur so in ihm gluckste.

»Ich gestehe,« beeilte Svend sich zu sagen – es war vielleicht eine Falle –, »daß ich noch nicht genügend bewandert bin, um –«

»Nee, das läßt sich denken! – Wenn Sie aber erst beide Wesen kennen gelernt haben, werden Sie sie mit wärmstem Interesse umfassen, alle beide, nicht?«

Svend bekräftigte es mit einem ernsten Kopfnicken.

»Und werden Ihre besten Kräfte –« der Alte blies die Backen auf und sah Svend unverwandt an, der den Kopf bejahend neigte – »und Ihren Fleiß und Ihr Streben dafür einsetzen, nicht?«

Jetzt platzte der Alte los und erhob sich geräuschvoll.

»Ihr seid mir die Rechten, ihr jungen Referendare. Pfeifen tut ihr sowohl auf das Hafens- wie auf das Fischereiwesen. Wenn ihr nur ein bißchen Lebensunterhalt und ein Tauende bekommt, an dem ihr euch heraufzieht, damit ihr heiraten und die Welt vermehren könnt – ha, ha, ha! Genau so war es zu meiner Zeit, und anders wird es wohl auch nie werden. Ach, wenn ich dran denke, wie ich vor achtundvierzig Jahren in diesem selben Zimmer saß und auf demselben Stuhl schwitzte wie Sie. Damals war der alte Dahl Departementschef – vornehmer, alter Herr, will ich Ihnen sagen, aber steif war er – und er fragte mich furchtbar ernst, ob ich mich auch für Ernährungssachen interessiere – damals hatten wir noch das ganze Ernährungswesen unter uns, müssen Sie nämlich wissen, später wurde es geteilt – und ich sagte, daß ich mich gewaltig für alle Erwerbszweige des Landes interessiere – ich piff damals auf den ganzen Rummel, das Interesse kam erst viel später; aber ich will Ihnen sagen, ich hatte mich zu früh verlobt, ebenso wie Sie, und wollte mir einen Lebensunterhalt verschaffen. Ach, ja, ja – ha, ha, ha! Das wird wohl nie anders werden.«

Der Alte strich sich über den unordentlichen, grauen Großvaterbart und gluckste noch ein wenig mit feuchten Augen, während er Svend am Ärmel faßte und sagte:

»Ja, ja, mein lieber Byge, in fünfzig Jahren sitzen Sie vielleicht hier und lächeln über einen jungen Mann,

der gerade das Examen hinter sich hat und mit Meilenstiefeln vorwärts will.«

Er erhob sich und schob den Stuhl geräuschvoll zurück.

»Na, kommen Sie nur mit mir. Wir wollen jetzt zum Bureauchef gehen und alles gleich ordnen.«

Der Alte stolperte über den Korridor, und Svend folgte ihm.

Ohne anzuklopfen riß er die Tür zu dem brünetten Kontoristen auf, der Svend geholfen hatte, ihn zu wecken.

»Hören Sie mal!« schnarrte er.

Der Brünette tauchte hinter einem Bücherbord auf, das von oben bis unten mit Mappen und Dokumentenkasten mit vergilbten Etiketten vollgestopft war.

»Tag, Jersey! – Darf ich Ihnen –« er zog Svend am Ärmel heran – »Referendar Byge vorstellen – Kruses zukünftigen Schwiegersohn.«

Er stutzte, schob die Brille in die Höhe und musterte Svend von neuem.

»Byge? – Byge? – Sagen Sie mal, sind Sie wohl mit dem – dem Politiker Kasper Byge verwandt?«

»Ja, er war –«

»Was Sie sagen! Ja, der alte Byge, der war ein Ehrenmann; ach, ich erinnere mich seiner ja noch sehr gut. Man sagte, daß er der reichste Mann des Amtsbezirks war, als er starb. Und wie war es doch – keine Leibbeserben, nicht? – Na, das lasse ich mir gefallen!«

Er lächelte schalkhaft und puffte Svend in die Seite. Dann zupfte er mit der andern Hand den Bureauchef an seinem fettigblanken Ärmel:

»Den können wir brauchen, was, Jersey?«

»Hat Herr Byge ein schriftliches Gesuch mitgebracht?« fand der Bureauchef es angebracht zu fragen.

»Das ist richtig! Geben Sie ihm Anweisung, wie er das Gesuch für den Minister schreiben soll. Das müssen wir ja haben, darin haben Sie recht. Und lassen Sie ihn nur gleich anfangen. Er interessiert sich gewaltig für das Fischereiwesen, wie er mir anvertraut hat, darum geben Sie ihn wohl am besten zu – wie heißt er doch noch gleich – der Freund des Prinzen –«

»Herr Departementschef meinen Referendar Juhl.«

»Juhl, richtig – und er soll den jungen Mann zurechtweisen. – Na, damit wäre die Sache ja in Ordnung! – Adieu für heute, Herr Byge, und grüßen Sie Ihren Schwiegervater!«

Der Alte nickte väterlich, gab ihm einen nachlässigen Händedruck und kehrte lärmend zu seinem Sofa zurück.

Jersey warf Svend einen Blick zu. Er sagte nicht: alter Schafskopf! aber er schüttelte den Kopf, und das war eine alte Kontorgewohnheit, die dasselbe bedeutete.

30. KAPITEL

Die Tür zum Nebenkantor stand offen. Es war ein Zimmer genau wie das erste, nur stand statt des Schreibtisches ein Pult am Fenster.

»Hö! hö!« bellte eine tiefe Stimme, als Jersey mit Svend hindurchging.

Eine gebeugte Gestalt, die über dem schrägen Pult lag und schrieb, die Augen ganz dicht über dem Folio-papier, richtete sich langsam auf und wandte sich halb zu ihnen um. Er hatte weißes Haar, das wie der Schopf eines Clowns über der gefurchten Stirn in die Höhe stand.

»Hö hö!« bellte er wieder und bereitete sich darauf vor, guten Tag zu sagen und die Hand zu geben.

»Das ist unser neuer Assistent, Referendar Byge!« sagte Jersey sehr laut und ging ganz nah ans Pult heran – Expeditionssekretär von Galten!«

»Hö hö! – freut mich!« brummte er und reichte Svend eine Hand, die steif, trocken und kantig war, wie ein Pergamentband.

Dann begann er umständlich in seinem Gedächtnis zu forschen –

»Byge! – hö hö – was für ein Byge? Von den Nykö-binger Byges – oder –«

»Von den richtigen Byges!« schrie Jersey und zog Svend eiligst mit sich fort, bevor noch der Expeditionssekretär Zeit bekam, sich des näheren über die Familie zu äußern.

»Der bekommt nun nichts getan, bevor er sämtliche Byges durchgegangen ist,« sagte Jersey halblaut – »er ist ein lebendiger Familienkalender.«

Die Tür zum nächsten Kontor war geschlossen. Jersey klopfte umständlich an.

»Entschuldigen Sie, Herr von Falk, dürfen wir mal durchgehen.«

Vor dem herabgerollten Rouleau, das klapperte, als die Tür ging, saß Assessor von Falk in seinem Schreibtischstuhl zurückgelehnt, die Füße in Lackstiefeln auf einem anderen Stuhl, und las in einem französischen Roman. Auf dem Schreibtisch schwamm es von beschriebenen Bogen in allen Größen, während vier Briefpresser, kostbar und künstlerisch ausgeführt, die Dokumentenhaufen festhielten.

An der Wand war eine Rembrandtsche Radierung mit Zeichenstiften festgeheftet. Eine Statuette von Michelangelos gefesseltem Sklaven stand auf einem Bord in der Ecke. Ein kleiner runder Tisch mit einem Syphon und Glas darauf teilte das lange, schmale Zimmer in zwei Teile. Neben einem offenen Bücherregal, das mit staubigen Dokumentenmappen vollgestopft war, stand ein sehr stilvoller, englischer Bücherschrank mit Werken in mattfarbigen Ledereinbänden.

Der Assessor erhob sich langsam und legte das Buch aus der Hand.

Er war groß und lässig in der Haltung. Die eine Schulter war höher als die andere. Der ruhige Mund

war in gleicher Richtung wie die Schulter etwas hochgezogen, und auch die Kopfform hatte dieselbe Drehung. Aber es war nichts Entstellendes damit verbunden. Er hatte ein unbewegliches Gesicht, mit festen, ernstesten und forschenden Augen.

In dem Blick, den Jersey mit dem Assessor wechselte, während er Svend vorstellte, lag eine so herzhaft-kälte, daß sie Svend auffiel.

Der Assessor musterte Svends Anzug, seinen Schlips und verweilte schließlich mit einem Schimmer von einem Lächeln in den feinen, weiblich gekräuselten Mundwinkeln auf seinem hellen, halsstarrigen Blick.

»Freut mich!«

Die unerwartet tiefe und klangvolle Stimme machte mit einem Schlage die Erscheinung sympathisch. Der Eindruck auf Svend war so stark, daß er sich in Falks Augen widerspiegelte, in denen ein plötzlicher Blitz des Interesses entzündet wurde.

Jersey war bereits an der Tür.

Svend verbeugte sich kurz vor Falk, der bereits wieder den Roman ergriffen hatte und ein wohlwollend nachdenkliches Lächeln hinter ihm hersandte.

Das Kontor, in das sie jetzt hineinkamen, war im Gegensatz zu dem vorherigen sehr hell. Beide Fenster standen offen, und als die Tür geöffnet wurde, flatterte ein Teil lose Blätter über den großen Arbeitstisch.

Jersey beeilte sich die Tür zu schließen. Ein kleiner, magerer, blonder Herr, äußerst korrekt gekleidet,

mit kurzgeschorenem Haar und spitzem Vollbart, griff schnell nach den Papieren und erhob sich darauf mit einem verbindlichen Lächeln.

Svend sah gleich, daß der Bureauchef und der kleine, behende Herr im besten Einverständnis miteinander lebten.

»Herr Juhl, darf ich Ihnen unseren neuen Assistenten, Referendar Byge vorstellen. Der Departementschef meint, daß er sich besonders für Fischereiwesen interessiert – ha – ha –«

Sie lachten beide und forderten Svend dasselbe Lachen ab, das nach stillschweigendem Bureauübereinkommen Brynch zukam und »alter Idiot« bedeutete.

»Wollen Sie sich jetzt bitte freundlichst Herrn Byges annehmen und ihn in Ihre Mysterien einweihen.«

»Mit Vergnügen!«

Ein hastiger Händedruck wurde gewechselt.

»Herr Byge wird am besten hier neben mir Platz nehmen.«

»Ja, wenn nicht der Prinz –«

»Wenn Seine Durchlaucht hier ist, arbeiten wir in der Bibliothek.«

»Sie müssen nämlich wissen, Herr Byge –« der Bureauchef legte seine Hand familiär auf Svends Schulter: »daß Juhl die Ehre genießt, Sekretär im Verein zur Förderung von Fischereiangelegenheiten zu sein, dessen hoher Vorsitzender Prinz Adolph ist.«

»Prinz Adolph?« platzte Svend interessiert heraus.

Jersey hielt es für Devotion und sagte ironisch.

»Ja, Seine Durchlaucht in höchsteigener Person, den man wegen seines vieljährigen Interesses für Segelsport für diesen Posten geeignet gefunden hat. Und jetzt ist die Arbeit so verteilt, daß Juhl *über* die Sache schreibt, während seine Durchlaucht die Aufgabe hat, *unter* die Sache zu schreiben.«

Juhl lachte mit einem schwachen Protest, während Svend pflichtschuldigst den Witz des Bureauchefs mit einem verständnisvollen Lächeln anerkannte.

Nachdem der Bureauchef Svend von dem Gesuch an den Minister, von der Bureauarbeit und den Gehaltsverhältnissen Bescheid gesagt hatte, empfahl er sich, nickte Juhl zu und kehrte über den Korridor zurück, um nicht noch einmal durch Falks Zimmer zu gehen.

Svend bekam seinen Platz an dem großen Tisch, Herrn Juhl gegenüber, angewiesen. Nachdem dieser Svends Verhältnis zum Departementschef Kruse erfahren hatte, wurde er noch verbindlicher.

Während einer halbstündigen, angenehmen Unterredung hatte man mehrere gemeinsame Bekannte gefunden. Juhl verschaffte sich einen genauen Einblick in Svends Verhältnisse: Sohn einer armen Witwe, hohe Protektion, sehr begabt, aber eingebildet.

Schließlich sah Juhl zu seinem Schrecken, daß die Uhr halb drei sei. Um drei Uhr wollte der Prinz kommen, um Einblick in einige ausländische, illustrierte Werke über Fischereigerätschaften zu nehmen, und

Juhl hatte sie noch nicht aus der Bibliothek ausgewählt. Darum wurde verabredet, daß sie morgen anfangen wollten.

»Um elf Uhr?« fragte Svend. Der Bureauchef hatte ihm gesagt, daß die Bureauzeit von elf bis vier Uhr sei.

»Sagen wir halb ein Uhr. Vor zwölf ist doch kein Mensch hier.«

Svend hatte mit Ellen um drei Uhr ein Stelldichein am Schloß verabredet. Sie machten jeden Tag vorm Mittagessen einen gemeinsamen Spaziergang.

Svend kam etwas zu früh und wanderte auf und ab.

Endlich sah er ihre graziöse Gestalt auftauchen. Sie hatte das dunkelblaue Kostüm mit den Falten an, das er so sehr liebte.

Sie winkte, als sie ihn sah, und schritt schneller aus. Es war etwas Hüpfendes in ihrem Gang, wenn sie sich beeilte.

Sie gingen Arm in Arm, eng zusammen, vertraulich. Er erzählte launig von seinem Antritt im Ministerium. Sie lachten zusammen über den alten Brynch. Ellen kannte sowohl ihn wie v. Falk.

»Ja, der ist ja mein adliger Großvetter!«

»Wer – v. Falk?«

»Er ist ein richtiger Kunstsnob. Papa sagt, er bringt es nie weiter.«

»Als zu was?«

»Als zum Assessor. Er tut sicher nichts im Ministerium außer seine Gage zu heben. Aber er hat es auch nicht nötig. Er hat Lindersbo von seinem Vater, dem Hofjägermeister, geerbt der mit einer Kusine meiner Mutter verheiratet war.«

Svend erzählte von Juhl und dem Prinzen.

»Prinz Adolph?«

Ellen bekam einen roten Kopf vor Interesse.

Svend dachte an ihre erste Begegnung auf dem Dampfer und an das Diner beim Gesandten.

»Ach, Svend, mach dich bei ihm beliebt, hörst du.«

»Weshalb?«

Svend sah sie plötzlich unwillig an.

»Er hat viel Einfluß auf die Minister.«

»Ich bedarf keiner Protektion.«

Svend warf den Kopf in den Nacken. Ellen lachte laut auf.

»Du bist ein rechter Narr. Was ist denn dabei? Das tun die anderen doch auch. Weißt du was, Svend, es wäre fein, wenn er bei uns verkehren würde – er soll so amüsan und ungezwungen sein, wenn man ihn näher kennt. Er verkehrt bei Generals.«

»Wer ist das?«

»Jenny Lindholms Vater – du weißt, die mit der Narbe in der Backe.«

Sie hatten einen weiten Spaziergang gemacht und wendeten jetzt um. Plötzlich faßte Ellen Svend am Arm.

»Da kommt er!« rief sie aus.

»Wer?«

»Der Prinz, mit einem jungen blonden Herrn.«

Svend spähte in die angegebene Richtung. Richtig. Der Prinz und Juhl kamen ihnen langsam entgegen. Der Zylinder des Prinzen überragte die übrigen Leute. Juhl trug einige Bücher unterm Arm und fühlte sich sichtlich durch die Gesellschaft der Durchlaucht geehrt.

»Wir rennen ihnen gerade in die Arme!« sagte Ellen und errötete; ihre Augen strahlten.

»Du sollst sehen, er erkennt mich!« sagte sie, schob ihren Hut zurecht und zog ihre Jacke herunter.

Svend ärgerte sich ein wenig, sagte aber nichts.

Ellen nahm Svends Arm. Seine Durchlaucht sollte sehen, daß sie verlobt waren, das war eine Veranlassung für ihn, stehen zu bleiben. Sie machte ihr lebenswürdigstes Gesicht; auch Svend richtete sich höher auf, während er den Prinzen im Auge behielt. Er sah, wie dieser einige Worte mit Juhl wechselte, worauf sie beide Ellen und ihn mit Interesse musterten.

Als sie grüßten, tat der Prinz, als erkenne er sie jetzt erst wieder. Er blieb stehen und richtete das Wort an Ellen.

»Fräulein Ellen Kruse, nicht wahr!« sagte er und reichte ihr die Hand. »Darf ich fragen, wie Sie sich nach der Reise befinden?«

»Danke, Durchlaucht, ausgezeichnet.« Ellen antwortete laut und mit zwitschernder Munterkeit.

»Und Sie, Herr Byge?«

Der Prinz reichte auch Svend die Hand, während er ihm wie einem alten Bekannten zulächelte.

»Wir haben ja gemeinsame Reiseerinnerungen,« sagte er, »erst auf dem Dampfer und dann der Abend beim Baron.«

Seine Augen ruhten interessiert in Ellens, die ihn anlächelten.

»Was muß ich hören – Sie haben sich mit unserem jungen Reisegefährten verlobt, gnädiges Fräulein? Meinen besten Glückwunsch!« Sie dankten beide. Svend fühlte sich geschmeichelt.

»Ja, Durchlaucht,« sagte er, »die Reise hat für uns beide das allerschönste Resultat gehabt.«

Ellen nahm Svends Arm und suchte eine Stütze daran, während sie Mut faßte. Es lag etwas im Blick des Prinzen, was ihr Mut machte.

»Durchlaucht müssen versprechen, uns in unserem Heim zu besuchen, wenn wir erst verheiratet sind.«

»Mit Vergnügen. Vorläufig aber möchte ich Ihrem Herrn Vater meinen Glückwunsch überbringen. Es war schon längere Zeit meine Absicht, dem Herrn Departementschef einen Besuch zu machen.«

»Papa wird sich sehr freuen!« sagte Ellen natürlich.

Ein Schelm lauerte in den Augenwinkeln des Prinzen.

Dann verabschiedete er sich und wandte sich zu Juhl, der ehrerbietig zurückgetreten war.

»Ach, verzeihen Sie, Sie kennen vielleicht nicht Herrn Juhl, meinen ausgezeichneten Sekretär und Mitarbeiter.«

Juhl grüßte und drückte Ellen die Hand. Svend lächelte er zu. Es war ja nicht so lange her, seit man das Vergnügen gehabt hatte.

»Adieu, adieu!«

Ellen knickte und Svend verbeugte sich tief.

Als sie so weit fort waren, daß die anderen sie nicht mehr hören konnten, drückte Ellen freudestrahlend seinen Arm und sagte:

»Hab ich das nicht gut gemacht?«

»Was?«

»Daß ich ihn ohne weiteres eingeladen habe.«

»Ja aber, Ellen, ich begreife nicht —«

»Gott, sei doch kein Frosch! — Es ist doch amüsant, mit einem Prinzen zu verkehren.«

»Er soll zur Verlobungsgesellschaft eingeladen werden,« entschied sie eifrig und schritt schneller aus.

Svend sah sie von der Seite an. Ihre Wangen hatten die zarte Röte, die sie entzückend kleidete, und ihre Augen waren groß und strahlend.

»Wie ist sie hübsch!« dachte Svend und vergaß alle Einwendungen.

Als Svend am nächsten Tage ins Bureau kam, empfing Juhl ihn wie einen alten Freund.

Er erkundigte sich vorsichtig nach seiner Bekanntschaft mit dem Prinzen und fragte im Laufe des Gesprächs:

»Verkehren Sie bei General Lindholm?«

»Nein, ich kenne ihn nicht; aber meine Braut ist mit seiner Tochter befreundet. Weshalb meinen Sie?«

»Ach, ich dachte nur, weil er ein intimer Freund Ihres Onkels, Konferenzrat Byges, war.«

Juhls Blick forschte neugierig in seinem; Svend aber sah sich nicht veranlaßt, diesen kleinen, strebsamen Herrn in sein Verhältnis zu Onkel Kasper einzuweißen.

Was ging ihn außerdem General Lindholm an?

31. KAPITEL

Departementschef Kruse war ein Mann mit großem Einfluß. Nicht nur in Regierungskreisen, sondern auch in der Geschäftswelt hatte sein Name ein besonderes Gewicht.

Svend wunderte sich oft, wie bekannt er war. Die wenigsten Leute wußten, wer sein Chef, der alte Brynch, war; und kannte einer ihn, so schüttelte er nachsichtig den Kopf; fast alle aber hatten in irgendeiner Beziehung Kruses Namen nennen hören.

»Ach so, das ist der, der im Aufsichtsrat der Landbank ist,« sagte der eine und nickte bedeutungsvoll.

»Ist Ihr Schwiegervater nicht Vorsitzender im Aufsichtsrat der Vereinigten Versicherungsgesellschaften?«

fragte ein anderer, »Sie wissen, die Versicherung, die Welten voriges Jahr startete.«

Svend wunderte sich, wie ein einzelner Mann so viel bewältigen konnte. Denn außerdem war Kruse Inspektor für die Regierung bei den großen Steinbrüchen, die von der Regierung kontrolliert wurden. Das war auch eine von Weltens Unternehmungen. Der Steinbruch lag irgendwo im südlichen Seeland. Da Kruse ein sehr gewissenhafter Mann war und die Beaufsichtigung ihn stark in Anspruch nahm, so hatte er – um das ewige Hin- und Herreisen zu vermeiden – an Ort und Stelle eine Villa gebaut, mit einem Park, der sich ganz bis ans Meer erstreckte. »Wildpark« hieß der Besitz.

Hier verbrachten Kruses die Sommermonate, wenn sie von ihrer jährlichen Auslandsreise zurückkehrten. Es war nicht weiter von Kopenhagen entfernt, als daß Kruse ein um den anderen Tag in seinem Stadtkontor sein konnte. In diesem Jahr waren sie indessen früher in die Stadt gezogen, weil Ellen ungern so weit von Svend entfernt sein wollte.

Kruse war eine offizielle Natur durch und durch, folglich kein Freund von heimlichen Verlobungen. Er wünschte, daß gleich Karten geschickt und die Veröffentlichung mit einem Fest gefeiert werden sollte. Das war vielleicht etwas altmodisch, aber er war nun mal aus der guten alten Zeit.

Svend hatte immer ausweichende Antworten gegeben, wenn Kruse nach seiner Tante fragte. Das war auch bis jetzt gegangen; eines Tages aber sagte Kruse:

»Einer der ersten Besuche, die Sie und Ellen machen müssen, ist bei Ihrer Tante, der Konferenzrätin.«

Da mußte Svend Farbe bekennen.

Er erzählte, wie das Verhältnis zwischen ihnen sei, wie sie eigenmächtig ihre Verpflichtungen gebrochen hätte. Als er erst begonnen hatte, ließ Kruse nicht locker, bevor er alles wußte. Es interessierte ihn augenscheinlich alles, besonders was Svend von ihrem Unwillen bereits bei seinem ersten Besuche erzählte.

Kruse legte ihm nur zweierlei zur Last: »Knabenstreiche,« sagte er und runzelte die Brauen, als er die Geschichte vom Frack hörte. Und dann, daß er ihr keinen Besuch gemacht, als er sein Examen hinter sich hatte.

»Damit haben Sie sich die allerbeste Gelegenheit zu einer Versöhnung entgehen lassen. Es wäre um so leichter für Sie gewesen, als Sie ja durch eigene Hilfe Ihre Verpflichtungen erfüllt hatten. Nun ist nichts weiter zu tun, als daß Sie und Ellen der Konferenzrätin einen Besuch abstatten, sobald sie eine Verlobungsanzeige bekommen hat.«

»Niemals!« sagte Svend bestimmt.

Kruse musterte ihn einen Augenblick. Dann faßte er ihn beim Rockkragen und sagte mit Nachdruck:

»Ein gebildeter Mann – aus guter Familie – Departementschef Kruses zukünftiger Schwiegersohn – kann

sich den hergebrachten Formen nicht entziehen. Sie mögen der Konferenzrätin, der Witwe Ihres Wohltäters, gegenüber fühlen und denken, was Sie wollen, aber Sie haben ihr einen Besuch zu machen und Ihre Braut vorzustellen.«

Svend wurde dunkelrot. Eine heftige Antwort lag ihm auf der Zunge; Kruse aber sah es und beugte rechtzeitig mit einem Blick vor, dessen Kälte und Strenge Svend einschüchterte.

Hinterher machte er sich Ellen gegenüber Luft. Sie schmollte auch und wollte sehr ungern den alten Drachen, wie sie sich ausdrückte, besuchen. Aber sie kannte ihren Vater und wußte genau, wie weit man bei ihm gehen durfte.

Eines Sonntagnachmittags trat Svend an und holte Ellen zu dem verhaßten Gang ab. Sicherlich würde sie den Besuch ebenso ungern empfangen, wie er ihn ablegte. Trotzdem sollte die Komödie gespielt werden. Absurd, lächerlich!

Als sie vor der Villa standen, war kein Mensch an den Fenstern zu sehen. Im Wohnzimmer waren die Jalousien herabgelassen.

Auch nicht in den Giebelfenstern, wo die Dienstbotenkammern lagen, bewegte sich eine Gardine, als ihre Fußstritte über die Granitwege des Gartens knirschten.

Svend nahm sich zusammen und läutete. Er sah so verbissen ärgerlich aus, daß Ellen lachen mußte.

Svend lauschte angestrengt. Er hatte Herzklopfen beim Gedanken an all die Unannehmlichkeiten, die ihm hier geboten worden waren.

Gott sei Dank! – es ertönten keine Schritte drinnen. Das Haus war wie ausgestorben.

»Sie ist natürlich mit ihrem Dragoner zur Kirche gegangen!« sagte Ellen. »Und die Mädchen haben keine Lust, die Tür zu öffnen.«

Svend begann erleichtert aufzuatmen.

»Wir läuten nicht mehr als dieses eine Mal, nicht?«

»Das fehlte gerade!«

Svend faßte sie um die Taille und küßte sie in seiner Erleichterung.

»Du, mein Hut!«

Dann nahm er Ellens und seine Visitenkarte und hörte sie mit unendlicher Wonne in den Briefkasten plumpsen.

»Adieu.«

Sie eilten die Treppe hinab und durch den Garten, und hüteten sich wohl zurückzublicken, damit nicht eins der Mädchen in der Tür stehen und winken konnte: Bitte, die Herrschaft ist zu Hause!

Weder Ellen noch Svend erhielten einen Glückwunsch von der Konferenzrätin; ebensowenig erschien sie zum Empfangssonntag bei Kruses, was der Departementschef erwartet hatte. Man kam damit leicht über eine Frage hinweg: die Konferenzrätin brauchte nicht

zur Verlobungsgesellschaft eingeladen zu werden. Später erfuhr man, daß die alte Dame krank sei. Svends Mutter und Schwester würden demnach die einzigen Familienrepräsentanten von seiner Seite sein. Das war etwas mager; aber dabei war nichts zu machen.

Dagegen hatten Kruses die Genugtuung, daß das kleine, hübsche Stubenmädchen Anna eines Tages ganz erschrocken, rot und beehrt, Seine Durchlaucht meldete.

Prinz Adolph suchte sich als Junggeselle soweit wie möglich vom Etikettenzwang loszumachen. Es war eine bekannte Tatsache, daß er die Bourgeoisie dem Adel vorzog. Ellen hatte Jenny Lindholm oft beneidet, wenn sie damit protzte, daß der Prinz bei ihnen »aus und ein gehe«!

Der Prinz traf sowohl den Departementschef wie Ellen zu Hause.

Er blieb fast zwanzig Minuten. Man frischte alte Reiserinnerungen auf, sprach von London und Paris.

Der Prinz berührte sogar, daß Ellens Verlobter ja im Finanzministerium angestellt sei, wo er sicher Gelegenheit haben werde, Herrn Byge näher kennen zu lernen; er sei ja augenblicklich sozusagen »sein eigenes Departement«.

Da faßte Ellen Mut, spitzte ihre roten Lippen, zeigte ihre Grübchen, hob die Augenbrauen schelmisch in die Höhe und sagte wie in einer plötzlichen übermütigen Eingebung:

»Eure Durchlaucht haben ja beinah zu meiner Verlobung Gevatter gestanden, darum müßten Durchlaucht eigentlich zu meiner Verlobungsgesellschaft kommen. Nicht, Papa?«

Der Departementschef blickte hastig abwehrend auf; der Prinz aber lächelte entgegenkommend.

Da griff Kruse ein:

»Durchlaucht müssen die jugendliche Ungeniertheit meiner Tochter entschuldigen. Aber es war gut gemeint. Es würde uns natürlich eine große Freude sein, wenn Durchlaucht unser kleines Fest beehren wollten.«

Der Blick des Prinzen wurde etwas fern, die Wolke aber zog schnell vorüber; dann verbeugte er sich und sagte:

»Ich danke bestens für die Einladung. Es wird mir ein Vergnügen sein – sofern der Tag – – –«

Ellen beeilte sich, die Zeit zu nennen, die vorläufig festgesetzt war. Sie verstand sich meisterlich darauf, schelmisch auszusehen; und die Augen des Prinzen ruhten auf ihr, während er nachdachte.

»Ich will meinen Adjutanten fragen,« sagte er, »ob ich an dem Tage frei bin.«

»Oh, ich kenne Lieutenant Flindt sehr gut,« sagte Ellen strahlend und unverdrossen, »ich werde mich lieb Kind bei ihm machen, damit er Eure Durchlaucht frei gibt.«

Kruse schüttelte mißbilligend den Kopf. Der Prinz lachte, während sich zwei rote Flecke auf seinen Wangen abzeichneten.

»Ich erwarte eine eigenhändige Einladung von Ihnen, gnädiges Fräulein,« sagte er und senkte seinen Blick in ihre schelmischen blauen Augen.

Einige Tage danach hielt Ellen triumphierend ein eigenhändiges Billett von dem Prinzen mit Krone und Namenszug in der Hand. Mit spitzen, zierlichen Schriftzügen dankte er und freute sich, an dem »bedeutungsvollen« Tage zugegen sein zu dürfen.

Svend fühlte sich natürlich Ellens und seiner selbst wegen geehrt. Aber es gefiel ihm nicht, daß Ellen selbst geschrieben und Antwort bekommen hatte.

»Bist du eifersüchtig?« fragte sie belustigt und fächelte ihm neckend mit dem prinzlichen Billett, das schwach duftete, um die Nase.

»Ja!« sagte Svend und blickte ihr fest ins Auge. »Meinst du, daß ich nicht gemerkt habe, wie er dich ansieht? Er geniert sich nicht – und du übrigens auch nicht.«

Ellen amüsierte sich eine Weile über seine Gereiztheit. Dann faßte sie ihn mit ihren weichen Fingern um den Kopf und sah ihn mit ihrem sanften blauen Blick an.

»Glaubst du, daß ich mir etwas aus diesem ältlichen Herrn mache, wo ich dich habe? Aber er ist doch Prinz, und es kann dir in deiner Karriere sehr von Nutzen

sein, wenn er bei uns verkehrt. O Gott, wie wird Jenny Lindholm sich ärgern, wenn sie es hört!«

Svend hatte einen ernsten Protest wegen der Protektion auf den Lappen. Ellen aber schloß ihm den Mund mit einem Strom von kleinen hastigen Küssen.

Als der Tag herankam, wurden große Vorbereitungen gemacht.

Svend sah Ellen nur im Fluge. Immer erwartete sie jemanden oder mußte selbst irgendwohin. Selbst über die kleine, beherrschte Persönlichkeit des Departementschefs war Unruhe gekommen. Wenn er zu Hause war, fiel ihm beständig irgendetwas ein, dessen er sich vergewissern mußte. Es war ein immerwährendes Hinundher in dem sonst so ruhigen Hause.

Sie wurde unpräzise bei den täglichen Spaziergängen. In der letzten Woche hörten diese ganz auf.

Sie hatte intime Konferenzen mit Papa, in die nicht einmal Svend eingeweiht wurde. Er fühlte sich überflüssig, wenn er sie auf dem Wege zum Ministerium besuchte. Es kam nie zu einer ordentlichen Unterhaltung. Einige eilige Worte und ein flüchtiger Kuß; das war alles.

Ellen sprach verblümt von einer Überraschung für die Gäste, die sie sich ausgedacht und nach einigem Widerstand von Papas Seite durchgesetzt hatte. Es ärgerte Svend ernsthaft, daß er sie nicht erfahren durfte.

Er dachte an seine Mutter und Gerda. Wie würden sie sich in einer so vornehmen Gesellschaft zurechtfinden – sie, die geradeswegs aus der Provinz kamen?

Hin und wieder dämmerte ein Gefühl in ihm auf, daß er in etwas hineingeraten sei, wo er sich nicht zu Hause fühlte.

Auch mit seiner neuen Tätigkeit war er unzufrieden, seit er Zeit fand, darüber nachzudenken.

Die Arbeit, die er unter Juhls Leitung tat, konnten ja Hunderte und Aberhunderte ebensogut, ja vielleicht besser verrichten als er.

Er, der sich früher – ja, eigentlich seit dem Tode seines Vaters, mit Geduld gewappnet, er, der sich in den Jahren des aufgezwungenen Studiums daran gewöhnt hatte, ohne Hast in die Zukunft zu blicken – er fand, daß es jetzt Zeit sei, daß das Erwartete sich zeigen müsse.

Einmal mußte die Frucht doch reifen. Einmal mußte die Aufgabe, die er lösen sollte, sich doch offenbaren.

Er wußte wohl, daß sie nicht von selbst kommen würde. Er mußte beständig wachsam sein, alle Seiten des öffentlichen Lebens im Auge behalten, das Interesse für alles Menschliche bewahren, dann würde sein Gemüt den Angriffspunkt, wo er einsetzen konnte, schon von selbst finden. Während man wartete, galt es, sich die Position zu verschaffen, ohne die alle Worte und Taten kein Gewicht hatten, wie bereits Onkel

Kasper ihm eingeschärft und wovon der Departementschef, der selbst in einem verhältnismäßig jungen Alter eine bedeutende Stellung erlangte, ihn überzeugt hatte.

Die Stellung hatte er ja jetzt. Departementschef Kruses Schwiegersohn – das war auch eine Art Position. Ein Tag aber verging wie der andere. Leer, trivial, voll gleichgültiger Kleinigkeiten. Was merkte er von dem öffentlichen Leben, in das er sich hatte hineinstürzen, bei dem er mit festen Händen hatte zugreifen wollen, wenn er erst einmal angefangen hatte?

Er ging Berichte von allen Küstengegenden des Landes durch. Von überall liefen Klagen ein. Während er Auszüge aus den eingegangenen Schreiben machte, brannte er vor Begierde, die Dinge, von denen er las, persönlich in Augenschein zu nehmen, anstatt darüber zu schreiben.

Eines Tages beklagte er sich Juhl gegenüber. Was konnte es nützen, daß sie hier säßen und schrieben und ihr Urteil abgäben? Sie hatten ja im Grunde gar kein Verständnis für das, womit sie sich beschäftigten. Praktische Leute an Ort und Stelle seien die einzigen, die Abhilfe schaffen könnten.

Juhl lächelte überlegen. Leute, die kaum ihren Namen schreiben konnten; Fischer mit Südwester und Kautabak im Munde sollten der Regierung zeigen, wo der Schuh drückte? – Das wäre noch schöner!

Svend hatte von Kindheit auf einen so tiefen Respekt vor der akademischen Bildung und ihrem Einfluß auf die Denk- und Beschlußfähigkeit, daß er gegen seinen Willen Juhl recht geben mußte.

Inzwischen glitt das Leben wie ein großer, breiter Fluß vorbei. Er sah ihn in den Zeitungen schäumen und brausen, umreißen und Schlamm ansetzen, immer in reißender Tätigkeit, während er selbst mit ausgebreiteten Armen am Ufer stand, ohne zu ahnen, wo er sich hineinstürzen sollte.

32. KAPITEL

Justizrat Didrichsens Kontor lag in einem vornehmen Hause mitten in der Stadt.

»Bitte nehmen Sie Platz! Herr Justizrat wird gleich zur Verfügung stehen. Staatsrat Friedrichsen ist drinnen, aber das pflegt nie sehr lange zu dauern.«

Assessor Hansen war ein kleiner, rundlicher Herr mit zurückgekämmtem Haar und einem blanken, naseweisen Blick. Er drehte sich redselig auf dem Pultstuhl um und betrachtete voller Neugierde die Visitenkarte, die Svend ihm reichte.

Als er den Namen las, zeichnete sich ein plötzliches Interesse in den dicken Falten um seine Augen ab.

»Sind Sie vielleicht mit dem Politiker Kasper Byge verwandt?«

»Ja. – Haben Sie ihn gekannt?«

Svend dachte, wie klein Dänemark doch sei.

»Ja – nein – nicht persönlich. Aber ich war damals beim Nachlaßgericht des Städtchens, in dem er starb. Und ich habe –«

Er hielt inne und rieb sich das Kinn, als fürchte er zuviel gesagt zu haben.

»Sein Enkel können Sie ja nicht sein,« sagte er familiär, »denn er hatte ja keine Leibeserben.«

»Er war der Bruder meines Großvaters.«

»So so – ja.«

Der Assessor nahm die Visitenkarte, merkte sich den Vornamen und starrte vor sich hin, als suche er in seinem Gedächtnis. Dann liefen seine kleinen Augen hastig prüfend über Svends Erscheinung, während er sich nach einem Haufen Zeitungen reckte, die auf dem Pult lagen, und sie Svend zuvorkommend reichte.

»Bitte, Herr Byge, wollen Sie vielleicht die Zeitung lesen?«

Während Svend las, fuhr er fort ihn neugierig von der Seite zu betrachten. Svend merkte es, fühlte sich davon geniert und fing seinen Blick auf.

»Lebt die Witwe noch?« fragte der Assessor verlegen und rutschte auf seinem Stuhl hin und her.

»Wer?«

»Die Konferenzrätin, meine ich?«

»Ja!«

Svends Antwort war kurz, und Hansen begann schließlich zu schreiben.

Kurz darauf begleitete Didrichsen den Staatsrat hinaus. Auf dem Rückwege entdeckte er Svend und drückte ihm die Hand.

»Guten Tag, Herr Byge! – Bitte!«

Er schob Svend mit der Hand in sein Privatkontor hinein und schloß die Tür hinter ihm. Es war ein großes, elegant möbliertes Zimmer, das mehr einem Herrenzimmer als einem Kontor glich. Nur ein großer Geldschrank verunzierte es.

Didrichsen bot ihm eine Zigarre an und sprach mit seiner eintönigen, gedämpften Stimme, die soviel Zeit hatte und alte Dinge zu einer wohlverwahrten Vertrauenssache machte. Es war, als spräche er in einer geschlossenen Kiste.

Svend wolle sich also mit dem Anwaltberuf vertraut machen. Richtig, sehr richtig. Alles prüfen und das Beste wählen. Vielleicht würde er schließlich doch noch zu der Anschauung gelangen, daß es interessanter sei, Ordnung in verwickelte Lebensverhältnisse verschiedenster Art zu bringen, als sich mit Akten in einem Bureau für öffentliche Arbeiten zu beschäftigen. Gott bewahre, die ministerielle Laufbahn sei ja auch – – aber wo die Beamten des Ministeriums mit totem Papier arbeiteten, da arbeitete der Rechtsanwalt mit lebendigen Menschen – wenn er sich so ausdrücken dürfe.

Die Unterredung wurde nur kurz. Denn als Hansen den Kopf zur Tür hereinsteckte und den mächtigen Welten meldete, mußte Didrichsen abrechen, so leid

es ihm täte, denn es hätte ihn wirklich interessiert, offen und herzlich mit einem jungen Mann wie Svend zu sprechen; es gäbe heutzutage sowenig junge Leute und so weiter. Aber Welten könne man ja nicht warten lassen.

Welten trat in das Privatkontor ein, während Didrichsen mit Svends Hand in seiner sich zu Hansen wendete und sagte:

»Referendar Byge tritt hier morgen um neun Uhr an Svendsens Stelle ein.«

»Adieu, adieu!« nickte der unverändert zutrauenerweckende Blick der grauen Augen.

Svend bekam jetzt vollauf zu tun.

Von neun bis zwölf Uhr bei Didrichsen, wo er unter Hansen arbeitete, während derselbe sich mit Händen und Füßen in seine Vergangenheit und Familienverhältnisse hineinzubohren versuchte.

Seine Tätigkeit sagte ihm zu. Es war Luft und Leben darin. Leute kamen und gingen. Stattliche Kaufleute, die fest auftraten und im Vorzimmer lärmten. Damen in Witwenschleiern. Es war ein ewiges Rasseln mit der Geldkasse, die Hansen verwaltete. Denn in welcher Angelegenheit die Leute auch kamen, so endete es immer mit Geld.

Dann hatte er eben Zeit zu einem kleinen genügsamen Frühstück und mußte dann ins Ministerium. Später als ein Uhr konnte er nicht gut dort antreten. Denn

zu der Zeit kam Jersey mit seiner abgetragenen Ledermappe unterm Arm; und sein Erstes war, nachdem er den Rock gewechselt, die Manschetten auf das Regal gelegt und die Post durchgelesen hatte, das Bureau zu inspizieren.

Svend arbeitete noch immer mit Juhl zusammen.

Je mehr Gesuche er unter die Hände bekam, aus denen er Auszüge machen mußte, desto mehr sehnte er sich von den Akten fort in das Leben hinaus, über das er schrieb.

Er roch die Wirklichkeit, die Notwendigkeit des Lebens: so ist es und so muß es sein, und wenn auch Gottes Engel in Kopenhagen säßen und an ihren Pulten regierten.

Da waren Schreiben mit dem reinen, klaren Salzwasser über sich. Man sah geradezu niedrige Stuben mit dem Ausblick auf das zornige Meer, das auch mitredete, wenn wortkarge Männer über das verhandelten, was mühsam zu Papier gebracht werden sollte.

Da waren vor allen Dingen die Fischer aus Sandöre. Sie beschwerten sich Jahr für Jahr. Svend fand in der Archivmappe einen ganzen Haufen Briefe, die alle dasselbe behandelten. Der Staat verdarb ihnen ihren Erwerb durch die Steinfischerei für den Hafen. Unter den großen Steinen lebte all das Kleingetier, wovon die Schollen sich nährten. Wenn der Staat die Steine heben ließ, ging das Getier zum Teufel. Die Scholle mußte auswandern, und den Fischern blieb auch bald

nichts anderes mehr übrig, wenn der Staat ihnen das Brot vom Munde fortnahm.

»So ein Blech!« sagte Juhl und zuckte die Achseln. Svend aber ließ ihn nicht so leichten Kaufes davorkommen. Es kam zu einem Wortstreit, bei dem Juhl seine Pfeife einsteckte und Respekt vor Svends scharfem Blick bekam.

Nachdem Juhl gegangen war, ging Svend all die alten Schreiben durch. Sie jammerten nicht, machten nur wieder und wieder, fast in denselben Ausdrücken, auf die Tatsache aufmerksam, immer in der Hoffnung, daß die »lößlichen Herren in Kopenhagen« die Sache schließlich in Ordnung bringen würden.

Und hier saßen »die löblichen Herren«, die nie in einem Fischerboot gewesen waren und Schollen nicht von Zungen unterscheiden konnten – sie lasen die Schreiben kaum, legten sie beiseite und regierten lustig auf Fisch und Meer und Sonne und Mond herum.

Der alte Drang, alles von sich abzuwerfen, auf und davonzugehen, stieg ihm wie ein Erstickungsgefühl im Halse empor.

All diese Umständlichkeiten an den Nagel hängen. Hinreisen und mit den Leuten sprechen, sich in ihre Angelegenheiten hineinversetzen, dann zurückkommen und ihnen ihr Recht verschaffen.

Juhl war wohl nicht schlimmer als die anderen, nur stumpf geworden von all den Schreibereien. Die Fischerei war das Tauende, an dem er sich in die Höhe

ziehen wollte. Sonst interessierte er sich nicht im geringsten dafür, wie der alte Brynch gesagt hatte.

Nur schnell. Der Haufe muß vor vier Uhr durchgelesen sein. Dann schließen wir und morgen gibt es wieder anderes. Die Sachen müssen expeditiert werden. Damit basta. Wir können uns nicht lange mit jeder einzelnen aufhalten.

Schnelle Expedition, darauf kam es an.

Svend blieb bis spät in den Nachmittag hinein. Dann erhob er sich mit einem Seufzer und sah ein, daß es hoffnungslos sei. Als aber der Hunger sich seiner bemächtigte, stiegen Zweifel in ihm auf: Du bist sensibel, Svend, du bist naiv. Schreibereien und Menschen sind zweierlei. Wir jammern alle. Das liegt in unserer Natur.

Eines Tages aber, als der Prinz kam, während Juhl abwesend war, ergriff Svend die Gelegenheit, zeigte ihm die Schreiben von den Sandörer Fischern und trug ihm die Sache vor, wie sie sich ihm darstellte.

Der Prinz hörte mit erstauntem Wohlwollen zu, hob auch die Augenbrauen über den müden Augen, wie es seine Gewohnheit war, wenn er sich für etwas interessierte, sagte »ja« und »vollkommen richtig« und »da muß etwas geschehen«. »Kommen Sie nur wieder darauf zurück, mein lieber Byge.«

Als er zwei Minuten später nach seinem Zylinder griff und Svend aufforderte, ihn zu begleiten, war das Ganze vergessen.

Er erkundigte sich nach Ellen. Sei ihr gestern begegnet. Ein Kompliment für ihr scharmanten Aussehen. Ob sie und Svend nicht heute abend ins Theater gingen, um den Kammersänger in seiner neuen Rolle zu hören. Wie der Departementschef sich befände, kürzlich sei er erkältet gewesen.

33. KAPITEL

Die Saison hatte jetzt ernstlich begonnen. Welche Blätter schwirrten durch die Luft, und die Leute froren in ihren Sommerkleidern. Sonnenverbrannte Gesichter blaßten ab, Augen wurden herbstlich klar und kalt. Junge Mädchen vertrauten sich ihre Sommererlebnisse an und sträubten sich gegen den Herbst, bis sie es mit einem Seufzer aufgaben, sich entschlossen über ihre Herbsttoilette hermachten und an Gesellschaften und Theater dachten.

Der Kammersänger hatte seine großen Tage mit vollbesetzten Häusern. So hatte er noch nie gesungen. Die Begeisterung im Publikum warf ihren Reflex auf die andere Seite der Rampe und füllte seine Augen mit Glanz und Glück und Sieg. Einige widerstandslose Mädchenherzen bebten dabei wie ein Vöglein in einer weichen Hand. Man flüsterte von diesem und jenem, das dabei gebrochen sei. Die meisten aber gingen heil daraus hervor. Sein Bild hing ja in allen Fenstern und konnte für ein Geringes gekauft werden. Das war immerhin etwas.

Reichstag wurde einberufen und zwischen Männern hieß es allgemein: Wie wird es gehen? – Was wird sich ereignen?

Svend, der sich längere Zeit vollkommen der Politik verschlossen hatte, war durch den Verkehr mit seinem Schwiegervater wieder dafür interessiert worden. Besonders jetzt, wo es von Gerüchten und Mutmaßungen wie in einem Bienenkorb summte.

Er, der in seinen Studentenjahren mit fortgerissen worden war und zu der Fahne der Jungen und der Linken geschworen hatte, er kehrte jetzt zu den Anschauungen der Rechten zurück. Er sah deutlich, ohne daß Kruse ihn darauf aufmerksam zu machen brauchte, die gerade Linie, die die alte Freiheitspolitik – Onkel Kaspers Politik – mit der Rechten verband. Es war ja ihr Erb und Eigen. Svend war ein Byge und war stolz darauf; und er konnte, trotz ernsthafter Selbstprüfung, nicht einsehen, daß die Männer, die jetzt ans Ruder wollten, annähernd dieselbe Garantie für des Landes Wohl boten, wie die Erben der alten Freiheitspolitik.

Der alte Brynch kam in Jerseys Kontor gestürzt und ließ die Tür sperrangelweit hinter sich offen stehen. Sein weißes Haar flog ihm im Zugwind um die Ohren.

Er zerzauste sich den Bart mit der einen Hand und zerknitterte die Zeitung mit der anderen, während er

vor sich hinstarrte, ohne etwas zu sehen – wie es seine Gewohnheit war, wenn sein eifriger Sinn ganz von etwas gepackt wurde.

»Wo ist Jersey? – Jersey!« kreischte er und lief durchs Zimmer.

Jersey stand neben ihm. Er war so an den »Berserkergang« des Alten, wie er es nannte, gewöhnt, daß er dadurch nicht im geringsten gerührt wurde.

»Hier bin ich. Was ist denn los?« fragte er verdrießlich.

»Haben Sie so was schon erlebt? Ich frage Sie auf Ehre und Gewissen, haben Sie so was schon –? – So'n – so'n Bauernlümmel –«

»Wer denn? – Wer denn? – Ich habe heute noch keine Zeitung gelesen.«

Der Alte durchsuchte die Zeitung, zerknitterte sie aber gleichzeitig so hitzig, daß es ihm unmöglich war, das Betreffende zu finden. Schließlich gab er es auf.

»Haben Sie es nicht gelesen, frage ich?«

Jersey schüttelte den Kopf.

Brynych begann wieder, kam aber vor Aufregung ins Husten und schüttelte sich, bis er schließlich Luft bekam:

»Also stellen Sie sich vor, Jersey, steht dieser – wie heißt er noch – dieser Bauernlümmel, im Reichstag auf und wagt es, Seiner Majestät zu drohen!«

Jersey hatte ihm die Zeitung aus der Hand genommen, sich den Kneifer aufgesetzt und die Stelle gefunden. Sein graumeliertes Haar sträubte sich auf seiner hohen Stirn vor Interesse, während er las.

Brynych konnte sich nicht solange ruhig verhalten. Er mußte weiter.

Er riß die Tür zu v. Falks Kontor weit auf und steckte seinen aufgeregten Kopf zu dem soignierten Assessor hinein.

»Was sagen Sie, Herr Assessor?« v. Falk war der einzige, den Brynych in unwillkürlichem Respekt mit dem Titel anredete. »Ist es nicht entsetzlich, daß es so weit mit uns gekommen ist, was?«

»Ja, es ist entsetzlich!« antwortete v. Falk mit dem ernstesten Gesicht von der Welt, während sein ruhiger Blick Brynychs suchte – »ja, Sie haben vollkommen recht, Herr Departmentschef.«

Brynych atmete geräuschvoll, faßte v. Falk am Rockkragen und begann sich des weiteren über die Sache zu äußern.

Falk hörte anscheinend aufmerksam zu und nickte an den passenden Stellen.

Der Alte krächte so laut, daß Juhl vorsichtig die Tür zu seinem Kontor öffnete, um auch teilzunehmen.

Kaum wurde Brynych ein neues Gesicht gewahr, als er sich daraufstürzte, und auf Svend, der jetzt auch hinzutrat.

Er hatte sich inzwischen so weit beruhigt, daß er sich in Erinnerungen verlor.

Denn wo Brynch auch begann, es kam immer der Punkt, wo die alten Zeiten sich vordrängten.

Im selben Augenblick meldete der Diener, daß der Sekretär des Ministers in Brynchs Kontor warte.

»Was will er?« brummte Brynch, strich sich den Bart, glättete sein Haar und folgte dem Diener mißmutig.

34. KAPITEL

Als Brynch gegangen war, kam Jersey hinzu, und jetzt begann eine ruhige Erörterung des Geschehenen.

»Ich verstehe nicht,« sagte Jersey zu Juhl, indem er geflissentlich über v. Falk hinwegsprach, »weshalb die Herren im Reichstag jetzt wieder die große Trommel rühren, gerade jetzt —«

Er hielt inne mit einem vorsichtigen Blick auf v. Falk.

Juhl dachte bei sich, daß er den Prinzen ausforschen wolle.

»Sie können ja nichts Dümmeres tun, als den König zu provozieren. Es sieht aus, als ob irgend jemandem ein Bein gestellt werden sollte.«

»Hö, hö!« Galten kam angestolpert, »weshalb schicken sie sie nicht nach Hause?«

Niemand nahm Notiz von ihm.

Jetzt kam v. Falk in Schwung. Es amüsierte ihn immer, sich so zu stellen, als wisse er mehr als andere.

Damit konnte er sowohl Jersey wie Juhl ärgern, die ungerne einräumen wollten, daß v. Falk Zutritt zu Kreisen hatte, die ihnen verschlossen waren.

»Jersey hat recht,« sagte er mit seiner ruhigen Sicherheit, »es werden neue Dinge von großer Tragweite vorbereitet; die Führer aber wünschen natürlich im Grunde ihres Herzens, daß alles beim alten bliebe, damit sie ihrer Macht nicht beraubt werden oder sie mit anderen teilen müssen. Sie sollen sehen, meine Herren,« fügte er mit Nachdruck hinzu, während er seinen ruhigen Blick von Jersey zu Juhl und von Juhl zu Svend gleiten ließ, »ich prophezeie, daß wir in diesem Jahr ein reguläres Finanzgesetz bekommen.«

»Meinen Sie?« wandte Jersey mit einem spöttischen Lächeln ein, »und für welchen Preis?«

Falk ignorierte ihn:

»Ein reguläres Finanzgesetz!« wiederholte er. »Die neue Zeit ist im Anmarsch, meine Herren.«

»Die neue Zeit!« grunzte Galten empört und rückte v. Falk auf den Leib, als wolle er ihn mit seinen Gorillaarmen schlagen.

»Hö, hö! – Was meinen Sie mit der neuen Zeit?«

Jersey und Juhl wechselten wieder einen Blick. Das Dumme war ja, daß man nie recht wußte, wo v. Falk wurzelte. War es nur Humbug oder hatte er wirklich Gelegenheit, in die Karten zu gucken?

Sie wußten – Juhl hatte es entdeckt und es gleich an Jersey weitergehen lassen – daß v. Falk mit Welten

zusammenkam. Er hatte etwas von seinem Kapital in dem Steinbruch angelegt, der in der Gegend von Lindersbo lag. Und Welten – ja, Welten! – Wenn irgend jemand im Lande Bescheid wußte, so war er es. Wußte von Dingen, fast bevor sie geschehen waren. Darin lag ja seine Macht.

Es hatte sich kürzlich das Merkwürdige ereignet, daß der Geheimrat, dem man seit einer Reihe von Jahren in dem Organ der Linken scharf zugesetzt hatte, in einem Leitartikel desselben Blattes als der hervorragendste Mann des Landes gepriesen worden war. Vielleicht hatte die Zeitung pekuniäre Schwierigkeiten und mußte seine Bankhilfe in Anspruch nehmen; aber es *konnte* ja auch mehr bedeuten. Außer Jersey hatten sich viele andere über diese Schwenkung den Kopf zerbrochen.

Jersey machte einen Versuch.

»Sie denken an Welten?« sagte er scharf, als wolle er ohne Umschweife auf den Kern der Sache gehen.

Falk sah ihn fest an. Er verstand die Frage bis auf den Grund, hatte Juhl und Jersey schon seit langem durchschaut; und er genoß die Unsicherheit, die sich unter Jerseys überlegenem, etwas spöttischem Ton verbarg.

Falk liebte es, mit seinen Mitmenschen zu experimentieren.

Das Wort von der neuen Zeit hatte er aus der Luft gegriffen, um die Wirkung zu prüfen. Jetzt verfolgte er die eingeschlagene Richtung. Ohne Jerseys Blick loszulassen nickte er langsam und sagte mit Nachdruck:

»Ja, Welten! – Welten, meine Herren!«

Es ging wie ein Ruck durch Jersey. Er sah Juhl an, dessen Augen mit Neid und Bewunderung auf v. Falk ruhten.

Falk stand offenbar Welten näher, als sie bis jetzt geglaubt hatten. Dort war die Quelle seiner Überlegenheit. Falk aber war zu klug, um in eine Falle zu gehen. Wenn er so offen davon sprach, war also das, was in der Luft lag, schon so weit gediehen, daß Eingeweihte ein absolutes Schweigen nicht mehr für notwendig hielten.

Es war nicht ratsam, weiter zu gehen.

Jersey zuckte die Achseln und sah spöttisch aus. Dann drehte er sich auf den Hacken um und ging in sein Kontor.

»Was meinte er mit Welten?« fragte Svend, als er und Juhl wieder auf ihren Plätzen saßen und die Tür zu v. Falks Kontor geschlossen war.

»Versuchen Sie etwas darüber zu erfahren!« antwortete Juhl vertraulich. »Ihr Schwiegervater hat ja soviel mit dem Bankdirektor zu tun.«

Als Svend auf dem Heimwege begriffen war, sah er v. Falk ein Stück vor sich. Er beeilte sich ihn einzuholen.

»Was, Sie sind es?« sagte v. Falk liebenswürdig und schob seinen Arm unter Svends.

Sie sprachen von diesem und jenem. Als v. Falk selbst auf die Szene vom Vormittag zu sprechen kam und

sich über Brynch, »den lieben Alten«, amüsierte, fragte Svend:

»Was meinten Sie eigentlich mit Welten?«

Falk sah ihn neckend an.

»Weshalb möchten Sie das gern wissen?«

Svend errötete und hatte den Drang, sich zu verteidigen.

»Weil er einen Einfluß und eine Macht hat, aus denen ich nicht klug werden kann. Überall, wo es gilt, wird sein Name genannt, auch in Sachen, mit denen er anscheinend gar nichts zu tun hat.«

Falk betrachtete Svends eifriges Gesicht mit Ironie.

»Sie werden schon noch mal verstehen lernen,« sagte er, »daß es keine Sache gibt, an der ein hervorragender Bankdirektor nicht beteiligt ist. Übrigens will ich Ihnen gern verraten, was ich meinte. Nichts weiter, als Jersey eine Nuß zum Knacken zu geben.«

»Aber der Systemwechsel – die neue Zeit?«

Falk wurde ernst.

»Glauben Sie vielleicht, daß wir bis ans Ende der Welt von Brynchs und Kruses und anderen netten Leuten wie Sie und ich regiert werden? – Glauben Sie, daß die, die unten sind, sich das auf die Dauer gefallen lassen? Ein Wechsel ist eine vollkommen berechtigte Forderung. Ich muß sagen, ich freue mich geradezu darauf. Sie sollen sehen, es wird eine Wohltat sein, wenn diejenigen ans Ruder kommen, die sich auf die Dinge

selbst verstehen, anstatt auf die Wissenschaft der Dinge, auf Papiere, Dokumente und dergleichen, die nur widerspiegeln und nicht leben.«

Als sie in eine Allee einbogen, kam Ihnen ein Reiter entgegen. Ein eleganter junger Mann mit einer vollendet harmonischen Gestalt, der brillant zu Pferde saß. Sein Gesicht war geistvoll und strahlend heiter. Die einzelnen Züge verschwanden bei dem starken Eindruck einer schönen und heiteren Seele.

Falk grüßte.

Das Pferd machte einen nervösen Seitensprung, als habe der Reiter ihm die Sporen gegeben, um Gelegenheit zu haben, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Dann erwiderte er Falks Gruß mit einem großen Lächeln und einem lauten guten Tag.

»Wer war das?« fragte Svend und sah sich nach dem Reiter um.

»Kennen Sie den Kammersänger nicht?«

Falk blieb stehen und sah sich um, mit Schönheitsfreude in seinem großen Blick.

»Sehen Sie nur, wie frei er seinen Kopf trägt! – Er ist eine Augenweide.«

Svend mußte lachen.

»Sie sprechen wie ein verliebtes junges Mädchen.«

»Ich liebe ihn auch auf meine Weise, wie ich alles Schöne liebe. Ach, Gott, die jungen Mädchen! Da haben wir wieder mal das Unvermögen der Frau, die Art ihres eigenen Gefühls zu unterscheiden. Sehen Sie den

da – das ist ein Mann, der im Besitz von größeren Glücksfähigkeiten ist, als irgend jemand von uns. Ebenso wie seine Stimme schöner ist, will er auch, daß sein ganzer Körper und seine Seele es sein soll. Er will ein menschliches Glücksideal durch sich selbst verkörpern. Er will es, und es ist ihm geglückt. Er entzückt und bezaubert, weil er wie eines unserer unmittelbarsten Ideale lebendig unter uns wandelt und Glück für uns ausstrahlt. In ihm hat der allgemeine, der klassische Herzensseufzer nach der schönen Seele in dem schönen Körper Leben und Atem gefunden. Ich liebe nicht ihn, sondern das Ideal in ihm. Kennen Sie Platons Symposion? – So wie Sokrates Alkibiades liebte, so sind auch meine Gefühle ohne Begehr. Die Flauen dagegen, unsere allerliebsten Theatergänger, wissen selbst nicht, wovon sie eigentlich bezaubert werden; sie möchten am liebsten die Glücksblume mit nach Hause nehmen.«

Svend begleitete v. Falk nach Hause und speiste bei ihm zu Mittag.

Als er abends nach Hause ging, grübelte er darüber, wodurch dieser Mann soviel Anziehung auf ihn ausübte.

Vor allen Dingen dadurch, daß v. Falk aus einer Lebensanschauung heraus sprach, die ihm neu und interessant war. Dieser scharfe Zuschauerblick bei einem Mann, der doch mit beiden Füßen auf der Arena stand, fesselte Svend, dem es selbst so schwer fiel, sich zu der

Höhe der Dinge emporzuheben, von wo aus ihre Perspektive klar und scharf zu übersehen ist.

v. Falks ruhiger, fester Blick, der trotz seiner Ironie sowohl Kraft wie Wärme besaß, hielt Svend fest, aber forderte ihn gleichzeitig zum Widerstand heraus. Er rührte an etwas in seinem Ich, das er nicht gutwillig hergab. Er zwang ihn, sein Bestes zu geben.

Dazu kam, daß v. Falk das Ideal realisiert zu haben schien, nach dem Svend in seinen Studentenjahren gestrebt hatte: die über alle praktischen Rücksichten und Nahrungssorgen erhabene freie und persönliche Erkenntnis.

35. KAPITEL

Je mehr die Saison vorschritt, desto mehr ließ Ellen sich von ihren alten, gesellschaftlichen Verpflichtungen in Anspruch nehmen. Die Freundinnen legten Beschlag auf sie; und wenn Svend kam, um seine rechtmäßige Spaziertour zu fordern, so war sie entweder nicht zu Hause oder mitten in einem Besuch.

Svend haßte Besuche und erkundigte sich deshalb immer bei Fräulein Jensen, ob jemand da sei, bevor er hineinging.

Schließlich verlor er die Geduld und kam nur, wenn Ellen nach ihm schickte.

Ellen hatte den ganzen Vormittag Einkäufe gemacht. Jetzt ging sie auf dem Heimwege über die Hauptpromenade der Stadt. Da sah sie Kamma Ejstrup um eine Ecke biegen. Kamma Ejstrup war Ellens Schulfährtin. Ihr Vater war Oberst und hatte kein Vermögen. Sie war nicht hübsch, hatte aber einen guten Verstand, einen ausdrucksvollen Mund und ein schelmisches Lächeln, womit sie den, mit dem sie sprach, reizte. Sie hatte seit ihren Schultagen für Falk geschwärmt, und es war Ellens fester Entschluß, daß die beiden sich kriegen sollten.

Ellen winkte ihr mit dem Muff; Kamma aber sah es nicht. Sie mußte über die Straße laufen, um sie einzuholen.

Kamma wollte zum Konditor und Ellen schloß sich ihr bereitwilligst an.

Das Wetter war klar und kühl, der Himmel voll von ziehenden Herbstwolken, die an den Kanten ausgefahert waren. Die Menschen waren vergnügt. Es war ein Lächeln und Plaudern und Grüßen auf dem breiten Fußsteig vor dem Laden der Königlichen Porzellanfabrik.

Während Ellen mit den Händen in dem Muff ging und wie ein sorgloser Vogel zwitscherte, machte Kamma Bemerkungen über die Vorbeigehenden. Sie konnte mit dem ernstesten Gesicht die fürchterlichsten Dinge über Leute flüstern, die ihnen entgegenkamen, so

daß Ellen sich in die Lippe beißen und auf ihre Stiefelspitzen herabsehen mußte, um nicht loszuplatzen. Es nützte nicht, daß sie nachher schalt. Kamma konnte es nicht lassen.

Als sie über die Straße gingen, um in der fashionablen Konditorei einzukehren, kamen Magda Flindt, die junge Frau des Adjutanten, und Jenny Lindholm Arm in Arm von der entgegengesetzten Seite.

»Um Gottes willen!« sagte Ellen; aber es war schon zu spät um umzukehren.

»Wie nett, daß man sich mal trifft, liebe Ellen! Guten Tag, Fräulein Ejstrup!«

Dann gingen sie alle in schöner Gemeinschaft zum Konditor.

Dort saß Emmy, das einzige und verwöhnte Kind des reichen und angesehenen Justizrats Danielsen, am Fenster. Sie stützte das Kinn in die Hand und starrte auf die Straße.

»Da sitzt wahrhaftig Emmy!«

Magda Flindts Stimme war in der ganzen Konditorei zu hören.

»Wie komisch. Jetzt sind wir alle Fünf versammelt. Die ganze Kompanie.«

Emmy nickte und lächelte und versuchte neben sich Platz zu machen, aber es glückte ihr nicht. Eine der Kellnerinnen kam heran, nickte den Damen mit bescheidener Vertraulichkeit zu und rückte einen zweiten Tisch heran.

Ellen hatte gleich gesehen, daß etwas mit Emmy los sei; ihre Augen waren so verschleiert.

»Hast du Kopfschmerzen?« fragte sie teilnahmvoll.

Eine feine Röte stieg in Emmys elfenbeinfarbene Wange.

»Ja, ein wenig. Ich habe eine große Spaziertour in der starken Luft gemacht. Davon hab ich Kopfschmerzen bekommen.«

Ihre Augen aber sandten Ellen eine heimliche Botschaft, so daß sie gleich begriff, daß Emmy etwas auf dem Herzen hatte, was die anderen nicht wissen sollten.

Es wurde Schokolade getrunken und Kuchen gegessen. Es wurde von den Leuten, die draußen vorbeigingen, geklatscht. Es wurde von Schneiderinnen und Toiletteangelegenheiten gesprochen.

»Dort geht dein Verlobter, Ellen,« sagte Emmy, die ihren Blick beständig aus dem Fenster schweifen ließ.

Richtig. Da ging er, aufrecht und ernst, mit der Aktenmappe unterm Arm, neben v. Falk, dessen Lackstiefel in der Nachmittagssonne glänzten.

Sie waren in ein Gespräch vertieft.

»Gott!« rief Ellen ärgerlich aus, indem sie sich vorbeugte, »daß der dumme Junge nicht heraufsehen kann! Ich klopfe ans Fenster.«

»Himmel, das geht doch nicht!«

»Er ist viel zu vertieft!« sagte Kamma. Sie war auf alle eifersüchtig, denen v. Falk Interesse erwies, einerlei ob Mann oder Frau.

»Aber v. Falk ist ja auch wegen seiner bezaubernden Eigenschaften berühmt.«

Magda Flindt, die unglücklich verheiratet war und es immer verbergen mußte, war stets bereit, andere leiden zu lassen.

»Ich begreife dich nicht, Ellen! – Ich würde mich nicht so vernachlässigen lassen. Wenn ich an meine eigene Verlobungszeit denke – nie ging einer von uns allein oder mit anderen. Ich holte Fritz jeden Tag aus der Kaserne ab.«

»Das war vielleicht zu eurer Zeit Sitte!« sagte Ellen boshaft.

Trotzdem ärgerte sie sich und gelobte sich selbst, daß sie Svend ordentlich ins Gebet nehmen wollte. Er war wirklich in der letzten Zeit etwas zu sehr seine eigenen Wege gegangen.

Kurz darauf erhob Jenny sich. Sie mußte zum Essen nach Hause; der General, selbst präzise wie eine Generalstabsuhr, hielt streng auf Pünktlichkeit in seinem Hause.

Kamma schloß sich ihr an.

Kaum waren Jenny und Kamma gegangen, als Magda Flindt ihren Mann entdeckte, der auf dem gegenüberliegenden Fußsteig stehengeblieben war, um zu den Damen hinaufzugrüßen.

»Gott, da ist Fritz!«

Sie nickte und winkte, während Emmy den Kopf zu einem leichten Gruß beugte und hastig die Augen niederschlug.

Die Damen machten ihm Zeichen zu, daß er heraufkommen solle. Flindt aber zeigte seine Taschenuhr und zuckte bedauernd die Achseln.

»Dann gehe ich auch!« sagte Magda und winkte ihm, daß er warten solle.

»Adieu, Ellen! Adieu, Emmy, gute Besserung für deine Kopfschmerzen. Es war riesig nett, euch mal alle wiederzusehen. Nächste Woche wollen wir aber wirklich – nicht? – Adieu, adieu.«

Während Magda lärmend das Café verließ, wo aller Köpfe sich nach ihr umwandten, blickte Ellen verstohlen zu Emmy hinüber, die ihre rote Wange mit der Hand zu verbergen suchte.

Flindt blickte herauf, während er auf seine Frau wartete; Emmy aber wandte nicht ein einziges Mal den Kopf, bevor Magda neben ihm stand. Dann winkte sie mit der Hand, ebenso wie Ellen.

Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander und sahen dem Paar nach, das Arm in Arm – Flindt, der alle Welt kannte, unablässig grüßend – stattlich die Straße entlang ging.

Als sie sie nicht mehr sehen konnten, legte Ellen ihre Hand auf Emmys Arm und flüsterte:

»Also erzähle!«

Emmy nahm ihre Hand von der Wange und sah sie mit einem Blick an, der dunkel und schwer von heimlicher Freude war; im selben Augenblick aber zeigte sich ein schuldbeladenes Lächeln um ihre Mundwinkel; Ellen wußte sofort Bescheid.

»Du hast ein Stelldichein mit ihm gehabt!«

Emmy nickte.

»Was ist geschehen?«

Ellen konnte sich vor Spannung nicht ruhig auf ihrem Stuhl verhalten.

»Geschehen?« Emmy schloß die Augen und öffnete sie wieder ganz langsam.

»Ach, erzähl mir alles genau!« Sie rückte sich bequem zurecht und wartete, daß Emmy anfangen sollte.

»Ja, es war also gestern. Gerade gestern abend. Und ihn dann dort auf der Straße stehen und grüßen sehen, während man hier mit seiner Frau sitzt!«

Flindt hatte sie hundertmal gequält. Und das letztmal – es war auf Ellens Verlobungsgesellschaft gewesen –, da hatte sie ihm ein halbes Versprechen gegeben, weil er sie herausforderte, indem er dieser kleinen Landpomeranze, Svends Schwester, die Cour machte.

»Himmel, Emmy, was hattest du versprochen?«

Ellen packte sie in höchster Spannung am Arm. Emmy aber sah sie nicht an; bis über die Stirn errötend, schloß und öffnete sie die Augen ganz langsam wie vorhin. Dann sagte sie:

»Er wollte nämlich mit mir ganz allein essen – soupiere, verstehst du. Das tun so viele junge Damen der Aristokratie, sagte er. Komtesse Gramm und Premierlieutenant Lykkeskjold in der Garde zum Beispiel – das wußte er bestimmt. Es ist ja auch gar nichts dabei, wenn niemand es sieht. Man kommt in einem geschlossenen Wagen, der in das Portal des Hotels hineinfährt, und nennt nur die Nummer des Zimmers.«

»Ach, erzähle, erzähle!«

Ellen rückte ganz nah an sie heran.

Und Emmy erzählte und öffnete und schloß die Augen, und lächelte mit dem kleinen, schmerzlichen, schuldbeladenen Lächeln, das ihr so allerliebste stand.

»Ist etwas passiert?« fragte Ellen vorsichtig.

»Was fällt dir ein? Was sollte wohl passieren? – Also man ißt und trinkt und – ja, zu Anfang ist es etwas peinlich wegen des Kellners, denn was mag der von einem denken – aber du kannst dir nicht vorstellen, wie diskret er ist. Ich versichere dir, es war, als ob er mit geschlossenen Augen servierte – ein vollkommener Automat, sage ich dir. Aber es gab auch gar nichts zu sehen. Du kennst doch uns beide – ein Mann wie Flindt – nicht, Ellen?«

»Ja, natürlich!« Ellen lächelte verborgen: »Was bekam ihr zu essen?«

»Was wir bekamen? – Ja, was war es doch noch – Hummer bekamen wir auch – und einen Braten natürlich – ich glaube, es war – ich hab wirklich nicht so genau darauf geachtet.«

Das konnte Ellen nur zu gut begreifen.

»Was hattest du an?«

»Ich war natürlich in Toilette – mein graues Ausgeschnittenes, weißt du wohl – und er war natürlich in Zivil – er kam übrigens von der Tafel beim Prinzen.«

»Vom Prinzen?«

Ellen wurde nachdenklich und rutschte auf ihrem Stuhl hin und her, während Emmy sie mit halbgeschlossenen Augen betrachtete und flüsterte:

»Ich hab eine Bestellung an dich.«

»Für mich?«

Ellen versuchte unschuldig auszusehen, wurde aber ganz rot.

»Nachher!« beeilte sie sich zu sagen, »erzähl erst von dir selbst.«

Emmy ergriff plötzlich ihre seine Hand, die nervös mit der Serviette spielte. Sie preßte sie heftig und flüsterte:

»Ellen – es war der schönste Abend meines Lebens!

Sie schloß wieder die Augen und lehnte sich einen Augenblick zurück. Die Freundin aber ließ ihr keine Ruhe.

»Hat er dich geküßt?« fragte sie sanft und legte einschmeichelnd, wie bittend, ihre Hand auf Emmys.

Sie antwortete nicht; aber das kleine schmerzliche Lächeln breitete sich ganz über ihren hübschen Mund, während die Augenlider mit einem bekräftigenden Nicken herabglitten.

Ellen küßte ihre Wange.

»Wie bist du glücklich, Emmy!« sagte sie sanft und dachte an ein rotes Plüschsofa in einem sonnigen Saal im Louvre.

Zwischen ihr und Svend war es so leer geworden, seit sie aus dem Auslande zurückgekommen waren.

Bevor sie sich trennten, hatte Ellen alle Details erfahren, soweit Emmy sich ihrer klar erinnern konnte.

»Was nun?« fragte Ellen, als sie Arm in Arm über die Straße gingen.

Emmy richtete sich auf.

»Was nun?« sagte sie. »Ein herrlicher Abend! Eine schöne Erinnerung! Nichts weiter!«

Ellen blickte sie mißtrauisch an.

Dann fügte Emmy mit einem großen Lächeln hinzu:

»Vielleicht geben wir noch eine Dakapo-Nummer. Aber weiter nichts.«

Als Ellen dicht vor ihrem Hause war, konnte sie die Frage nicht länger aufschieben, die ihr den ganzen Weg auf den Lippen gebrannt hatte.

»Mich dünkt, du sagtest etwas von einer Bestellung an mich?« kam es ganz harmlos.

Emmy sah sie schelmisch an.

»Kannst du es nicht erraten?«

Ellen schüttelte lächelnd den Kopf.

»Einen Gruß von einer sehr hochstehenden Person.«

»Einen Gruß? – Dann muß er ja gewußt haben, daß du und Flindt –«

»Gott, nein – er hat es Flindt anvertraut, damit er es gelegentlich an dich weiter gelangen lassen sollte. Aber Flindt hat es selbst nicht gewagt. Darum hat er mich gebeten.«

»Was hast du gesagt?«

»Ich hab gesagt, daß ich nichts dagegen hätte, jemandem eine Bestellung zu überbringen, den ich so gut kannte und so lieb hätte wie dich.«

Ellen schwieg eine Weile. Sie wollte über die Antwort nachdenken, bevor Emmy die Frage stellte.

»Du solltest mir nur sagen, ob du wolltest, und dann solltest du selbst einen Abend bestimmen. Flindt würde dann das übrige ordnen.«

»Was will er ordnen?«

Ellen atmete hastig und sah mit klopfendem Herzen geradeaus.

»Gott, Ellen! – weshalb muß es so plump sein. Der Prinz will also gern einen Abend mit dir zusammen soupieren, wenn du es denn durchaus mit Eßlöffeln eingegeben haben willst.«

»Das muß ich sagen –!«

Ellen machte sich in einen, kleinen nervösen Gelächter Luft.

»Eben ist er zu meiner Verlobungsgesellschaft gewesen!«

»Gott, es schadet dir ja nichts. Niemand erfährt etwas davon. Und du kannst dir doch denken, daß nichts geschieht, was du nicht selbst willst.«

»Na, aber dir?« sagte Ellen und sah sie neckisch an.

»Ich bin ja nicht verlobt!« lachte Emmy.

»Und ich *wollte* selbst!« fügte sie übermütig hinzu, indem sie Ellen ihre Hand zum Abschied entgegenstreckte.

»Überleg es dir!«

»Es ist natürlich eine außerordentlich große Ehre!« sagte Ellen und knixte ironisch.

Während sie die Treppen hinaufstieg, hatte sie Herzklopfen. Sie war tüchtig böse auf Svend, daß er sie so vernachlässigte. Eigentlich verdiente er es nicht besser. Noch heute wollte sie ihm schreiben.

36. KAPITEL

An der Dämmerung kam Svend von selbst.

Kamma war mit ihm und v. Falk zusammengetroffen und hatte von Ellen berichtet. Svend war dann umgekehrt, um sie beim Konditor abzuholen, aber sie war schon fort gewesen.

Er hatte die sichere Empfindung, daß Ellen böse auf ihn sei; er selbst hatte auch kein gutes Gewissen, weil er sich so schnell von ihren Besuchen hatte vertreiben lassen.

Um sie zu erfreuen und zu versöhnen, verschaffte er sich Billette für das Königliche Theater für den Abend. Die Oper Faust wurde gegeben, mit dem Kammersänger in der Titelrolle.

Ellen wurde froh, als sie seine Stimme im Entree hörte; aber sie verbarg es, weil sie sich vorgenommen hatte, ihn zu strafen.

Sie ging ihm feierlich entgegen und sah streng aus.

»Nun, Herr Byge,« sagte sie spitz, »beehren Sie uns endlich einmal mit Ihrem Besuch?«

»Nun, gnädiges Fräulein,« antwortete Svend ebenso, »tun Sie uns endlich mal die Ehre an, uns allein zu empfangen?«

Sie sahen sich eine Weile an. Dann konnte Ellen ein Lächeln nicht unterdrücken. Ärgerlich auf sich selbst, versuchte sie das Lächeln zu verleugnen, Svend aber hatte es gesehen und legte sanft den Arm um ihre Taille.

Sie entwand sich ihm, so daß Svends Kuß nur eben ihre Wange streifte.

Dann stellte sie sich ihm gegenüber.

»Darf ich fragen, was es bedeuten soll, daß du dich nie mehr blicken läßt?« fragte sie, aber ihr Ton war bereits milder.

»Ich wollte dich fragen, ob du heute abend mit in das Königliche Theater gehen willst. Es wird Faust gegeben. Aber du hast vielleicht keine Lust?«

»Ich weiß nicht recht, ob ich Lust habe.«

Svend steckte die Billette in die Tasche und sagte nichts.

Ellen trat von einem Fuß auf den anderen. Dann schlang sie die Arme um seinen Hals, legte den Oberkörper zurück und sagte gereizt: »Küß mich doch, du dummer Junge!«

Es wurde ein langer Kuß. Erst als sie ein Geräusch im Nebenzimmer hörten, ließen sie sich los.

Jetzt bekam Ellen es eilig. Sie hatte kaum eine halbe Stunde, um sich fertig zu machen. Svend ging solange zu Kruse hinein.

Während sie ihr Haar vor dem Toilettenspiegel ordnete, dachte sie an das, was Emmy ihr gesagt hatte; aber sie hatte kein Herzklopfen mehr.

Sie lachte triumphierend beim Gedanken an die Bestellung des Prinzen. Obgleich sie nach einem Erlebnis wie Emmys brannte, fiel es ihr natürlich nicht einen Augenblick ein, der Aufforderung des Prinzen nachzukommen.

Sie dachte einen Augenblick daran, Svend ein heimliches Souper vorzuschlagen; aber sie war sich gleich klar darüber, daß das gar nicht amüsant sein würde. Das Spannende, das Reizvolle lag ja gerade in dem Verbotenen, dem Geheimnisvollen, daß man ganz allein mit einem fremden Mann war – gleichsam außerhalb der Gesellschaft – ohne daß man das geringste

dabei riskierte. Dieses Kitzelnde, daß man die fürchterlichsten Dummheiten begehen *konnte*, wenn man *wollte*, ohne daß ein Mensch etwas davon ahnte. Und ihn dann nachher in Gesellschaften und auf der Straße zu treffen und ganz harmlos zu tun.

Wenn sie wenigstens heimlich mit Svend verlobt wäre, so hätte es angehen können.

Sie hielt einen Augenblick inne und überlegte.

Nein. Er würde sich doch nicht dazu eignen. Sie wußte nicht recht, woran es lag. Aber es war dasselbe wie damals in Paris, als sie ihm vorgeschlagen hatte, mit ihr in ein Nachtcafé im *Quartier latin* zu gehen, als er gleich von ihrem Papa gesprochen hatte.

Svend hatte nichts Aufreizendes. Er war zu recht-schaffen.

Sie stellte sich die verschleierten Augen des Prinzen vor. Allein die Art, wie er die Brauen hob, wenn er von etwas gefesselt wurde. Das verborgene Lächeln unterm Bart.

Ja, er paßte für ein heimliches *Souper en deux*.

Sie war stolz auf die Eroberung, die sie gemacht hatte. Sie fühlte sich geschmeichelt über diese Aufforderung von einem so verwöhnten Frauenkenner, und war übermütig, weil sie selbst kein bißchen angegriffen, nur ein wenig interessiert war.

Wie war es himmlisch, Macht über jemanden zu haben, ohne selbst gefesselt zu sein!

Als sie in der Droschke saßen, drückte sie sich in ihrem neuen Siegesgefühl an Svend und reichte ihm glückstrahlend ihren Mund.

Es wurde wieder ein langer Kuß – so lang, daß Ellen sich plötzlich losriß und sich ängstlich zitternd in eine Ecke drückte, während Svend mit glühendem Kopf und klopfendem Herzen flehend wieder und wieder ihren Namen flüsterte.

Aus ihrer dunklen Ecke heraus lugte sie nach seinem funkelnden Blick und dachte bei sich, ob sie ihn nicht doch vielleicht zu einem heimlichen Souper auffordern sollte.

Sie kamen spät. Es hatte schon geläutet. Ellen hatte kaum Zeit, ihr Haar vor dem Spiegel zu ordnen.

»Sehen Sie die da!« flüsterte ein befrackter Herr einem anderen zu, indem sie hinter ihr vorbeigingen. Sie wußten nicht, daß Svend zu ihr gehörte.

Ellen sah am besten in Gesellschaftstoilette aus. Das seidenfeine Haar wie eine lichte Wolke über der klaren Stirn; die sanften, blauen Augen und die zart rosigen, diskret gepuderten Wangen, der gespitzte, lächelnde Mund; der Nacken mit seinem reinen Bogen; der blendende Hals und der Puls, der unter dem engen Rubinband mit seinem einschmeichelnden Ein und Aus lockte.

Svend war stolz auf sie.

Im Parkett leuchtete es munter von weißen Handschuhen, entblößten Schultern und hellen Seidenblusen, von Glatzen und feierlichen, weißen Vorhemden.

Die Damen waren damit beschäftigt, ihre Handschuhe zu knöpfen, während die Herren ihre Operngläser auf den Balkon richteten.

Die Instrumente schwatzten und plauderten in allen Tonarten wie Kinder vor der Schulstunde. Ein Cello klagte mit einer dünnen Kinderstimme zwischen den gebieterischen Violinen.

Der Kapellmeister ging an seinen Platz und grüßte die Musiker, die in seiner nächsten Nähe saßen.

Dann erklang das Signal von der Bühne. Der Dirigent schlug mit dem Taktstock auf. Die Ouvertüre begann.

Ellen, die nicht sonderlich musikalisch war – sie hörte erst zu, wenn gesungen wurde –, sah sich im Halbdunkel des Raumes nach Bekannten um.

Plötzlich fiel ein Lichtschein aus der Königlichen Loge über das Parkett.

Der König und der Kronprinz kamen herein und nahmen in der ersten Reihe Platz. Hinter ihnen wurde Prinz Adolphs hohe Gestalt sichtbar.

Er blieb eine Weile stehen und blickte über das Parkett, bevor er sich setzte.

Ellens Herz klopfte. Sie dachte an Emmys Bestellung und blickte verstohlen hinauf.

Im selben Augenblick setzte er das Opernglas an die Augen, die runden Gläser waren gerade auf sie gerichtet. Sie merkte sie trotz der Entfernung auf ihrem Hals und schlug die Augen nieder.

Kein Zweifel, er hatte sie erkannt.

Svend flüsterte: »Der Prinz!«

Ellen richtete sich auf und heftete den Blick geradeaus, so daß er sie im Profil zu sehen bekam; das war ihre starke Seite, wie sie wohl wußte. Nicht ein einziges Mal wandte sie den Kopf, bevor der Vorhang aufging.

Erst als Mephisto in der Zelle auftauchte und das Interesse des Publikums sich erwärmte, erst da versuchte sie einen vorsichtigen Blick nach oben.

Sein Auge fand sie sofort. Bevor sie noch Zeit hatte, fortzusehen, grüßte er langsam und diskret.

Ellen fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Sie hatte die deutliche Empfindung, als läge eine Frage in seinem Blick.

Sie beugte den Kopf zum Gegengruß; im selben Augenblick aber fürchtete sie, daß er es für eine Antwort und für ein Ja halten könnte. Deshalb tat sie, als ob sie das Programm verloren habe, und bückte sich, um es aufzuheben.

»Hat er gegrüßt?« fragte Svend.

»Ich glaube kaum!« sagte Ellen und blickte gespannt auf die Bühne, wo Faust gerade im Begriff war, den Becher zu leeren.

Als der Kammersänger einen Augenblick danach in strahlendem Jugendglanz auftauchte, wobei er seine schöne Gestalt in dunkelblauem Sammet, mit wehen- dem Federbarett und strammen, weißen Trikots zeigte, richteten alle Damen ihre Operngläser auf ihn.

Ja, so sah er in ihren Träumen aus – der Glücksritter, der durch das lächelnde Leben vorwärtsstürmt und alle Frauen zu seinen Füßen zwingt.

Als er in der Marktplatz-Szene Margarete auf ihrem Kirchgang entgegentritt und sich vor ihr verneigt, wäh- rend die erwachende Liebe ihm durch alle Glieder zit- tert, gab es nicht viele Mädchenherzen, die nicht Zeit und Stunde vergaßen und sich einen Augenblick an Margaretens Stelle träumten.

Es war nicht nur der zitternde Wohlklang der Stim- me, der über die kleine und graue Wirklichkeit Kopen- hagens hinaus in das lichte Himmelreich der Liebe hin- eintrug, es war die starke Jugend der Gestalt, die edle Haltung des Kopfes, die schönen Hände, die Gefühle wie aus unsichtbarem Leben zu formen verstanden.

Ellen stand wie alle anderen unter der Verzaube- rung. Wenn der Kammersänger seine Liebe heraus- sang, schwangen auch in ihr die Saiten mit. Sie vergaß den Prinzen und Svend, der mit blitzenden Augen ne- ben ihr saß und den Traum in seinem Herzen aufnahm.

Als die Mondscheinszene vorbei war und Faust un- term Fenster Margarete in seinen Armen herzte, wäh- rend Mephisto in der Gartenpforte stand und grinste

und der Vorhang gefallen war – als Ellen sich ihre Hände müde geklatscht und mit den anderen zur Wirklichkeit erwacht war, da war es leer auf dem Platz des Prinzen. Er und der Kronprinz waren gegangen.

Das Stück war vorbei.

Ellen und Svend gingen über den Königsneumarkt, um in einem Restaurant zu Abend zu essen.

Es war herrliches Oktoberwetter mit einem hohen, funkelnden Sternenhimmel und einem scharf gezeichneten Halbmond.

Die Luft war so leicht und erhebend, daß Ellen in einer plötzlichen Freudeaufwallung Svends Arm ergriff und sagte:

»Du, ich hab keine Lust, in ein langweiliges Restaurant zu gehen. Wir wollen irgendwohin, wo es amüsant ist.«

»Wohin?

»Schlag etwas vor.«

Im selben Augenblick fuhr eine Droschke voll vernügter junger Leute vorbei, deren Zigarrenglut auf warme, satte Gesichter fiel. Sie lachten laut über eine lustige Geschichte, und einer von ihnen nannte den Namen der Varietésängerin Rigmor Jensen.

»Ach, Rigmor Jensen!« Ellen griff es mit Begeisterung auf und drängte sich an Svends Arm. »Laß uns dorthin gehen!«

»Das geht nicht an!« sagte Svend und dachte an die gewagten Lieder der berühmten Dame.

»Emmy und Kamma sind auch dagewesen. Warum soll ich immer die Tugendhafte sein. Ich will sie sehen.«

Ihre Lust steckte ihn an. Er schlug ein und im nächsten Augenblick saßen sie in einer Droschke.

Ellen war selig. Bald funkelten ihre lebenslustigen Augen in dem vorbeihuschenden Licht einer Straßelaterne, bald verloren sie sich in der Dunkelheit. Es war etwas festlich Aufreizendes in diesem Aufleuchten und Verlöschen.

Svend ergriff ihre Hände und drückte sie leidenschaftlich gegen seine Brust. Sie erwiderte seinen Druck und betrachtete ihn mit warmen Blicken. Svend legte seinen Arm um sie und zog sie in die Dunkelheit des Sitzes zurück. Sie drückte sich hastig an ihn und reichte ihm ihren Mund. Zum drittenmal trafen ihre Lippen sich in einem langen Kuß. Sie machte sich atemlos frei: »Du erstickst mich ja, Svend!« flüsterte sie.

Ihre weißen Zähne lachten ihm hinter den geöffneten roten Lippen entgegen. Sein Arm ließ sie nicht los. Kaum war sie wieder zu Atem gekommen, als er von neuem ihren Mund suchte. Sie ließ es geschehen; einen Augenblick danach riß sie sich plötzlich los, zog sich scheu in die dunkle Ecke zurück und sah ihn neugierig an.

»Ellen!« flüsterte er und versuchte sie wieder an sich zu ziehen.

»Aber Svend!« sagte sie und stieß ihn zurück.

Er saß erhitzt und enttäuscht da und blickte aus dem Fenster.

»Ellen!« platzte er heraus. »Es ist nicht mehr zum Aushalten.«

Sie verstand sehr gut, was er meinte. Aber sie wollte es nicht eingestehen.

»Was?« fragte sie fromm und befreite ihr Kleid von seinem Knie.

Er wandte sich ihr hastig zu, nahm ihre Hand und küßte sie.

»Verstehst du mich wirklich nicht?« fragte er so zärtlich, daß sie Mitleid mit ihm bekam.

Statt einer Antwort beugte sie sich vor und küßte ihn auf die Wange.

Im selben Augenblick tauchte die erste Laterne des Varietés auf. Sie richtete sich auf, glättete ihren Anzug und sagte:

»Wir machen nun ja bald Hochzeit.«

Dann hielt der Wagen vor dem hellerleuchteten Portal.

37. KAPITEL

Sie nahmen Logenplätze.

Ellen war noch nie in einem Variété gewesen.

Als sie in das stark erleuchtete Lokal hineinkamen, wo der Tabakrauch wie ein Nebel um den Kronleuchter und die Logenkandelaber lag, wurde ihr Blick gleich von dem paillettenschimmernden Kostüm einer ausländischen Soubrette gefangen. Aus dem reichen, schwarzen Haar blitzte jedesmal, wenn sie im Takt zu der Musik mit kokett hochgehobenem Kleid ihr Bein zeigte, ein Diamantdiadem auf.

Nachdem sie sich Butterbrote bestellt hatten, gab es eine Pause von zehn Minuten.

Ringsumher im Saal erhob sich ein lautes Gerede. Eine Gesellschaft von jungen, halb angetrunkenen Schweden in einer Loge zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Sie stießen miteinander an und hielten Reden. Ein Kontrolleur kam hinzu und bat um Ruhe. Einer der jungen Leute faßte ihn am Rockkragen, ein anderer bot ihm ein Glas Wein an. Ein Dritter, der weniger betrunken war, beschwichtigte die Kameraden.

Ellen saß mit großen Augen da, die Hände im Schoß, und nahm all dies Neue in sich auf.

So also waren die jungen Herren, wenn sie sich auf eigene Kosten amüsierten.

Unten im Parkett erkannte sie mehrere aus ihrem eigenen Kreis.

Ellen zog sich zurück. Sie wollte hier doch nicht gern gesehen werden.

Der Saal war nicht gefüllt gewesen, als sie kamen; bevor die Musik aber wieder begann, war jeder Platz besetzt.

Denn jetzt kam Rigmor Jensen.

Die Musiker waren an ihren Plätzen. Es klingelte auf der Bühne. Aller Augen sahen über den Kopf des Dirigenten hinweg. Ein Augenblick atemlosen Schweigens. Dann stand sie da.

Ein großes, gutmütig lächelndes Gesicht unter einer Flut von gelbem Haar. Ein Ungeheuer von einem Hut, eine Fanfare von einem Hut, ein Füllhorn von Rosen, das sich im nächsten Augenblick über den langen, hellblauen Seidenmantel, der von ihren Schultern herabhängt, entleeren zu wollen schien.

Der Beifall brach los. Die Herren im Parkett erhoben sich und riefen. Blumen regneten auf sie herab. Sie lächelte und nickte, als gehöre jeder einzelne dieser lärmenden Bewunderer zu ihren allerintimsten Freunden.

Ellen reckte sich über den Logenrand und verschlang sie mit den Augen.

So sah sie also aus, diese Halbdame, von der so viele Geschichten erzählt wurden. War das alles? Ellen rümpfte geringschätzig die Nase.

Ohne sich selbst zu rechnen, kannte sie viele wirkliche Damen, die wahrhaftig viel hübscher und reizvoller waren als dieses ordinäre, runde Gesicht mit den

gutmütig lüsternen Augen und dem plebejischen Lächeln.

Und das Kostüm.

Rigmor Jensen begann zu singen. Mit einer kleinen, einschmeichelnden Stimme rezitierte sie zu einer bekannten Melodie.

Und dann –

Dann schlug sie plötzlich ihren Mantel auseinander. Ellen stockte beinah der Atem.

Dort stand sie und offenbarte sich, wie der Herrgott sie geschaffen hatte.

Eine solche Nacktheit hatte Ellen nie auf einer Bühne für möglich gehalten.

Sie wurde ganz rot und bekam Herzklopfen.

Sie hatte natürlich Trikot an, hell und rosig wie die Haut; aber an diesem Trikot war etwas, das sie fast noch nackter machte, als wenn sie überhaupt nichts angehabt hätte.

Bei dem Jubel, der sie mit dem Orchester um die Wette umbrauste, verstand Ellen, was Rigmor Jensens Erfolg ausmachte.

Gegen ihren Willen wurde sie mitgerissen. Sie vergaß, sich im Namen ihres Geschlechtes zu empören. Fast hätte sie diese Frau beneidet, die von so vielen jubelnden Stimmen getragen wurde und lächelnd und sorglos nickte, als sei ihr Leben lauter Glück und Sonnenschein.

»Sieh!« sagte Svend im selben Augenblick und faßte ihren Arm.

»Wo —«

»Dort — in der Fremdenloge hinter der roten Gardine.«

Ellen sah es.

Es waren ein Paar weiße Hände, die mit den anderen zusammen applaudierten. Zwei lange, weiße Hände, die hinter der Gardine zum Vorschein kamen. Ein Kopf streckte sich vor und bevor er sich decken konnte, hatte Ellen gesehen, daß es der Prinz war.

Jetzt meinte sie auch Premierlieutenant Flindts flotten Schnurrbart weiter hinten in der Loge zu unterscheiden.

Deshalb also hatte der Prinz das Theater so zeitig verlassen.

Ellen richtete sich höher auf. Sie war plötzlich verstimmt.

»Daß er an so was Geschmack findet!« sagte sie gereizt zu Svend.

Ja, solche Art Frauen! dachte sie bei sich und wollte sich selbst nicht eingestehen, daß sie sie beneidete.

Mit ihr konnte eine anständige Dame natürlich nicht konkurrieren. Was so eine bieten konnte!

Sie konnte es dennoch nicht unterlassen zu vergleichen.

Es mußten die Beine sein! – denn sonst – War solch starker Busen wirklich so schön? – Und diese plumpen Schultern!

Ja, wenn *das* der Geschmack des Prinzen war! Denn sonst – sie kannte eine Nackenlinie – eine Schulterpartie, wie das Frauzimmer da unten sie sich wünschen konnte.

Das *konnte* unmöglich sein Geschmack sein, er, der an Liebreiz und Vornehmheit gewöhnt war.

Damals – auf der Gesellschaft – wie hatten seine Augen ihren Hals geliebkost!

Aber es waren natürlich die Beine – und die Nacktheit – das freche Wesen!

Pfui – solche Art Weiber!

Aber was das anbetraf, einen Mann wie den Prinzen zu fesseln, sein Begehren zu entfachen – bis dahin und nicht weiter – Ellen warf den Kopf in den Nacken und lächelte selbstbewußt . . . was *das* anbetraf, so meinte sie hinter niemandem zurückstehen zu müssen.

Wenn man sicher sein könnte, daß er sich damit begnügen würde – und was konnte er sonst wohl von Departementschef Kruses offiziell verlobter Tochter erwarten? Ja, wenn – dann würde sie sich nicht fürchten, mit ihm zu soupieren.

Von der aufregenden Musik erhitzt, von dem Leben, das sich hier entfaltete, geblendet, gespannt auf die heimliche, verbotene Freude, die das strahlende Weib dort unten allen mit ihrer kleinen, frommen Stimme

verriet und die in dem Jubel der Männer, die so gut Bescheid wußten und soviel zu erinnern hatten, ein Echo fand – ging sie in Gedanken noch einmal das durch, was Emmy erzählt hatte. Mit heißem Kopf sah sie ihre glücklichen Augen, ihr schuldbewußtes Lächeln vor sich; und sie sehnte sich danach, ihre innersten Gedanken mit einem ähnlichen Erlebnis zu füllen, das niemand kannte und das zu nichts verpflichtete.

Sie sah von der Seite zu Svends kräftigem, ehrlichem Profil auf und schämte sich ein wenig über ihre Gedanken.

Er war lieb; aber mit ihm war es etwas ganz anderes. Es war ja nur der gebahnte Weg, den man mit den Freundinnen von jeher besprochen hatte. Einmal mußte man sich ja verloben – und heiraten. Aber das andere – das mit dem Prinzen – das hatte man für sich – daran konnte man sich in heimlichen Augenblicken erfreuen.

Wieder saßen sie nebeneinander in der Droschke.

Mit einem Seufzer gab sie den Gedanken an das heimliche Souper auf; aber stärker als je klopfte es in ihrem Blut vor Verlangen nach etwas Neuem und Verbotenem. Da schlang sie plötzlich ihre Arme um Svends Hals und überschüttete ihn mit kleinen hitzigen Küssen.

Seine Backen begannen zu glühen. Er preßte ihre Brust gegen seine und gab ihr die Küsse zurück auf

Mund, Augen und Hals. Als aber seine brennenden Hände über ihre Taille zu tasten begannen, stieg die Angst wieder in ihr auf.

Bebend schob sie seine Hände fort.

»Nein!« flüsterte sie und warf sich heute zum drittenmal zitternd in die Wagenecke zurück.

»Ellen!« Sein heißer Atem brannte ihren Hals, »ich kann es nicht mehr aushalten.«

Ellen schob ihn hastig von sich, richtete sich auf und glättete ihren Anzug.

»Nimm dich doch in acht!« sagte sie, »wir sind ja zu Hause.«

Der Wagen hielt. Er nahm seinen Hut auf, der herabgeglitten war, schluckte mit Anstrengung seine Aufregung herunter und sagte nichts mehr.

Dann stiegen sie aus.

»Gute Nacht und vielen Dank!« sagte Ellen und reichte ihm die Hand. Dann ging sie schnell ins Haus.

Svend wartete unten, bis er die Etagentür ins Schloß fallen hörte. Dann ging er mit einem Seufzer allein nach Hause.

Nachdem er eine Weile gegangen war, kam eine der Damen der Straße geradeswegs auf ihn zu.

»Guten Abend!« sagte sie und blieb vor ihm stehen.

Zwei aufmerksame Augen blickten ihn aus einem weißen Gesicht mit weichen, runden Wangen an. Zwei rote Lippen öffneten sich zu einem starken und unkeuschen Lächeln über weißen Zähnen, die Ellens glichen.

Ein süßer Duft von Patschuli schlug ihm aufreizend entgegen.

Einen Augenblick schwindelte es ihm. Dann stieg ihm das Blut heftig zu Kopfe, während es sich wie ein Nebel vor seine Augen legte.

»Komm!« lachte er mit halberstickter Stimme, schob seinen Arm unter den ihren, wirbelte sie herum und stürzte sich kopfüber in eine atemlose Unterhaltung, während sie durch eine halbdunkle Seitenstraße eilten.

38. KAPITEL

Es verging eine Woche, ohne daß Ellen etwas von Svend sah oder hörte.

Da eines Nachmittags in der Dämmerstunde, als sie am Fenster saß und von dem Geheimnisvollen träumte, das sie gestern abend erlebt hatte, klingelte es mit den drei kurzen Zeichen, die sie gleich nach ihrer Verlobung verabredet hatten.

Ellen erhob sich hastig, prüfte im Spiegel, ob man ihrem Gesicht etwas ansehen konnte, wischte sich alle heimlichen Traume aus ihren sanften Augen, lächelte sich selbst verstohlen zu und ging in den Korridor hinaus, wo Fräulein Jensen gerade die Tür öffnete.

»Endlich!« sagte Ellen mit einem vorwurfsvollen Lächeln. Sie war gar nicht böse und streckte ihm beide Hände entgegen.

Er entledigte sich schnell seines Mantels und eilte ihr entgegen, ohne wie sonst einige freundliche Worte an Fräulein Jensen zu richten.

Ellen sah gleich, daß etwas im Wege war. Er hatte einen vergrämten Zug über der Nasenwurzel und seine Hände waren ganz kalt.

Sie dachte an ihr heimliches Erlebnis. War es möglich, daß Svend auf irgendeine Weise –?

Mit klopfendem Herzen lehnte sie sich zärtlich an ihn und versuchte seine Augen mit einem ihrer sanftesten Blicke zu fangen.

Er aber wich ihrem Blick aus und zog sie mit ins Zimmer.

»Sind wir allein?« fragte er, als sie im Sofa Platz genommen hatten, ohne daß er Miene machte, sie zu küssen.

»Papa kann jeden Augenblick aus dem Ministerium kommen.«

Voller Furcht vor dem, was kommen würde, zog sie sich soweit wie möglich von ihm in die Sofaecke zurück, während sie in aller Eile eine Selbstverteidigung hervorsuchte für den undenkbaren Fall, daß er wirklich erfahren haben sollte –

Er saß und sah vor sich nieder, als sammele er sich zu etwas Ernstem und Schmerzlichem.

Dann atmete er tief auf und sah ihr zum erstenmal voll ins Gesicht.

Sie versuchte zu lächeln; er aber erwiderte ihr Lächeln nicht, es machte ihn nur noch ernster.

»Ellen!« sagte er schließlich und ergriff ihre Hand, die sie ihm zögernd und unsicher ließ.

»Ich muß dir etwas sagen« – er sah sie nicht an, preßte nur ihre Hand fieberhaft zwischen seine beiden –, »dir etwas beichten!«

»Was ist denn los?« fragte sie, um der Sache ein Ende zu machen. Sie fühlte sich unendlich erleichtert. »Etwas beichten« – das klang nicht, als ob er etwas wüßte

–

»Ich muß dir etwas sagen,« begann er wieder, »ich bekomme keine Ruhe, bevor ich es gesagt habe. Du weißt nicht, wie ich gelitten habe! – Versprich mir erst, daß du nicht fragen willst!«

»Das kommt doch ganz darauf an!« Jetzt, wo die Angst überstanden war, zögerte sie und zog ihre Hand an sich. Was konnte geschehen sein?

»Nein – du mußt es mir fest versprechen, hörst du, Liebling! Sonst kann ich es nicht sagen. Und ich muß es sagen.«

»Nun ja!« Ihre Neugierde war zu groß. »Ich verspreche es dir.«

Es bebte um seine Lippen und seine Brauen zogen sich zusammen.

Dann wandte er den Kopf von ihr ab und flüsterte:

»Ich bin dir untreu gewesen!«

Ellen atmete erleichtert auf. War das alles? Sie hatte ihr eigenes heimliches Erlebnis vergessen und wollte gern Näheres wissen.

»Wann?« fragte sie streng, indem sie ihm zu verstehen gab, daß sie sich in ihrer weiblichen Würde tief gekränkt fühlte.

Svend blickte auf das Rosenmuster des Teppichs.

»Du hast doch versprochen, nicht zu fragen!« sagte er schwer.

»Sag mir nur wann!«

»Neulich abend als wir von Rigmor Jensen kamen.«

Er warf sich auf die Erde und drückte ihre weichen Hände gegen seine Stirn. Sie hatte sich auf Strenge vorbereitet; seine plötzliche Heftigkeit aber überrumpelte sie, so daß sie ihm ihre Hände ließ.

Endlich bekam er in einem Strom von Worten Luft.

»Ich sagte dir ja, daß ich es nicht mehr aushalten könne. Aber du verstehst es nicht, denn du bist – aber bedenke, ich bin ein Mann. Für uns Männer ist es etwas anderes – etwas ganz anderes, wenn man jung und warmblütig ist – und –«

Sie fühlte warme Tränen auf ihren Händen.

»Ich hab mich selbst verflucht, verachtet. Aber was nützt es? Das einzige, was hilft, ist, es dir zu sagen – und deine Verzeihung zu erbitten. Du mußt mir verzeihen, hörst du, verzeih mir!«

Ellen sah erstaunt und verwirrt auf sein blondes Haar herab.

Sie dachte an einen kleinen, hell erleuchteten Hotel-salon, an einen Tisch, der von Silber und Kristall blitzte, an eine lange weiße Prinzenhand, die dreist mit ihren Fingern spielte, während sie einen herrlichen französischen Pfirsich in ihr Champagnerglas ausdrückte.

Sie fühlte weiche, kitzelnde Bartspitzen ihre nackte Schulter streifen, die diskrete Liebkosung einer warmen Hand auf ihrem Hals, indem sie ihr den Abendmantel umlegte.

Einen Augenblick glühte die Röte in ihren Wangen auf, als sie *ihn* so ehrlich und zerschmettert zu ihren Füßen sah. Aber nur einen Augenblick.

Was war ein Schulterkuß gegen das, was er auf dem Gewissen hatte?

Heute morgen, als sie erwachte, hatte dieser Kuß sie ein wenig bedrückt. Vorhin, als er klingelte, hatte sie auch gewünscht, daß das heimliche Erlebnis und der Schulterkuß nicht gewesen wären. Jetzt aber – jetzt fühlte sie sich wieder schuldfrei und leicht.

Sie hob seinen Kopf zu sich empor, sah ihm in die feuchten, betäubten Augen und sagte vorwurfsvoll:

»Svend, wie konntest du nur!«

Er schüttelte nur den Kopf.

Einen Augenblick saß sie so mit seinen Schläfen zwischen ihren Händen. Dann küßte sie ihm verzeihend die Stirn.

Sie hatte eine unbändige Lust zu fragen. Aber sie sah ein, daß es unter ihrer Würde wäre. Sie würde kleiner

in seinen Augen werden, wenn sie ihn trotz des gegebenen Versprechens ausforschen wollte.

»Versprichst du mir, daß es nie wieder vorkommen soll?« sagte sie.

Svend erhob sich.

Jetzt, wo er sich erleichtert hatte, wurde er wieder ruhig.

Er nahm ihre Hände in seine und setzte sich neben sie in die Sofaecke.

»Siehst du, Ellen,« begann er, »du kannst wohl begreifen, daß ich über derartige Sachen nicht mit dir sprechen kann. Dazu bist du zu, zu« – er hatte »zu fein« sagen wollen, verbesserte sich aber und sagte »zu unschuldig«.

»Natürlich verspreche ich dir, daß es nicht wieder vorkommen soll. Aber etwas kannst du ebensogut verstehen wie ich – und das ist, daß wir bald heiraten müssen. Auch deinetwegen – –«

»Was das anbelangt –!« sagte sie gekränkt, zog ihre Hand an sich und richtete sich höher auf.

»Doch, Ellen.«

Er griff wieder nach ihrer widerstrebenden Hand und hielt sie fest.

»Doch, Ellen. Auch für dich ist das Warten nicht gut. Das ist unnatürlich. Verlobungen sind ein Unding. Und worauf warten wir eigentlich? Jetzt, wo ich die beiden Stellungen habe, können wir sehr gut heiraten, wenn du geduldig und genügsam sein willst.«

»Papa muß zuschießen!« sagte Ellen und ging gleich zu dem Praktischen über.

»Das ist gar nicht notwendig. Wenn man nur nicht zu anspruchsvoll ist und dies und jenes entbehren will —«

»Weshalb sollte ich etwas entbehren? Warum sollte ich nicht ebensolches Heim haben wie andere unseres Kreises, wenn ich fragen darf?«

»Wie du willst. Eins aber ist sicher, und das ist, daß wir unsere Hochzeit nicht länger als notwendig aufschieben wollen.«

Draußen ging die Entreetür.

»Das ist Papa,« sagte Ellen und erhob sich fröhlich.

»Laß es uns gleich sagen!« bat Svend und zog sie zu einem hastigen Kuß an sich.

Ellen bedachte sich einen Augenblick. Da öffnete sich ihrem Blick plötzlich eine ganz neue und strahlende Perspektive: Möbel kaufen, Wohnung suchen, Aussteuer bestellen, Kleider anprobieren. Es wirbelte ihr von neuen und lockenden Situationen durch den Kopf.

»Ja,« sagte sie mit aufblitzender Freude, drückte ihm hastig die Hand und öffnete die Tür zum Korridor.

»Guten Tag, Papa!«

Sie legte den Arm um seinen Hals und küßte ihm die Backe, wie sie zu tun pflegte.

»Tag, mein Kind! – Etwas spät heut geworden; ich mußte auf den Minister warten, der im Reichstag war.

Ah, da ist ja Svend! – Sie haben sich lange nicht blicken lassen.«

Kruse klopfte ihn auf die Schulter und drückte ihm die Hand.

Ellen stellte sich ihrem Vater in den Weg, als er in sein Zimmer wollte. Sie blickte ihn mit ihren sanftesten Augen an und sagte:

»Svend und ich haben eine sehr feierliche Sache mit dir zu bereden.«

Kruse sah Svend an, der sich verlegen durchs Haar fuhr.

»Und was ist das für eine Sache, wenn man fragen darf?«

Ellen wurde rot.

»Svend soll es sagen!« erklärte sie und wandte sich ab.

Svend aber machte keine Miene etwas zu sagen.

So mußte sie sich denn selbst dazu entschließen. Sie wandte sich schnell zu ihrem Vater um, mit den Händen auf dem Rücken.

»Wir wollen heiraten, Papa!«

Kruse sah scherzhaft erstaunt von einem zum anderen.

»Das kommt mir nicht gerade überraschend!« sagte er ergeben. »Verlobt man sich nicht zu eben diesem Zweck?«

»Ja, aber wir wollen jetzt heiraten.«

Ellen begegnete herausfordernd einem neckenden Blick.

»Jetzt?« lächelte Kruse, »soll es sofort sein?«

Sie wurde rot, mußte lächeln, zog es dann aber vor, zu schmollen.

Da nahm Svend ernst das Wort:

»Ellen und ich sind uns einig geworden, daß wir sobald wie möglich Hochzeit machen wollen.«

»So, so, das ist eine beschlossene Sache!« Kruse lächelte noch immer, »werden wir vorher noch zu Mittag essen können? In dem Fall will ich nämlich meinen Rock wechseln!«

»Papa, sei doch vernünftig!« bat Ellen und nahm seine Hand.

»Ja – ja!« sagte er schließlich ernst. »Erst wollen wir essen, und nachher bereden wir die Sache in aller Ruhe beim Kaffee. Svend bleibt doch heut abend hier?«

Als Svend um elf Uhr glückstrahlend und singend aus der Haustür ging, war die Hochzeit auf einen der ersten Tage im neuen Jahr festgesetzt.

DRITTES BUCH

39. KAPITEL

Ein ganzes langes Jahr war seit jenem Nachmittag, als Svend zu Ellen kam und seine Schuld gestand, vergangen.

Ein ereignisreiches Jahr, insofern als es Kruse zu einem einsamen Mann gemacht, Svend und Ellen in einem mit allem modernen Komfort eingerichteten Heim vereinigt, den neugebackenen Ehemann und seinen Mitarbeiter Juhl durch eine Erweiterung von Brynchs Departement, bei der Kruse seine Hand im Spiel gehabt, zu Assessoren gemacht und schließlich für eine nah bevorstehende Familienvergrößerung gesorgt hatte.

Mit dem allerersten wurde bei Assessor Byges ein Erbe erwartet und Ellen war aus diesem Grunde bereits im September von Wildpark in die Stadt gezogen, obgleich das Wetter noch mild und sommerlich war.

Die Zeit vom Oktober bis zum Hochzeitstage am siebenten Januar war viel zu kurz gewesen. Es war unmöglich gewesen, all die tausend Dinge zu erledigen, die dazu gehören, das Heim eines wohlhabenden jungen Mädchens aufzubauen.

Dann kam der Tag mit der Trauung in der Frauenkirche, Diner im Hause des Departementschefs und der Abreise nach der Brautnacht im Hotel in Korsör.

Sie waren drei Wochen in Paris gewesen, wo sie die Erinnerungen aus ihren ersten Verlobungstagen aufgefrischt hatten. Jetzt aber war es Winter. Auf dem Rasen im Garten von Versailles, wo sie damals im Gras gelegen und an einem strahlenden Morgen die Vögel hatten singen hören, lag jetzt Schnee.

Svend konnte es nicht vor sich selbst verbergen, daß er in Gedanken bereits »damals« sagte.

Er blickte ängstlich zu ihr hin. Auch über ihren Brauen lag ein leiser Wehmutschatten.

Wie kann es nur sein, dachte er, daß wir einander eigentlich vor unserer Hochzeit näher waren als jetzt, wo wir Tag und Nacht beisammen sind?

Er hatte sich ihre Ehe anders vorgestellt. Er wollte es sich selbst nicht eingestehen. Aber es war eine heimliche Enttäuschung da.

Da war ein Vorbehalt in ihrer Hingabe – nicht gerade Keuschheit – wohl aber Angst. Nein, auch nicht Angst.

Sehr viel Zeit zum Nachdenken blieb ihm übrigens nicht. Sie waren den ganzen Tag auf der Fahrt, in den Museen, in den Champs Elysées, im Bois. Sie aßen jeden Tag in einem neuen Restaurant und waren jeden Abend in einem neuen Lokal. Ellen zog die Varietés vor; und in einem derselben hatte sie ein Erlebnis, das sie lebhaft interessierte.

Eines Abends saß zufällig neben ihnen in einer Loge – der Kammersänger. Er war allein. Da er Svend von

Ansehen kannte – er war ihm mehrere Male mit Falk zusammen begegnet – so stellte er sich vor.

Ellen konnte ihre Freude über diese neue Bekanntschaft nicht verbergen. Oder es lag ihr nicht daran, sie zu verbergen. Mit strahlenden Augen und roten Wangen lauschte sie der herrlichen Stimme und erkannte bald die eine, bald die andere Handbewegung von der Bühne.

Sie aßen zusammen auf dem Boulevard zu Abend und waren sich einig, die Bekanntschaft in Kopenhagen zu erneuern, wenn der Kammersänger von einem mehrmonatigen Aufenthalt in Italien zurückgekehrt sein würde.

Als die drei Wochen schließlich um waren, waren sie beide müde und nervös, und Svend sehnte sich nach einem geordneten und regelmäßigen Leben.

Die ersten Tage im neuen Heim waren voller Freude und Zufriedenheit. Es war ihnen beiden ein Fest, ihre Füße unter den eigenen eleganten und massiven Wohnstübenstisch setzen zu können.

Es war ein Genuß, den eigenen Kaffee nach Tisch im eigenen bequemen Lehnstuhl zu trinken, die Füße auf dem eigenen weichen, persischen Teppich, während der Blick auf dem eigenen stilvollen Bücherschrank aus Mahagoni ruhte.

Es war eine Augenweide, Ellens hübsche Schultern sich in häuslicher Tätigkeit bewegen, ihre Augen sanft strahlen zu sehen, während sie umherging und die

ganze häusliche Maschinerie prüfte, von den elektrischen Glockenzügen bis zu den Wasserhähnen im Badezimmer.

Es war amüsan, sie in ihrem eigenen Heim Besuche annehmen, sie mit eleganten Handbewegungen Plätze in bequemen Stühlen, die ihm und ihr gehörten, anweisen zu sehen.

Er erkannte ihre Meisterschaft in allen gesellschaftlichen Dingen an.

Bald aber war es nicht mehr neu – weder für ihn noch für sie.

Er hatte viel in seinen beiden Kontoren zu tun; sie war viel allein. Darum langweilte sie sich und begann wieder das Leben, das sie als junges Mädchen geführt hatte.

Vormittags Besorgungen in der Stadt, dann zum Konditor, um Freundinnen zu treffen; ein munterer Spaziergang und dann nach Hause zum Mittagessen, das sie nicht persönlich beaufsichtigte. Sie war von ihrem Elternhaus nicht daran gewöhnt, und sie hatten eine perfekte Köchin, die beleidigt war, wenn die Hausfrau in die Küche kam.

Ein ereignisreiches Jahr war es auch für Svends Arbeitsleben geworden. Erstens seine Beförderung im Ministerium und zweitens hatte Didrichsen ihm kurz nach seiner Heimkehr eine verantwortungreichere Stellung gegeben.

Das Gefühl der Verantwortung erhöhte seine Arbeitslust. Er kam früher als irgendeiner der anderen und ging häufig nach dem Mittagessen wieder hin.

Ellen sah diese Nachmittagsarbeit ungern. Sie gab Veranlassung zu Tränen.

Das erstemal ging es ihm sehr zu Herzen. Er küßte sie und blieb zu Hause. Sie hatten einen gemütlichen Abend wie in der allerersten Zeit.

Das zweitemal, als es geschah, gab er auch nach; diesmal aber wurde es ein Theaterabend mit darauffolgendem Souper.

Das drittemal versuchte er fest zu bleiben. Er versuchte sie von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß er seine Arbeit zu seiner und anderer Zufriedenheit machen müsse. Er appellierte an ihre Eitelkeit. Wollte sie einen Mann haben, der es nie zu etwas anderem als zum Assessor im Ministerium brachte? Er erinnerte sie an das, was er ihr schon vor langer Zeit anvertraut hatte, daß er darauf hinarbeite, sich eine Position zu verschaffen, von der aus er mit Gewicht eine öffentliche Tätigkeit aufnehmen könnte.

Sie kümmerte sich nicht um seine Worte. Sie machte die Frage im stillen zu einer Kraftprobe zwischen ihnen. Sie wollte ihren Willen haben, weil sie die Stärkere sein wollte. Und sie wurde die Stärkere. Svend gab nach und blieb wie die vorigen Male zu Hause.

Als es aber das nächstemal geschah, da wurde ihm plötzlich klar – ein unbeherrschter Blick ihrer Augen

verriet es ihm –, daß es weder Furcht vor einem langen, langweiligen Abend, noch Trauer, ihn gehen zu sehen, sondern nur eine Kraftprobe, ein kleiner, hitziger Zweikampf war, auf dem die häusliche Zukunft, so wie sie sie wünschte, aufgebaut werden sollten

Da blieb er fest. Er bat, daß etwas Abendbrot für ihn hingestellt werden möchte; er käme spät nach Hause. Und dann ging er.

Als er etwas nach elf Uhr nach Hause kam, stand das Abendbrot auf dem Tisch im Eßzimmer für ihn bereit, aber weder die Hausfrau noch das Mädchen waren da.

Er saß im Wohnzimmer und wartete auf sie. Um zwölf Uhr kam sie strahlend und mit warmen Wangen.

Sie war bei Emmy Danielsen zum Abendessen gewesen und schien ihren Zwist ganz vergessen zu haben.

Sie sang und plauderte, während sie sich entkleidete, faßte ihn bei den Schultern, barg ihren Kopf girrend an seinem Halse und küßte ihn schließlich mit ihren kleinen hitzigen Küssen auf den Mund.

Ihr Atem war süß und von Wein gewürzt.

»War Besuch da?« fragte er, »du riechst nach Champagner.«

Sie lachte mit glänzenden Augen und rieb ihm die Backen mit ihren weichen Händen.

»Niemand weiter als ich. Aber du weißt ja, daß Emmy manchmal so wild und ausgelassen ist. Und als die Alten zu Bett gegangen waren, ließ sie Champagner auf ihr Zimmer kommen. Ich sage dir, es war amüsant.«

Ellen sumnte und tanzte vor dem Spiegel, während sie ihr Haar für die Nacht flocht.

»Aber wie bist du denn nach Hause gekommen?«

»Ich – wie ich? – ach so – der Diener hat mich natürlich begleitet.«

Am Ministerium wurde Svend abermals eine Beförderung zuteil.

Im Laufe des Sommers ließ Brynch ihn hereinrufen und sagte, daß er ihn zu seinem Sekretär machen wolle.

»Es ist ja jetzt Mode mit einem Sekretär,« sagte der Alte und strich sich seinen struppigen Bart, »das gab's in meinen jungen Tagen nicht. Da hatte nur der Minister einen Sekretär; aber jetzt hat sowohl Damm – und der – der im Kultusministerium, wie heißt er doch gleich – – und Ihr Schwiegervater hat ja auch einen.«

Als Svend Kruse davon erzählte, lächelte dieser und zog seine buschigen Brauen pfiffig zusammen. Er sagte nichts, Svend aber begriff gleich, daß es Kruse sei, der Brynch dazu überredet hatte.

Jersey gratulierte, als er davon hörte.

Juhl sagte »Wohl bekomm's!« mit einem kurzen Auf-lachen, das nicht ohne Neid war, obgleich das neue Amt keine Gehaltserhöhung, sondern nur erhöhten Fleiß mit sich brachte.

Die Arbeit mit dem Fischereigesetz war beendet. Ein dickes Gutachten war das Resultat von Juhls und

Svends vereinigten Bemühungen. Es war so gegangen, wie Jersey gesagt hatte: Sie hatten *über* die Sache geschrieben, aber der Prinz hatte *unterschieden*, als es so weit war.

Er behauptete zwar, daß er den ganzen dicken Band durchgelesen habe. Svend glaubte es nicht; und Juhl sagte voller Überzeugung: Das fehlte gerade!

Svend hatte schon einen Teil seiner Frische zuge setzt. Der ursprüngliche Trieb, der ihn von den Dokumenten in die Wirklichkeit, von der sie handelten, hinausgetrieben hatte, genierte ihn jetzt nicht mehr. Jetzt arbeitete er mit Routine und nicht über die Bureauzeit hinaus, ebenso wie die anderen.

Falk, der eines Tages aus seinem Kontor kam und Svend zwischen seinen Papieren sitzen sah, sagte belustigt:

»Recht so, Byge. Jetzt sind Sie ein echter königlich dänischer Aktenmensch geworden. Sie sollen sehen, in einem halben Jahr sind Sie ebenso verdummt wie wir anderen.«

Svend blickte hastig auf. Wie gewöhnlich wirkten v. Falks ironische Worte abstoßend und anziehend zugleich auf ihn. Er wurde sie nicht wieder los. Es war etwas Zweideutiges an v. Falk, das ihn reizte. Er ärgerte sich, daß er ihn nicht durchschauen konnte, und er wußte, daß es v. Falk belustigte, mit ihm zu experimentieren.

Was das öffentliche Leben des Landes anbetraf, so war es nicht so ereignisreich geworden, wie man geglaubt hatte.

In dem politischen Erdboden hatte dennoch nichts von dem verborgenen Samen gekeimt. Es war keine volkstümliche Birne gegen einen konservativen Apfel eingetauscht worden. Das regelmäßige Finanzgesetz, nach dem alles heimlich seufzte, war noch nicht gereift.

Es wurde schlimmer als je geschlampt.

Vernünftige Leute wendeten jeder Politik endgültig den Rücken. Sie schlossen sie aus jeglicher Diskussion aus und überließen sie Politikern von Profession bei öffentlichen Versammlungen.

Cholerische Menschen wurden gelb im Gesicht, wenn die Rede auf das Finanzgesetz kam.

Sanguinische Menschen, die bei dem hoffnungsvollen Beginn der Reichstagssitzung den Himmel voller Geigen hängen sahen, duckten sich bei den spöttischen Bemerkungen, ließen aber im tiefsten Innern die Hoffnung nicht fallen.

Die Pessimisten kassierten triumphierend einen neuen Sieg für ihre Lebensanschauung ein, während die Phlegmatiker ihren Geschäften nachgingen und zufrieden waren, solange alles beim alten blieb und nicht an den Steuern gerührt wurde.

Falk genoß das Ganze von seinem erhöhten Standpunkt aus wie ein Schauspiel.

Svend aber war abwechselnd voller Empörung, voll Mißmut oder voll erkämpfter Gleichgültigkeit.

40. KAPITEL

Svend hatte unter anderem als Brynchs Sekretär die Aufgabe, mit den Leuten zu sprechen, untergeordnete Kontorangestellte abzufertigen, kurz gesagt, den Arbeitsfrieden des Departementschefs zu wahren.

Eines Tages kam der Kontordiener herein und rief Svend beiseite. Er sah ganz verwirrt aus.

»Was ist los, Jörgensen?«

»Da ist so ne Art – so ne Art Deputation. Fünf, sechs Mann mit großen Wasserstiefeln. Sie sagen, daß sie aus Jütland sind.«

Svend ging schnell hinaus.

Da standen fünf stämmige, alte Fischer in Flausröcken, mit wasserklaren Augen, roter Gesichtshaut, wettergegerbten Backenbärten und Fäusten, die sich wie altes Leder anfühlten.

Sie standen auf dem halbdunklen Korridor dicht beieinander, die Hüte in der Hand.

Svend sah gleich, daß sie ihn für den Departementschef hielten und sich über seine Jugend wunderten.

Er wies sie ins Vorzimmer und fragte sie nach ihrem Begehren. Sobald sie aber erfaßt hatten, daß er nur so eine Art Leichtmatrose sei, war nichts anderes aus ihnen herauszubringen, als daß sie mit dem Mann selbst sprechen wollten.

Brynych war äußerst überrascht, als Svend die Deputation meldete.

Das war ihm in seiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen, daß einfache Fischer angereist kamen und ganz einfach ins Ministerium gingen.

Er brummte etwas von der neuen Zeit, im Grunde aber war er neugierig, wie solche Leute eigentlich ausahen. Er war nie an einer anderen Küste gewesen als an der von Klampenborg bis Helsingör.

»Was wollen Sie?« fragte er und starrte die fünf großen Männer an, die sich durch die Tür drängten.

Der Wortführer warf Svend einen Seitenblick zu.

Brynych sah es und sagte:

»Das ist mein Sekretär. Lassen Sie den nur ruhig mit hören!«

Da begann der Wortführer mit vorsichtigen und einfachen Worten, wie sie auf das Fischereigesetz gehofft, das schon ihr voriger Abgeordneter im Reichstag ihnen versprochen hätte. Das Ministerium hätte sie um ihre Meinung befragt; sie hätten sie abgegeben; das Gesetz sei vorgelegt worden, aber später hätten sie nie etwas davon gesehen noch gehört.

Er und diese anderen guten Leute seien nun von den Fischern in Sandöre – dem größten Fischerdorf an der Westküste Jütlands – dazu ausersehen worden, einen schönen Gruß zu bestellen und zu sagen, daß es Jahr für Jahr magerer mit dem Fischfang würde.

Dort, wo sie mit ihren kleinen Fischerbooten hinkommen könnten, seien bald keine Fische mehr. Aber draußen bei den Sandbänken, da lägen sowohl Deutsche wie Schweden, die in ihrem Vaterlande für billige Anleihen Schiffe bauen könnten, und fingen ihnen all die guten Fische weg.

Sie hätten jetzt mit Bestimmtheit auf die Staatsunterstützung gerechnet, damit sie seetüchtige Schiffe kaufen und den Fischereihafen bekommen könnten, der ihnen schon unter dem vorigen König und von drei Ministern, von einem nach dem anderen, und von drei Abgeordneten versprochen worden sei.

Nun sollten sie also in aller Bescheidenheit fragen, wie die Sachen ständen; denn hier handle es sich um Leben und Unterhalt für sie und ihre Familien.

Brynych starrte von einem zum anderen. Er fühlte, daß er dem nebelhaften Begriff der »Massen« gegenüberstand und mußte sich mehrere Male räuspern, bevor er die richtige Anredeform fand.

»Hört mal, lieben Leute,« sagte er schließlich, »warum kommt ihr mit eurer Sache zu mir? Wir haben getan, was wir konnten, aber es sind ja diese« – fast hätte er »diese Bauernlummel« gesagt, aber er ertappte sich noch schnell darauf – »es ist doch der Reichstag, der euer Anliegen bewilligen soll. Wißt ihr das denn nicht?«

Doch, das wußten sie. Aber es war doch der König, der seinen Namen daruntersetzen sollte.

»Dann geht doch zum König!« sagte Brynch mit einem Schelm im Auge.

Da wären sie gewesen. Aber man hätte sie nicht hereingelassen. Ein Minister oder ein anderer vornehmer Herr hätte sie hierher gewiesen.

Brynch kratzte sich ratlos den Bart. Was in aller Welt sollte man mit solchen Klötzen anfangen, die keinen Begriff von der ganzen komplizierten Maschinerie hatten.

Er versuchte sein Interesse zu beweisen, indem er sie nach den lokalen Verhältnissen ausfragte; aber er brachte nichts anderes aus ihnen heraus, als daß es schlimm um den Fischfang bestellt sei, und sie sollten von Sandöre grüßen und fragen, was aus dem Gesetz würde.

Je mehr Svend die alten, wettergebräunten Gesichter, die klaren, feuchten Augen betrachtete, die von verbissener und naiver Biederkeit leuchteten, desto lebendiger wurde der Eindruck der barschen Wirklichkeit, die sie vertraten.

Durch Blick und Haltung, durch das Schweigen zwischen den wenigen, mühsam geformten Sätzen, überreichten sie eine alte Forderung, die sie jetzt nicht länger ausstehen lassen *konnten*.

Dieser Ernst packte ihn, ja, er ergriff schließlich auch von Brynch Besitz, der sich unter diesen festen Blicken zu krümmen begann. Er überlegte, ob er sie an den Minister verweisen sollte; aber was konnte das nützen;

der würde sie nur zurückschicken und ihm diese Überweisung wenig danken.

Da bekam er eine glänzende Idee.

Er erinnerte sich einer Unterredung, die er mit dem Abgeordneten aus der betreffenden Gegend gehabt hatte. Er war einer der fanatischsten Gegner der Regierung, dessen letzte Worte gewesen waren, daß, wenn der Minister auch den doppelten Betrag für seine Wähler, die Fischer, vorschläge, er dennoch nichts bewilligen würde, was eine verfassungsverletzende Regierung vorschläge.

Oh, das war eine glänzende Idee. Und hier war gleichzeitig Gelegenheit, einem der schlimmsten Bauernlümmel einen Hieb zu versetzen.

Brynych rieb sich vergnügt die Hände.

»Ich will euch mal was sagen, lieben Leute,« begann er und stand auf. »Geht zu eurem eigenen Abgeordneten – zu – wie heißt er doch gleich – und zieht ihn zur Rechenschaft. Ihr wißt vielleicht nicht, daß er die größte Schuld trägt, daß euer eigenes Gesetz nicht durchgegangen ist.«

Es kam Bewegung in den Haufen. Alle fünf traten schwer von einem Fuß auf den anderen, als habe Brynych eine sehr wunde Stelle berührt.

»Das wissen wir recht gut!« sagte der Wortführer schließlich, »darum soll er auch bei der nächsten Wahl fallen. Denn wir Fischer wählen keinen, der nicht für das Gesetz stimmt, mag Minister sein wer will.«

»So ist's recht!« sagte Brynch und klopfte ihm auf die Schulter. »Denn was kann es nützen, daß wir hier im Schweiß unseres Angesichtes Gesetze machen, wenn so ein – wenn euer eigener Abgeordneter alles umwirft!«

Kurz darauf begleitete Svend die Deputation hinaus.

Sie sagten nichts. Svend aber merkte, daß der Wortführer über etwas brütete und daß die anderen instinktiv verstanden, was es war, und auch brüteten.

Während der Audienz hatten sie eingesehen, daß Svend dennoch etwas mehr sei als ein gewöhnlicher Leichtmatrose, eher – trotz seiner Jugend – so eine Art zweiter Steuermann. Er hatte ja auch alles mit anhören dürfen.

Als sie die Haupttreppe erreicht hatten und Svend ihnen den Weg zum Ausgang zeigte, nahm der Wortführer seinen hohen Hut ab.

»Höre Er zu,« begann er leise und gewichtig, »wenn Er uns das Gesetz durchbringen kann, so soll Er es nicht umsonst getan haben.«

»Darauf habe ich keinen Einfluß!« sagte Svend und warf unwillkürlich den Kopf in den Nacken; im selben Augenblick aber kam ihr Unverstand ihm so komisch vor, daß er kaum ein Lächeln zu unterdrücken vermochte. »Wir hier haben unser möglichstes getan.«

Der Wortführer aber ließ sich nicht verblüffen.

»Das mag wohl so sein!« sagte er bedächtig, »aber wenn Er uns hier in Kopenhagen einen Abgeordneten

verschaffen kann, der mit dem König zu reden versteht, so daß wir das Gesetz bekommen, dann soll Er es nicht umsonst getan haben. Das sagen wir und dabei bleiben wir.«

Er drehte sich nach den anderen um, die still und ernst zur Bekräftigung nickten.

Svend wechselte die Farbe. Eine Idee blitzte in ihm auf wie ein Blinkfeuer.

Er sah von dem einen zum anderen, aber er las keine Erklärung in ihren klaren Augen, die gewohnt waren, weit über Meer und Wellen zu blicken, aber nicht das widerzuspiegeln, was in ihrem Innern vorging.

Seine Gedanken arbeiteten so heftig, daß er Herzklopfen bekam.

Öffnete sich ihm hier nicht plötzlich ein Weg von den Akten zur Wirklichkeit hinaus? Wies diese alte Lederhand nicht auf eine öffentliche Tätigkeit hin, die ihm gehören würde, wenn er dreist zugriff?

Ein politisches Feld, wie er es sich gedacht hatte und außerdem eine gemeinnützige Tätigkeit, die Tausenden zugute kommen würde.

»Ich werde tun, was ich kann!« sagte er und sah dem Wortführer fest in die klaren Augen.

»Schönen Dank! – Und dann adieu!« Fünf Lederhände wurden ihm der Reihe nach unter Schweigen gereicht. Fünf Paar Augen ruhten eine Sekunde prüfend in den seinen.

Dann stampfte die Deputation schwer die königlich dänischen Kanzleitreppen hinab.

Der Funke, der entzündet worden war, fuhr fort, in seinem Sinn zu glühen. Er wurde aus vielen Quellen genährt, aus alten Jugendträumen, aus seinem Familiensinn, aus der Erinnerung an Onkel Kasper, aus v. Falks Interesse, das ihn jedesmal, wenn sie zusammen waren, wie eine Sonde durchfuhr; aus seinem Tätigkeitsdrang, aus seinem lange niedergekämpften Ehrgeiz, aus seiner ehelichen Enttäuschung, die er jetzt viel tiefer empfand, als er es sich bisher hatte eingestehen wollen.

Nachdem er die Idee eine Woche lang mit sich herumgetragen hatte, entdeckte er durch eine halb unbewußte Vorbereitung, daß sie sich in seinem Innern bereits zu einem Entschluß ausgebildet hatte – wie eine Ernennung, die vorliegt, aber noch nicht offiziell ist.

Und das kam so: Eines Nachmittags ertappte er sich dabei, daß er ein kunsthistorisches Werk, das v. Falk ihm geliehen hatte, mit der Motivierung von seinem Pult entfernte, daß ihm jetzt doch keine Zeit für derartige Werke bliebe. Im selben Augenblick wurde ihm dieser Gedankengang bewußt, und eine plötzliche, fast dankbare Freude durchfuhr ihn und machte ihn lächeln.

»Da hast du dich selbst ertappt,« dachte er bei sich. Und von dem Augenblick an arbeitete er vollbewußt im Dienste seiner neuen Tätigkeit.

Er wollte vorläufig theoretisch arbeiten. Es waren noch zwei Jahre bis zu den nächsten Wahlen, er hatte also reichlich Zeit vor sich.

Er studierte die politische Geschichte Dänemarks. Wo sie in die Gegenwart übergang, nahm er die Reichstagsberichte zu Hilfe.

Aber zu dieser neuen Arbeit mußte er die Abende und Nächte nehmen; denn alle Stunden des Tages waren bereits besetzt.

Ellen, der er sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hatte, wo zuerst froh und stolz gewesen und sah schon das Ministerportefeuille am Ende einer ganz kurzen Perspektive.

Als aber die neue Arbeit ihn immer mehr unter ihre Macht zwang, ihn ihr nahm und bis spät in die Nacht hinein in seinem Arbeitszimmer festhielt, wurde sie mißvergnügt und fand, daß die Perspektive zu teuer erkaufte sein würde.

Er aber gab nicht nach. Er war fest in seinem Entschluß. Jetzt endlich war er fest.

Ihre blauen Augen, die nicht mehr so sanft waren wie in der Verlobungszeit, sahen mit Verwunderung die energische Falte, die sich quer über die Nasenwurzel gelegt hatte und sich beständig vertiefte. Sie erkannte schließlich, daß dieses Neue stärker sei als sie.

Da geschah es, daß sie Mittsommers die Gewißheit bekam, daß sie guter Hoffnung sei. Und durch dieses neue Wunderbare wurde sie so sehr von sich selbst in Anspruch genommen, daß Svend Arbeitsruhe bekam.

An demselben Tage, an dem Svend seinem Schwiegervater die große Neuigkeit anvertraute – sie saßen gemütlich nach dem Mittagessen bei Kaffee und Zigarren beisammen, während Ellen bei Lindholms war – am selben Tage sprach er sich auch das vom Herzen herunter, was sich in seinem Innern vorbereitete.

Kruse nickte respektvoll. Er hatte seinem Schwiegersohn – dem etwas zu naiven Idealisten – soviel praktischen Sinn gar nicht zugetraut.

»Ausgezeichnet!« sagte er, »darauf kommt es hier im Leben gerade an: die Chance ergreifen, wenn sie unsichtbar vor einem in der Luft schwebt, sie an den Schwingen fassen und festhalten.«

Er blickte eine Weile prüfend durch die Ringe des Zigarrenrauches auf Svends Perspektive.

Dann nickte er wieder ernst und bekräftigend.

»Du bist gerade der rechte Mann für die Fischer, da du ihrer Lebenssache so nah stehst, daß du sie fördern kannst. Und umgekehrt wird eine politische Stellung als Vertrauensmann der Fischer dich im Ministerium stützen, weil du auf diese Weise der einzige sein wirst, der Verhältnisse praktisch kennen lernt, die die anderen nur aus Dokumenten kennen. Aber du mußt darauf vorbereitet sein, daß man dir die ganze Bürde im

Kontor aufladen wird. Sobald die unumgängliche Mißgunst sich einigermaßen gelegt haben wird, wird eine Menge Arbeit unter dem Vorwand deiner speziellen Fachkenntnis auf dich abgewälzt werden. Aber davor hast du ja keine Furcht, nicht wahr?«

»Im Gegenteil. Je mehr ich zu wirken bekomme, desto besser.«

Kruse lächelte, während er den Rauch in einer wohlgeformten Wolke von sich blies. Sein Schwiegersohn war dennoch sehr jung. Nun, man mußte versuchen, ihm seinen Weg zu erleichtern.

Svend betrachtete die Schläfe seines Schwiegervaters. Sie war von einem Netz feiner Fältchen überzogen und fing an hohl zu werden. Auch das Muskelspiel um den sonst so festen Mund war schlaffer geworden.

»Wie ist er in der letzten Zeit gealtert!« dachte Svend, »wahrscheinlich, weil er jetzt so einsam ist.«

Ende Oktober, als Svend blaß und müde von einem angestrengten Arbeitstag heimkehrte, kam das Mädchen ihm mit großen, erschreckten Augen im Entree entgegen und sagte, daß die gnädige Frau sich zu Bett gelegt habe.

Es wurde nach dem Arzt und der Hebamme geschickt, und in der Nacht brachte Ellen einen blondhaarigen, schwächtigen Knaben zur Welt, der nach Aussage der Hebamme Svends Augen hatte, aber Ellens Mund und Kinn, wenn sie lächelte.

41. KAPITEL

Ellen erholte sich überraschend schnell. Bereits im November konnte man sie wieder beim Konditor und in Gesellschaften treffen.

Der Junge gedieh gut und war des Nachts verhältnismäßig ruhig.

In der ersten Zeit aber störte er Svend nicht wenig bei der Arbeit. Mit seinen allerliebsten, täppischen Bewegungen raubte er eine Stunde nach der anderen.

Ellen war entzückt über ihre lebendige Puppe. Es gab kein Raffinement in Bezug auf Kinderaussteuer, das der Knabe nicht hatte, wenn er in seinem eleganten Kinderwagen ausgefahren wurde, einem Geschenk des neugebackenen Großpapas, der zu Anfang jeden Tag kam, um dieses neue Pfand für die Unsterblichkeit des Geschlechts persönlich in Augenschein zu nehmen.

Eine geputzte Amme führte das Wunderkind im Sonnenschein spazieren, während Ellen nebenherging und die Wirkung genoß.

Die Freundinnen kamen am Vormittag und durften heben und tragen und bewundern.

Es war unglaublich, was die neue Herrlichkeit kostete.

Svend betrachtete den stetig wachsenden Haufen Rechnungen auf seinem Schreibtisch mit Entsetzen. Es dauerte nicht lange, da mußte er bei Didrichsen um Vorschuß bitten; und obgleich er sich bestimmt vorgenommen hatte, das Ministerium zu schonen, so kam

doch der Tag, an dem er sich an Jersey wenden mußte, mit der Bitte um Gehaltsvorschuß von dem Konto des Departements für außergewöhnliche Ausgaben.

Aber es wurde noch schlimmer. Denn jetzt kam die Taufe und Ellen bestand darauf, daß sie mit einer größeren Mittagsgesellschaft gefeiert werden müsse.

Svend machte Einwendungen. Ellen aber, die noch den Märtyrergeschmack von den Geburtswehen im Munde hatte, fing an zu weinen. Und da gab er nach.

Am nächsten Tag machte sie ihm den Vorschlag, daß ihr Papa die Gesellschaft bezahlen solle. Aber davon wollte er nichts hören. Er setzte seinen Stolz darein, niemanden um etwas zu bitten. Die Konferenzrätin hatte ihn gründlich von Familienunterstützungen kuriert.

Das Taufdiner umfaßte so viele, wie überhaupt an dem großen, ausgezogenen Eßtisch sitzen konnten. Da waren die Freundinnen, sowohl die echten wie die sogenannten, einige ältere Herrschaften aus Papas Verkehr, die der Gesellschaft Glanz verleihen sollten, und dann natürlich Svends Mutter und Schwester.

Dann war da außerdem ein neuer Gast, der, frisch vom Ausland zurückgekehrt, Besuch gemacht und den Ellen sich in der Wiedersehensfreude stehenden Fußes gesichert hatte. Ein Gast, der die Gesellschaft zieren würde: der Kammersänger.

Als Svend und Ellen eines Sonntagvormittags zusammen die Einladungen schrieben, sah Svend plötzlich auf und sagte:

»Ja, aber der Prinz!«

»Nein,« – Ellen beugte sich eifrig schreibend über die Kuverte – »ihn wollen wir nicht einladen. Das sieht so präntiös aus und wird nur mißverstanden werden, wenn nicht von ihm, dann von anderen.«

Svend fand sich wieder zu seiner Arbeit zurück und warf sich ins Zeug, um das Versäumte nachzuholen.

Das war nicht leicht, da schon jeder Tag im voraus vollauf besetzt gewesen war. Schwerer aber noch war die Begleichung der Rechnungen.

Wie er auch selbst sparte und hin und her rechnete, es half nichts. Der Haufe unbezahlter Rechnungen wuchs und wuchs.

Als der Mietstermin kam, hatte er mit knapper Not den Betrag zusammengebracht. Da kam Ellen ihm mit einem erschreckten Ausdruck in ihren sanften Augen entgegen und gestand ihm, daß sie sich wieder guter Hoffnung fühle.

Als Svend, statt sie zu trösten und freudig überrascht zu sein, ein langes Gesicht machte, fing sie an zu weinen und fühlte sich sehr unglücklich und gekränkt.

Er versuchte es wieder gut zu machen, aber sie wollte nichts hören.

Auf dem Wege zum Kontor durchdachte er die Lage noch einmal. Nachdem er sein letztes Geld für die

Miete abgeliefert hatte, war er sich klar darüber, daß eine Veränderung gemacht werden mußte und sollte. Ihr Budget mußte herabgesetzt werden.

Nach dem Mittagessen, beim Kaffee, erklärte er ihr mit ruhigen Worten, daß sie einem der Mädchen kündigen oder eine billigere Wohnung suchen müßten.

Ellen nahm es wie eine persönliche Beleidigung auf.

Jetzt, wo sie wieder ein Kind erwartete, sollte sie sich mit einem Mädchen begnügen – sie, die ihr ganzes Leben lang –? Davon konnte keine Rede sein. Das sei wohl auch nicht sein Ernst. So herzlos könne er nicht sein. Und *wenn* er es wäre – nun, so hätte sie wohl auch ein Wörtchen mitzureden. Niemals im Leben ginge sie darauf ein.

Und eine kleinere Wohnung nehmen! Jetzt, wo die Familie sich um ein kleines Wesen, das doch wahrhaftig nichts dafür konnte, vergrößerte, jetzt sollten sie sich einschränken? – Davon konnte ebensowenig die Rede sein! Sie hätte sogar schon daran gedacht, daß sie gewiß eine größere Wohnung nehmen müßten, da sie nicht wüßte, wie sie alle in dieser Platz finden sollten.

Svend gab es auf, ihr zu widersprechen; aber er ergab sich nicht; und sie begriff, daß sie nicht gesiegt hatte. Darum klagte sie über Kopfschmerzen und ging zu Bett, während Svend sich schuldbewußt an die Arbeit setzte.

Einige Tage darauf kam Kruse von selbst zum Mittagessen. Svend war sehr erstaunt, denn sein Schwiegervater pflegte nie unangemeldet zu kommen.

Beim Kaffee glitt Ellen still aus dem Zimmer, um sich nach Henning umzusehen.

Da verstand Svend die Absicht; aber jetzt war es zu spät; Kruse hatte bereits begonnen. Ohne Ellens Erwähnung zu tun sagte er:

»Ich habe mir überlegt, mein lieber Svend, daß dein Budget diesen Winter bedeutend überbürdet worden ist. Nichts ist darum natürlicher, als daß ich in meiner neuen Würde als Großvater helfend beitrete. Ich werde mir das Vergnügen machen, in Zukunft eure Miete zu bezahlen.«

Es war in jenem Ton gesagt, den Kruse anschlug, wenn er keinen Widerspruch duldete. Um anzudeuten, daß die Sache hiermit erledigt sei, fügte er hinzu, bevor Svend noch Zeit gefunden hatte, sich zu einem ehrerbietigen und dankbaren Protest zu sammeln:

»Wie geht es denn dem kleinen Mann? Wir werden wohl bald den ersten Zahn begrüßen können.«

Svend blieb nichts anderes übrig, als zu danken und die Demütigung hinunterzuschlucken, daß er das Angebot in Wirklichkeit als eine große Erleichterung empfand.

Im Laufe des Abends sagte Kruse, als die Rede auf Svends politische Vorbereitungen kam.

»Apropos, ich glaube, du solltest Kammerherrn Tithoff einen Besuch machen.«

»Tithoff?« fragte Svend erstaunt.

»Er ist ein Mann mit wachsendem Einfluß.«

»Auch auf die Politik?«

»Das kann man nie wissen,« sagte der Departmentschef ausweichend. »Auf alle Fälle kann es ja nie schaden, Tithoff ist immer sehr liebenswürdig und – eh – gefällig – kurz gesagt, ich meine wirklich, daß du Tithoff einen Besuch machen solltest. Wie war es doch noch – hat er dem kleinen Mann nicht ein Taufgeschenk gemacht?«

»Ja – einen reizenden Silberbecher, für den Ellen gedankt hat, soviel ich weiß.«

»Siehst du, dann schuldest du ihm ja geradezu einen Besuch.«

Svend konnte nicht begreifen, welche Bedeutung Tithoff für seine Zukunft haben konnte. Dennoch machte er den Besuch und wurde aufs liebenswürdigste empfangen.

Es schien wirklich, als habe der Kammerherr seine Aufwartung für das Taufgeschenk erwartet. Er erkundigte sich freundlich nach Svends Arbeit im Ministerium; und als Svend sein politisches Interesse durchblicken ließ, klopfte Tithoff ihm auf die Schulter und sagte zuvorkommend:

»Recht so, wir haben junge, frische Kräfte nötig in der Partei.«

Da Svend nun einmal hatte durchblicken lassen, womit er sich beschäftigte, so fand er auch keinen Grund, es vor v. Falk zu verbergen, um so mehr als das menschliche Urteil desselben ihm über das all der anderen ging.

Er holte v. Falk um vier Uhr zu einem ihrer alten Spaziergänge ab, die aus Mangel, an Zeit unterblieben waren.

Falk merkte gleich, daß Svend etwas auf dem Herzen hatte.

»Heraus mit der Sprache!« sagte er lächelnd und versuchte in seinem Gesicht zu lesen.

Svend faßte Mut.

»Ich will mich bei den nächsten Reichstagswahlen als Kandidat aufstellen lassen!«

»Pfui Teufel, wollen Sie Abgeordneter werden?«

Svend wurde rot und schwieg gekränkt.

»Ist es der Versorgung wegen?« fragte v. Falk und richtete seinen großen, schweren Blick prüfend auf Svends helle Augen.

»Es ist, um etwas auszurichten!« sagte Svend und warf den Kopf in den Nacken.

Falk schwieg eine Weile. Dann sagte er:

»Ich glaube, weiß Gott, Sie sind ehrlich!«

»Was soll das heißen?«

»Seien Sie nicht böse. Ich meine natürlich ehrlich gegen sich selbst.«

»Und weshalb nicht?«

»Gott, lieber Freund, blicken Sie sich doch um. Wie viele von der Bande sind ehrlich – ehrlich nur gegen andere. Aber ich fange wahrhaftig an, an Sie zu glauben, wenn es nicht nur die reine Jugendlichkeit bei Ihnen ist.«

Damit war der Friede wiederhergestellt.

Svend erzählte von seinem Besuch bei Tithoff.

»Tithoff?« Falk lachte munter. »Können Sie sich den alten Tithoff als ›die neue Zeit‹ vorstellen?«

Im selben Augenblick ging ihm ein Licht auf.

»Ach so!« sagte er ernst. »Ja, das stimmt.«

»Was?«

»Das mit seinem ›wachsenden Einfluß‹. Er steht Welten nahe, wenn ich mich so ausdrücken darf.«

»Was meinen Sie damit?«

»Gott,« v. Fall begann auszuweichen, »er hat Geschäfte mit ihm, er ist gewiß bei mehreren seiner Unternehmungen beteiligt, ebenso wie Ihr Schwiegervater und so viele andere.«

42. KAPITEL

Im Herbst trat schließlich die große Begebenheit ein, nach der das Land so lange geseufzt hatte.

Die Birne, die gegen den Apfel eingetauscht werden sollte, war endlich reif geworden.

Die Birne und der Apfel wurden nebeneinander gehalten, in Augenschein genommen und bewertet, befühl und beredet, in den tiefen Fensternischen des

Reichstags, in geschlossenen Ausschußsitzungen, in den Wandelgängen, in weichen Klubsesseln bei vermögenden Personen von der Partei der Birne und des Apfels.

Aus Dämmerlicht und Verborgenheit sickerten schließlich Begebenheiten ins Tageslicht hinaus; denn die Birne und der Apfel waren sich darin einig, daß die Zeitungen die Neuigkeit zuletzt erfahren sollten. Aber alle, die im Kerngehäuse etwas bedeuteten, wußten Bescheid und beredeten den Tausch miteinander.

Es dauerte noch einige Zeit, bis offiziell bekanntgegeben wurde, daß Kammerherr Tithoff Minister werden sollte.

43. KAPITEL

Es wurde wieder ein Sohn; größer und gewichtiger als der erste, aber weniger sanft von Charakter. Die Sache verlief ebenso leicht und normal wie das erstemal. Sie waren beide entzückt von Nummer zwei, außer wenn er des Nachts schrie; und ihr Verhältnis, das während des vergangenen Jahres durch Svends Arbeitseifer bedeutend abgekühlt war, wurde jetzt fast ebenso gut wie während ihrer Brautzeit.

Als Svend sich aber wieder mehr seiner Arbeit zuwandte, lebten sie von neuem nebeneinander, anstatt miteinander.

Zu Anfang des neuen Jahres gab es wieder ein Taufdiner. Und wieder betrachtete Svend mit steigender Besorgnis die Rechnungen, die sich auf seinem Schreibtisch häuften.

Kruse kam auch diesmal unerwartet zum Mittagessen. Beim Kaffee fiel sein Blick auf die Rechnungen.

»Wie geht es mit der Ökonomie?« fragte er.

»Es geht,« antwortete Svend und wurde rot.

»Ja, siehst du, den neuen kleinen Mann« – er war nach Svends Vater Jörgen genannt worden – »den nehme ich auf mich.«

»Ich danke für deine gute Absicht, Papa, aber ich kann mich nicht dareinfinden, daß du meine Versorgungspflichten übernimmst.«

»Papperlapapp!« sagte Kruse in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. Dann saß er eine Weile und starrte vor sich hin, während sein Mund schlaff wurde und einfiel.

»Bald werdet ihr ja doch das Ganze bekommen, Ellen und du,« fügte er hinzu.

Svend wurde gerührt; »Nun sage ich ebenso wie du, Papa, papperlapapp.«

»Ja, ja,« Kruse strich sich mit der Hand über seine blanke Stirn und glättete die buschigen Augenbrauen, »ich danke dir für deine gute Absicht. Aber das weiß ich besser als du, mein Freund.«

Beim Schluß des Reichstages wurde die Birne in einem Reichstagsbeschluß eingetauscht, und der Apfel – das nagelneue Finanzgesetz – lag blitzblank auf dem Tisch und konnte der ganzen Bevölkerung gezeigt werden.

Aber die große Umwälzung, die man im Ministerium erwartet hatte – wo nur die Ältesten sich erinnerten, daß ein ganzes Ministerium auf einmal abgedankt hatte –, blieb vollständig aus, und alles schien wie zu Abrahams Zeiten zu bleiben.

Es wurde wieder Frühjahr. Die höchsten Herrschaften eröffneten wie im Vorjahre die Kunstausstellung, die Bäume sprangen aus, die Schollen wurden schmackhaft und die Theater schlossen.

Ja, es wurde sogar St. Johannisnacht, ohne daß in Brynchs Departement eine Veränderung geschah.

Brynych vertiefte sich mehr und mehr in alte Erinnerungen. Wo er auch anfang, er endigte immer mit »in meiner Jugend –« Und es war nicht so merkwürdig, daß er sich in Erinnerungen verlor, denn er sollte Ende September sein fünfzigjähriges Jubiläum im Dienste des Staates begehen.

Der Sekretär des Ministers hatte ihn mehrmals wegen der bevorstehenden Auszeichnung vorgehabt – er hatte die Wahl zwischen dem Kommandeurkreuz und dem Konferenzrattitel. Aber jede Andeutung auf die

schwere Bürde des Alters, auf eine ehrenvolle Abdankung zugunsten jüngerer Kräfte und dergleichen, prallte völlig an Brynchs dicker Haut ab. Er fand sich selbst ganz jugendfrisch und interessierte sich im übrigen nur für die Auszeichnung. Die Wahl war schwer. Wahrscheinlich würde er sich für den Titel entscheiden. Denn davon würde auch seine Frau – Frau Konferenzrat – Vergnügen haben, während er den Orden doch nur allein tragen konnte.

Das Departement hatte beschlossen, daß es seinen alten Chef mit einem Diner feiern wollte. Da das Wetter ungewöhnlich milde und sommerlich war, hatte man das Badehotel Skodsborg gewählt.

Beim Kaffee, der auf der überdeckten Veranda eingenommen wurde, kam Jersey auf v. Falk zu, der an einem der kleinen Tische mit Juhl und Svend zusammensaß.

»Ich höre, daß die Herren von der Staatsanleihe sprechen. Wissen Sie, wann sie offiziell wird, Herr Byge?«

»Woher soll ich es wissen?« fragte Svend erstaunt.

»Ich dachte, daß Ihr Schwiegervater vielleicht davon gesprochen hätte – sein Departement hat ja damit zu tun.«

»Er hat kein Wort davon erwähnt!« sagte Svend. Das also war es gewesen, was Kruse in der letzten Zeit so beschäftigt hatte. Im selben Augenblick hörte man Brynchs kreischende Stimme vom Nebentisch:

»Ich sage, das ist ein guter Anfang, sage ich, wenn ich an all das denke, was in den vielen Jahren versäumt worden ist. Das neue Ministerium beginnt gottlob damit, daß es uns Gelder für Bahnbau und Hafen- und Fischereiwesen bewilligt, um die wir all die Jahre eingekommen und mit denen wir Mal für Mal abgewiesen worden sind. Ich kann Ihnen sagen, meine Herren« – Brynch atmete geräuschvoll und schob die Hand in die Weste – »es hat mir manches Mal leid getan, daß man wegen dieser elenden Politik nichts für die Bevölkerung tun konnte. Wenn wir auch keinen besseren Mann haben konnten als unseren alten, ehemaligen Minister, so sage ich dennoch: Gelobt sei der Vergleich!«

»Ich habe gehört,« fuhr Jersey zu v. Falk gewendet fort, »daß Welten die Emission übertragen worden ist.«

Er betrachtete v. Falk forschend, dieser aber verzog keine Miene.

»Schon möglich,« sagte er, »der Finanzminister ist ja ein alter Freund von Geheimrat Welten.«

»Und zu welchem Kurs?« fragte Juhl.

Falk zuckte die Achseln, und Jersey kaute auf seiner Zigarre, ohne zu antworten; er wollte nicht zugestehen, daß er nichts wußte.

»Da sind ja die Abendzeitungen!« sagte Svend und winkte dem Oberkellner, der mit den Zeitungen in der Hand vorbeiging. Jersey entfaltete das Regierungsorgan und überflog die Spalten. Plötzlich hielt er interessiert inne.

»Etwas Neues?« fragte v. Falk.

»Wenn man vom Teufel spricht – –« Jersey setzte sich, um in Ruhe zu lesen – »hier haben wir die ganze Gesetzesvorlage.«

Juhl rückte näher heran und guckte ihm über die Schulter.

»– Dreiprozentige Staatsanleihe – der Finanzminister zur Emission ermächtigt – für Bahnbau und andere öffentliche Arbeiten – ein Emissionskurs von 93.«

Jersey ließ die Zeitung sinken und dachte nach, während er zu v. Falk hinübersah.

»93 –?« wiederholte er – »das ist niedrig.«

»93,« sagte Juhl und betrachtete Jersey forschend – »und wer soll emittieren?«

Jersey las weiter:

»Die vereinigten Privatbanken!« sagte er.

»Also Welten!« bemerkte v. Falk trocken und blies den Rauch seiner Zigarre in einer langen Wolke von sich.

Ein Kollege von Jersey, Chef eines anderen Kontors, wandte sich hastig um, lehnte sich über den Stuhl rücken und blickte in die Zeitung.

»Das ist nicht möglich!« sagte er.

»Alles ist möglich!« bemerkte v. Falk ruhig.

»Aber die Nationalbank ist doch da –« wandte Svend ein.

»Aber Welten ist auch da!« sagte v. Falk in demselben Ton und sah mit dem bedeutungsvollen Blick, der Jersey immer unsicher machte, von einem zum anderen.

»Welten, meine Herren!«

»Er hat doch das alte Ministerium gestützt!«

»Welten stützt alle, die er brauchen kann.«

Es kam ein kühler Luftzug vom Sund her, der in undurchdringlicher Dunkelheit unter einem sternenbesäten Himmel dalag. Es war eigentlich viel zu spät im Jahr, um draußen zu sitzen.

Man fing an, sich Bewegung zu machen. Nur die älteren Herren, die Überzieher an hatten, blieben bei Likör und Zigarren sitzen.

Brynych hatte die Abendzeitung bekommen und las v. Galten daraus vor, der sich wie ein Schatten an ihn heftete.

»Jetzt fangen sie wieder mit ihrer Panama-Affäre an!« sagte Brynych und schüttelte bekümmert den Kopf. »Es ist doch zu toll, daß sie mit diesen Schurkenstreichen nicht fertig werden können.«

Die anderen blieben stehen und hörten zu. Brynych las Telegrammauszüge aus französischen Zeitungen vor.

Neue Minister kompromittiert. Neue Enthüllungen von alten Bestechungen. Neue Appelle an das Urteil des Volkes. Neue Pariser Schreie über die großen Schurken, die man laufen ließ, und die kleinen, die gehenkt wurden. »Die Panamasache ist eine Drachensaat.

Für jeden Kopf, der abgeschlagen wird, wachsen zehn neue hervor.«

»Gott sei Dank!« Brynch lehnte sich atemlos nach dem Vorlesen in den Stuhl zurück, »ich sage Gott sei Dank, daß wir in unserem lieben kleinen Vaterland leben. Wenn wir uns auch zanken und streiten und vermodern und versumpfen, derartige Schurkenstreiche kennen wir doch hierzulande nicht.«

»Es lebe die dänische Ehrenhaftigkeit – und unser unbestechlicher Beamtenstand!« sagte v. Falk, der im selben Augenblick vorbeiging, mit feierlichem Ernst.

Jersey wandte hastig sein scharfes Profil zu ihm um und versuchte in seinem Gesicht zu lesen.

Als Svend und v. Falk nach Hause fuhren – Jersey und Juhl saßen auf der anderen Seite des Landauers –, wandte v. Falk sich mit seinem liebenswürdigen Gesicht zu Svend, der lange geschwiegen hatte:

»Weshalb so schweigsam an einem so festlichen Abend?« Svend richtete sich auf.

»Ich kann nicht leiden,« sagte er leise, »daß Ihnen nichts heilig ist.«

»Gott bewahre – was habe ich verbrochen?«

»Ich finde, daß unsere Ehrenhaftigkeit und Unbestechlichkeit zu echt ist, um lächerlich gemacht zu werden.«

»Aber ich habe ja gerade gesagt –«

»Oh, ich kenne Ihren Ton nur zu gut. Und weshalb uns in Verbindung mit solchem Morast wie die Panama-Affäre nennen?«

»Sie mögen recht haben.« Im selben Augenblick fuhr ein Landauer mit einem alten langbärtigen Kutscher dicht an ihnen vorbei.

»Das war Weltens Kutscher!« sagte Svend und drehte sich nach dem Wagen um.

»Wer aber saß rechts neben Geheimrat Welten?« fragte Juhl und versuchte vergebens die Dunkelheit zu durchdringen.

»Das war unser hoher Chef,« sagte v. Falk munter, »Seine Exzellenz der Finanz- und Verkehrsminister, Kammerherr von Tithoff.«

44. KAPITEL

Es war spät, als Svend am nächsten Morgen erwachte. Der Kopf war ihm schwer von dem Stimmenlärm, von Tabaksrauch und Gaslicht.

Er kleidete sich Hals über Kopf an – das Bad mußte er streichen –, bemühte sich, Ellen nicht zu wecken, und hatte kaum zehn Minuten für sein Frühstück, als er ins Eßzimmer kam.

Er klingelte ungeduldig. Auch die Mädchen schienen die Zeit verschlafen zu haben. Die Zeitungen waren nicht da, und das Zimmer schien gar nicht aufgeräumt zu sein. Es war nur an der einen Seite des großen Tisches für ihn gedeckt.

Während er wartete, lief er die Zeitungen durch. Seit er auf politische Ziele zustrebte, hatte er auf die Hauptzeitungen abonniert.

Eine sensationelle Überschrift fesselte sein Auge:

»Die Staatsanleihe«, stand da, und dann mit kleineren Typen die offizielle Bekanntmachung, die gestern abend beim Kaffee vorgelesen worden war.

Darauf stand gesperrt gedruckt:

»Der Inhalt dieser Bekanntmachung wird berechtigtes Erstaunen in den weitesten Kreisen hervorrufen. Wir finden uns berechtigt, in diesen panamabewegten Zeiten gleich folgende, rückhaltlose Frage zu stellen:

»Weiß der Finanzminister nicht, daß es einen Direktor der Staatsschulden gibt?

Wo ist die Nationalbank in dieser Sache?

Weshalb sollen ›die vereinigten Privatbanken‹ einige Millionen auf Kosten der Staatskasse verdienen?

Bevor wir für heute schließen, wollen wir noch zur Kenntnis bringen, daß es der Departementschef Henning Kruse ist, der von Amtswegen die Verantwortung für die Vorbereitung der Angelegenheit trägt. Da sein Name in weiteren Kreisen nicht bekannt sein dürfte, so bringen wir ferner zur Kenntnis, daß Departementschef Kruse folgende private Stellungen mit seinem hohen Amt vereinigt: Mitglied des Direktoriums in Geheimrat Weltens Bank; Vorsitzender des Aufsichtsrates der Weltenschen Versicherungsgesellschaften, sowie

Aufsichtsbeamter bei den Weltenschen Stein- und Kalkwerken. Herr Kruse besitzt das prächtige Gut ›Wildpark«, in dem Geheimrat Welten, wie man sagt, eine bedeutende Hypothek stehen hat.«

Svend fuhr wütend in die Höhe und zerknitterte die Zeitung; glättete sie aber wieder und lief damit zu Ellen hinein, um ihr den unglaublichen Schurkenstreich zu zeigen.

»Was ist geschehen?« fragte Ellen erschrocken und richtete sich hastig auf, als sie Svends Gesicht sah, das blaß vor Zorn war.

»Das ist doch zu arg!« rief er außer sich, »lies dies hier – nein, hier!«

Während sie las, konnte er sich nicht ruhig verhalten und stampfte ungeduldig auf den Fußboden.

Ellen las so schnell sie konnte. Zuerst sah sie ganz verständnislos aus; als sie aber zu dem Namen ihres Vaters kam, wurde sie rot und beugte sich mit offenem Mund über die Zeitung. Dann warf sie sie auf die Erde, als sei sie davon beschmutzt worden.

»Pfui, was für ein Pack!« sagte sie verächtlich.

»Das ist ein überlegter Schurkenstreich!« Svend nahm die Zeitung auf und zerknitterte sie zum zweitenmal.

»Der arme Papa!« sagte Ellen mit Tränen in den Augen, »er ist so empfindlich, wenn es seinen guten Namen gilt!«

»Das wird ihnen ein teurer Spaß werden, darauf kannst du dich verlassen!«

Svend biß die Zähne zusammen und fuchtelte mit der geballten Faust, als hantiere er eine Reitpeitsche.

»Diese Flegel!« sagte Ellen mit Tränen in der Stimme, »was geht es sie an, wer Hypotheken in unserem Haus hat.«

Svend drehte sich um.

»Hat er denn fremdes Geld in ›Wildpark‹ stehen?«

»Das weiß ich wirklich nicht!«

Ellen warf den Kopf in den Nacken, so daß ihr Haar über den schön geschwungenen Rücken wallte.

Svend sah auf seine Uhr. Jetzt *mußte* er gehen.

Er nahm Ellen fest in seine Arme und küßte sie.

»Beruhige dich!« sagte er. »Wenn ich es erreichen kann, suche ich deinen Vater auf, bevor ich ins Ministerium gehe.«

Svend mußte eilen.

Der rasche Gang brachte seine Wut auf den Siedepunkt. Er vermochte nicht ruhig über die Sache nachzudenken. Er warf die ganze Zeit die Frage hin und her, wie man den Schurken, der die Verantwortung für die infame Beleidigung trug, am besten treffen könne.

Eine plötzliche Eingebung durchfuhr ihn wie ein Stich, so daß er mit einem Ruck stehen blieb.

Er starrte vor sich hin und versuchte die Eingebung kalten Blutes zu prüfen.

Auf die Redaktion gehen. Nach dem Redakteur fragen – ihn zur Rechenschaft ziehen.

Wenn er doch nur einen Stock bei sich gehabt hätte!

Aber eine Ohrfeige würde es auch tun. Es war ja nicht die Züchtigung selbst, sondern die Demütigung und die Scham, die am härtesten treffen würden.

Der Gedanke ließ ihn nicht los. Er sah die ganze Szene vor sich, spielte sie von Anfang bis zu Ende und fühlte eine kribbelnde Wollust, die Wut von sich zu geben, sie durch die Ohrfeige auf den verantwortlichen Schurken zu übertragen. Zwei halbwüchsige Jungen kamen ihm entgegen, sahen ihn erstaunt an und lachten.

Das kühlte ihn etwas ab. War durch solche Exekution eigentlich etwas gewonnen? Würde er seinem Schwiegervater damit einen Dienst erweisen – er, der seines guten Namens wegen so empfindlich war und alles, was nach Skandal schmeckte, verabscheute?

Svend hörte ihn »Knabenstreiche – Dummheiten« sagen, mit seiner klaren, scharfen Stimme.

Die Leute würden glauben, daß er im Einverständnis oder sogar auf Aufforderung von Kruse handelte. Nein, das ging nicht an.

»Stillschweigen ist die mildeste und zudem die probateste von allen Waffen!« hatte Kruse mal gesagt.

Svend blieb wieder stehen und dachte nach.

War es möglich, dieses mit Stillschweigen zu übergehen?

Nein – nein. Das *konnte* man nicht.

Selbst der Reinste muß sich reinigen, wenn er beschmutzt wird. Sonst bleibt etwas von dem Schmutz an ihm haften.

Svend war fast am Ziel, als er den Entschluß faßte, Didrichsen im Stich zu lassen und zu seinem Schwiegervater zu gehen. Kruse hatte wahrscheinlich noch nichts erfahren. Er las nur die konservativen Zeitungen, und es würde besser sein, daß Svend ihn vorbereitete, als wenn die Neuigkeit ihm brutal im Ministerium gegenübertrat.

Fräulein Jensen öffnete Svend die Tür. Sie war überrascht, ihn zu dieser Tageszeit zu sehen. »Himmel,« sagte sie, »Frau Byge ist doch nicht krank?«

Es war klar, daß sie nichts von dem Artikel wußte.

Svend beruhigte sie und fragte nach Kruse.

Er sei vor kaum einer Viertelstunde ins Ministerium gegangen.

So zeitig?

Ja, Herr Kruse sei in der letzten Zeit so beschäftigt gewesen.

Er kam also zu spät. Da es nun keinen Zweck mehr hatte, zu versäumen, eilte er in Didrichsens Bureau.

Er stieß in der Tür mit dem Justizrat zusammen, und es war ihm, als ob seine grauen Augen ihn prüfend streiften, indem er grüßte; aber er ging in sein Privatkontor, ohne etwas zu sagen.

Assessor Hansen fuhr geradezu auf seinem Drehstuhl vor innerer Aufregung in die Höhe, als er Svend

sah. Die kleinen Augen in dem fetten, blassen Gesicht funkelten vor Neugierde.

Svend ging auf ihn zu und sagte ohne Umschweife:

»Sie haben wohl die Infamie, die gegen meinen Schwiegervater gerichtet ist, gelesen?«

Der Assessor fuhr sich verblüfft durchs Haar. Es kam so plötzlich.

»Sie meinen – ach so – ja, es ist –«

Er suchte vergeblich nach einem passenden Wort.

»Gemein!« sagte Svend, »und Sie können sich darauf verlassen, daß es dem Betreffenden teuer zu stehen kommen soll.«

Der Assessor blickte zur Seite, sagte aber nichts. Svend konnte sich nicht auf seine Arbeit konzentrieren. Was er auch anfang, immer kehrten die Gedanken zu dem Artikel zurück. Er meinte, daß er aufspringen und etwas tun müsse, um den Fleck abzuwaschen, der auf Ellens Vater gefallen war. Es war ein ätzender Fleck, fast eine Brandwunde; und sie brannte auch ihn.

Als die Uhr endlich zwölf schlug, machte er, daß er fortkam.

Er atmete erleichtert auf, als er wieder auf der Straße stand und eilte ins Ministerium.

Auf der Kanzleitreppe begegnete ihm ein Bote aus seinem eigenen Ministerium, der ihn kannte und wußte, daß er Kruses Schwiegersohn sei.

Er grüßte übertrieben ehrerbietig. Aha, er weiß Bescheid, dachte Svend bei sich.

Als er durch den langen, halbdunklen Gang zwischen den Kontoren schritt, standen zwei Referendare aus dem Justizministerium in der Tür einer Portierloge, und es war Svend, als ob der eine dem anderen ein Zeichen zumachte, als er vorbeiging.

Es war das reine Spießrutenlaufen, bevor er Kruses Bureau erreichte.

Schon von weitem konnte man sehen, daß sich etwas im Departement ereignet hatte. Bald wurde mit dieser Tür geklappt, bald mit jener; und aus den Kontorzimmern klang lautes Reden auf den Gang hinaus.

Im Vorzimmer zu Kruses Kontor saß der Kontorbote mit der fatalen Zeitung vor sich auf dem Tisch. Als er Svend sah, fegte er eiligst die Zeitung vom Tisch, erhob sich und dienerte.

»Herr Departementschef Kruse ist nicht da!« sagte er vorsichtig, noch bevor Svend etwas gesagt hatte.

»Ist er nicht hier gewesen?«

»Doch – er kam zeitig – aber –«

Er stockte und zerrte nervös an seinen Rockknöpfen.

Svend trat ganz ins Zimmer und sah ihn fest an.

»Was ist geschehen?« fragte er.

»Herr Departementschef fühlen sich nicht ganz wohl – nein, aber wollen Sie nicht mit dem Bureauchef sprechen, Herr Assessor – ich werde sofort –«

Er versuchte an Svend vorbeizukommen, Svend aber hielt ihn ungeduldig zurück.

»Ist er nach Hause gegangen?«

»Nee – Herr Departementschef fühlten sich nicht wohl – ich mußte einen Wagen holen. Aber wollen Sie nicht – ich werde sofort dem Bureauchef –«

Svend stellte sich ihm in den Weg. Er war so bleich, daß der Kontordienner erschrak.

Svend biß sich auf die Lippe und zeigte auf die Zeitung, die auf der Erde lag. Es wollte ihm nur schwer über die Lippen.

»Hat – hat Herr Kruse den Artikel gelesen?« fragte er und bohrte seinen Blick in die erschrockenen Augen des Dieners.

»Ob? – Ja – jawohl, das glaube ich!«

»Wann?«

»Tja – Herr Departementschef bekommt die Zeitungen ja gleich des Morgens und dann –«

Was dann?«

Svend stampfte ungeduldig auf.

»Dann klingelte er nach dem Sekretär – und dann hatten sie eine längere Konferenz miteinander. Aber wollen Sie nicht lieber – ich will den Bureauchef rufen –«

»Herrgott,« bat Svend, »erzählen Sie mir doch, was Sie wissen.«

Der Kontordienner betrachtete ihn einen Augenblick. Dann strich er sich durch sein hochstehendes Haar und seufzte.

»Tja, dann kam der Sekretär mit einer Erklärung heraus, die gleich an alle Zeitungen geschickt werden sollte.«

»War sie offen?«

»Wie meinen Sie?«

»War sie in einem Kuvert? – Ich meine, ob Sie sie gelesen haben?«

»Ob ich? Ja – jawohl – sie war offen. Ich hab sie selbst dem Schreiber gebracht, denn sie sollten ja alle ein Exemplar haben – ich meine die Zeitungen. Aber, Herr Assessor, wollen Sie nicht lieber –«

Wieder versuchte er auszukneifen, Svend aber ließ ihn nicht los.

»Was stand darauf?« fragte er mit halber Stimme.

Der Diener fuhr sich wieder durchs Haar. Dann nahm er sich zusammen und ergab sich in sein Schicksal.

»Ja, da stand also, daß der Artikel eine infame Verdächtigung sei und daß der Departementschef ein freier und unabhängiger Mann sei – natürlich – der nie Geheimrat Welten ökonomisch verpflichtet gewesen sei – ich erinnere mich der einzelnen Worte nicht mehr so genau.«

Svend atmete wieder auf.

»Wann wurde er denn krank?«

»Ja, als ich so ne halbe Stunde später hineinkam, da – da sitzt der Herr Departementschef am Tisch, wie gewöhnlich – und dann fragt er mich, wieviel die Uhr ist.

Und dann sage ich: Punkt halb zwölf, Herr Departementschef. – Danke! sagt er – und dann sieht er mich an und sagt nach einer Weile: Entschuldigen Sie, sagt er, wünschen Sie etwas? – Mir wurde ja ganz komisch zumute, weil Herr Kruse selbst nach mir geklingelt hatte. – Herr Departementschef haben ja geklingelt, sage ich. – Richtig! sagt er und greift sich an den Kopf, als ob ihm etwas weh täte. Dann fragt er wieder, wieviel die Uhr sei. – Und dann sage ich ja noch einmal, wieviel sie ist; und dann sieht er mich von Kopf bis zu Fuß an und steht auf, wie er zu tun pflegt, wenn die Audienz vorbei ist; und dann sagt er mit seinem liebenswürdigen Lächeln: Haben Sie noch etwas auf dem Herzen? – Da wurde es mir ja klar, daß etwas nicht in Ordnung sei. Und ich sage, was mir so gerade einfällt: Jawohl, Herr Departementschef, sage ich, ich werde den Sekretär rufen. Na, da kamen ja sowohl der Sekretär wie der Bureauchef, aber Herr Kruse erkannte weder den einen noch den anderen. Er fragte, wie er sonst bei Audienzen zu fragen pflegt: Womit kann ich Ihnen dienen, meine Herren? – Ja, und dann holten wir also einen Wagen. Und der Departementschef ging ruhig mit – ganz wie er immer ist – und er sprach vom Wetter und – nur daß er keinen von uns kannte. Und dann fuhr der Sekretär mit ihm nach Hause.«

Svend saßen die Tränen im Halse. Auch der Kontordienner war bewegt und trocknete sich die Augen.

Er wollte durchaus den Bureauchef holen; Svend aber schüttelte den Kopf, grüßte und eilte davon.

»Oh, diese Schurken – diese gewissenlosen Ehrabschneider!«

Was hatte Kruse ihnen getan, daß sie ihn, die personifizierte Ehrenhaftigkeit, an seiner empfindlichsten Stelle, an seinem guten, alten Namen, treffen wollten?

Tränen kamen ihm in die Augen, während er nach dem Hause seines Schwiegervaters eilte. Trauer und Zorn zwangen sie abwechselnd hervor.

Als er bei Kruse klingelte, dauerte es eine Weile, bevor geöffnet wurde. Als das Stubenmädchen ihn sah, fragte sie, während sie sich die Augen trocknete:

»Herr Byge, wissen Sie, daß –«

»Ja!«

Svend ging rasch an ihr vorbei.

»Ist er zu Bett gebracht worden?«

»Nein – der Sekretär ist bei ihm. Sie sitzen im Bibliothekzimmer und warten auf den Arzt.«

Svend ging ins Zimmer, ohne anzuklopfen. In dem großen Stehspiegel des Wohnzimmers konnte er das Bibliothekzimmer sehen. Kruse saß zurückgelehnt in seinem Stuhl, der Sekretär saß neben ihm, bleich und ängstlich, und lauschte angespannt auf das, was Kruse sagte.

»Ich will Ihnen nämlich sagen, meine Frau ist etwas penibel mit Obst!« sagte er in demselben ruhig gemessenen Ton, der ihm in Gesellschaften eigen war.

Svend stand in der Tür.

»Papa!« rief er und ging mit ausgestreckter Hand auf ihn zu.

Kruse drehte verwundert den Kopf zu ihm um. Die scharfen, blauen Augen, die Ellens glichen, starrten ihm fremd und leer unter den buschigen Augenbrauen entgegen.

Dann erhob er sich aus seinem Stuhl, und der Mund formte sich zu dem verbindlichen Lächeln, das Svend so gut kannte. Er streckte seine linke Hand fragend dem Besucher entgegen, wie es seine Gewohnheit war und sagte verbindlich:

»Mit wem habe ich die Ehre?«

Svend konnte sich nicht länger beherrschen. Er zog sich zurück, um sein Schluchzen zu verbergen.

Im selben Augenblick klingelte der Arzt.

Die Diagnose war schnell gestellt. Eine lokale Gehirnlähmung hatte das Gedächtnis ausgelöscht, außer für solche Ereignisse, die weit zurücklagen.

Während die Mittags- und Abendzeitungen Kruses rückhaltlos, in seiner Kürze vollkommen zufriedenstellendes Dementi brachten, lag Kruse zu Bett, allem und jedem fremd. Er glaubte, daß er sich auf Reisen befände und sprach vom Hotel. Ellen geriet vollständig außer sich, als Svend nach Hause kam und sie schonungsvoll von dem Geschehenen unterrichtete.

Sie verlangte sofort, bei ihrem Vater zu sein. Und noch am selben Abend siedelte sie in ihr Vaterhaus über, um den Kranken zu pflegen, während Svend mit den Kindern und den Mädchen zurückblieb.

45. KAPITEL

Das Dementi tat seine Wirkung.

Sogar die betreffende Zeitung beschränkte sich auf die Bemerkung, daß man ein späteres Mal auf die Sache zurückkommen werde.

Einer verblühten Andeutung in einem Schmutzblatt, daß die plötzliche Erkrankung des Departementschefs die Zuverlässigkeit des Dementis in Zweifel ziehe, wurde von der gesamten Presse mit einem zornigen Protest begegnet, indem man offen die Oppositionszeitung dafür verantwortlich machte, durch ihre Ehrabschneidung einen alten, ehrliebenden Beamten krank gemacht zu haben.

Svend hatte in den ersten Tagen nach dem Erscheinen des Artikels den Redakteur vergebens zu treffen versucht. Als er jetzt sah, welche vollkommene Genugtuung seinem Schwiegervater überall zuteil wurde, gab er es auf, den Ehrabschneider persönlich zur Rechenschaft zu ziehen. Es war ja offenbar, daß der Schurkenstreich bereits auf seinen Urheber zurückgefallen war.

Mit Kruse ging es langsam bergab.

Als er Ellen sah, blitzte ein plötzliches Wiedererkennen in seinem leeren Blick auf; aber dieser Blitz verlöschte wieder im nächsten Augenblick, und er fuhr fort, seiner Umgebung fremd zu bleiben.

Das Gesicht fiel zusammen, die Züge wurden schlaff. Auch seine Sprache wurde nach und nach dick und unverständlich.

Svend kam täglich auf seinem Wege von Didrichsen zum Ministerium bei ihm vor. Er frühstückte mit Ellen zusammen, und wenn er Zeit hatte, kam er noch einmal des Abends, wenn die Kinder schliefen.

Svend konnte den Niedergang von Tag zu Tag erkennen. Der Arzt gab gar keine Hoffnung. Es war nur eine Frage der Zeit.

Ellen war zuerst trostlos, gewöhnte sich aber mit ihrer leichten Natur schnell an die Krankheit.

Sie pflegte ihren Vater treulich und war nicht zu bewegen, in ihr Heim zurückzukehren, bevor nicht eine Veränderung eingetreten war.

Sie stand dem Hauswesen vor, empfing den alten vornehmen Umgangskreis, der Besuch machte, um sich nach dem Befinden ihres Vaters zu erkundigen. Sie empfing ihre Freundinnen und teilte ihren Tag, wenn sie nicht bei dem Kranken war, ganz wie früher ein, so daß sie nach und nach so in ihr Mädchendasein zurückglitt, daß sie sich wunderte, wie wenig sie sich nach ihrem eigenen Heim sehnte.

Sie vermißte die Kinder mehr als Svend und war böse auf ihn, wenn ein Tag verging, ohne daß das Kindermädchen Zeit gefunden hatte, sie vormittags mit den Knaben zu besuchen.

Dagegen vermißte Svend sie, wenn er ganz ehrlich gegen sich sein wollte, nur in der allerersten Zeit. Er hatte jetzt solch wunderbaren Arbeitsfrieden zu Hause. Er sah sie ja täglich beim Frühstück, und außerdem hatte er die Kinder in der kurzen Zeit am Nachmittage, die er ihnen widmen konnte, ganz für sich.

Einen Monat später wurde Kruse in der Nacht von einem zweiten Schlaganfall betroffen. Als Ellen des Morgens wie gewöhnlich mit dem ersten Frühstück zu ihm hineinkam, fuchtelte er mit dem rechten Arm durch die Luft, der linke hing schlaff und unbeweglich über den Bettrand hinab.

Seine ganze linke Seite war gelähmt, und er hatte die Sprache verloren.

Ellen und die Krankenpflegerin gaben ihm abwechselnd sein Essen. Er mußte in allem und jedem wie ein kleines Kind versorgt werden; und der Arzt betrachtete von dem Tage an seine endliche Auflösung als nahe bevorstehend.

Eines Nachts in den ersten Tagen des November sah die Pflegerin, daß es zu Ende ging. Sie weckte Ellen.

Kruse lag mit geschlossenen Augen unter den hochgezogenen buschigen Brauen. Schweißperlen liefen

ihm über die blanke Stirn und die kahlen Schläfen, deren Fältchen die Krankheit geglättet hatte. Er bewegte seine rechte Hand tastend auf der Bettdecke. Ellen ergriff sie mit beiden Händen und drückte sie weinend an ihr Gesicht.

Dann kam ein röchelnder Laut tief aus der Kehle. Ein Seufzer drängte sich durch die schmalen Lippen; und das Licht war ausgeblasen.

Es war, als ob der haßerfüllte Angriff auf Departementschef Kruse und das dadurch hervorgerufene Dementi den Sturm lauf, den man gegen den Finanzminister geplant, abgeschwächt hatte.

Ob man tatsächlich keine eigentliche Grundlage für einen Angriff besaß oder ob man die allgemeine Stimmung gegen sich hatte und aus Rücksicht auf die Abonnenten nicht fortzusetzen wagte, oder ob man einsah, daß der allmächtige Welten ganz allein durch eigene Pfiffigkeit und die Dummheit der Regierenden, also ohne heimliches Kommissionssalär, seiner eigenen Bank den unbestreitbaren Vorteil durch einen allzu niedrigen Emissionskurs zugewendet hatte – genug, die angekündigte Untersuchung blieb aus, und die Sache geriet in Vergessenheit.

Beim Ableben des Departementschefs flackerte die Indignation gegen die Zeitung von neuem auf und machte sich in überströmenden Lobreden auf den Verstorbenen in allen Zeitungen, die sich zur anständigen Presse rechneten, Luft.

Das Begräbnis, das im Namen der Familie von Justizrat Didrichsen geordnet wurde, versammelte die Spitzen aus allen Ministerien. Der König und der Kronprinz ließen sich vertreten, Prinz Adolph, der Premierminister, Geheimrat Welten und Kammerherr Tithoff waren persönlich zugegen.

Der Geistliche hielt eine wundervolle Rede, und der Sarg wurde durch ein Spalier von Palmen und florumwundenen Kandelabern von Assessoren und Referendaren aus Kruses eigenem Departement getragen.

Justizrat Didrichsen und Svend dankten im Namen der Familie nach der Trauerfeier.

Kruse hinterließ kein Testament. Svend und Ellen, die in Gütergemeinschaft lebten, erbten das ganze Vermögen, wie Kruse es einmal seinem Schwiegersohn gegenüber angedeutet hatte.

Ellen überwand den Schmerz rasch; der Tod war ja nicht unerwartet gekommen. Von dem Tage an, wo Kruse gelähmt wurde und die Sprache verlor, war er im eigentlichen Sinne für sie tot gewesen.

Nachdem das Begräbnis überstanden war, begannen sie an die Zukunft zu denken.

Svend war plötzlich ein wohlhabender Mann geworden. Sowohl bei Didrichsen wie im Ministerium merkte er die Veränderung. Seine Worte hatten ein Gewicht bekommen, das sie früher nicht gehabt hatten, wie wohlbegründet und überlegt sie auch gewesen sein mochten.

Einige Tage nach dem Begräbnis rief Didrichsen ihn in sein Privatkontor und sagte:

»Ich weiß nicht, lieber Herr Byge, ob wir uns der Hoffnung hingeben dürfen, Sie hier zu behalten.«

»Ja, weshalb nicht?« fragte Svend.

»Ich meinte, ob Sie sich vielleicht wegen der veränderten Verhältnisse auf Ihre Tätigkeit im Ministerium beschränken wollen. Sie sind ja jetzt, wenn auch kein reicher, so doch ein wohlsituiertes Mann. Aber wenn ich Ihnen raten darf, so glaube ich, daß es klug wäre, keine Veränderung zu treffen.«

Didrichsen begann von dem Nachlaß zu sprechen, für den er als Erbschaftsvollstrecker eingesetzt war.

Er erhob sich und bot Svend eine Zigarre – eine von den feinsten aus dem Schrank.

Indem er Svend ein Streichholz reichte, sagte er:

»Sehen Sie, was Briefe und Dokumente und dergleichen anbelangt, so erinnere ich mich, daß Ihr Schwiegervater seine private Korrespondenz in dem alten Sekretär in seinem Zimmer aufbewahrte.«

Er machte eine Pause. Als Svend aber nichts sagte, fuhr er fort: »Sicher werden darunter Sachen sein, die für die Ordnung des Nachlasses von Interesse sind. Wäre es darum nicht das beste, wenn ich selbst hinkäme und das rein Private von dem Geschäftlichen sonderete?«

»Ja – a!« sagte Svend gedehnt. Er meinte, daß er niemandem Zugang zu Kruses heimlichen Fächern geben

könne, bevor er Ellens Erlaubnis dazu bekommen hatte.

»Wir können es ja gemeinsam tun!« beeilte Didrichsen sich hinzuzufügen; als Svend aber zögerte – er suchte nach einer passenden Antwort, die nicht verletzend wirkte –, sah Didrichsen mit einem hastig forschenden Blick von der Seite zu ihm auf.

Dann erhob er sich und sagte:

»Als Exekutor wäre es eigentlich meine Pflicht; aber ich verstehe und achte Ihre Bedenken. Doch muß ich hinzufügen« – hierbei richtete er seine grauen, zutrauerweckenden Augen fest auf Svends, so daß dieser einen Augenblick überlegte, ob Didrichsens Worte wohl einen besonderen Sinn verbargen –, »daß mir die Verhältnisse Ihres Schwiegervaters recht genau bekannt sind.«

Der Justizrat begann im Zimmer auf und ab zu gehen, von den Fenstern bis zur Tür und wieder zurück.

»Ich möchte Ihnen den Vorschlag machen, daß Sie den Nachlaß selbst ordnen,« sagte er und blieb stehen. »Sie haben ja bereits zu meiner Zufriedenheit mehrere kleinere Nachlasse geordnet. Dabei verdienen Sie dann außerdem« – Didrichsen lächelte – »einen Anteil des Exekutorhonorars.«

Svend wurde rot und wollte ihn unterbrechen; Didrichsen aber ließ ihn nicht zu Worte kommen.

»Ja, so soll es sein! Das ist die natürlichste Lösung. Dabei können Sie ja selbst beurteilen, was den Nachlaß berührt und was nicht; und Sie und Ihre Frau sind dann sicher, daß nichts in fremde Hände kommt, das – aus irgendeinem privaten Grunde« – Didrichsens graue Augen ruhten wieder einen Augenblick bedeutungsvoll in Svends – »am besten außerhalb bleibt. Ich meine, Sie legen mir ja Rechenschaft ab, und ich werde mich nach Ihren Bestimmungen richten.«

Didrichsen sah auf seine Uhr, drückte Svend die Hand und begleitete ihn – eine Höflichkeit, die nur vornehmen Klienten erzeigt wurde – durch das äußere Kontor auf den Korridor.

Als Svend Ellen von Didrichsens Bestimmung Mitteilung gemacht hatte, gingen sie zusammen in Kruses Zimmer hinter dem Bibliothekzimmer.

Ellen suchte den Schlüssel zu dem alten Sekretär hervor und schloß auf.

Hier lagen Haufe neben Haufe von zierlich geordneten Papieren.

»Das ist eine tüchtige Arbeit!« sagte sie.

Sie beschlossen, bis auf weiteres in Kruses Wohnung überzusiedeln. Das Kindermädchen wurde in einem der Fremdenzimmer installiert. Ellen hatte die Kinder bei sich in ihrer Mädchenstube und Svend bekam Kruses Schlafzimmer.

Schon am nächsten Tage waren sie so weit eingerichtet, daß sie beim Frühstück verabredeten, denselben Abend noch die Sache gemeinsam in Angriff zu nehmen. Svend war wegen des Umzuges zu Hause geblieben.

Nach dem Frühstück begab Ellen sich auf eine Besuchstournee. Den Vornehmsten und Intimsten ihres Umgangskreises wollte sie persönlich für die erwiesene Teilnahme während der Krankheit und beim Begräbnis ihres Vaters danken.

Kurz nachdem Ellen gegangen war, kamen einige Besuche, denen Svend sich verleugnen ließ.

Da klingelte es wieder und diesmal meldete Fräulein Jensen Seine Exzellenz Kammerherrn Tithoff, Svends eigenen Vorgesetzten.

Der Kammerherr erhob sich, als Svend aus dem Bibliothekzimmer in den Salon kam.

»Mein lieber, junger Freund!« sagte er in kondolierendem Ton und streckte Svend beide Hände entgegen. »Ich konnte es mir nicht versagen, noch einmal in das Haus meines alten Freundes zu kommen, wo ich so viele behagliche Stunden verlebt habe.«

Svend dankte ehrerbietig und bat ihn, Platz zu nehmen. Der Kammerherr aber wandte sich zu der offenstehenden Tür des Bibliothekzimmers um, von wo man in Kruses Zimmer sehen konnte, und sagte mit bewegter Stimme:

»Ach, es ist noch alles wie früher. Sie erlauben, daß ich die teuren alten Zimmer betrete.«

Svend folgte ihm.

Tithoff nahm in Kruses bequemem Schreibtischstuhl Platz, lehnte sich zurück und blickte sich im Zimmer um.

»Da steht der schöne alte Sekretär und der Bücherschrank. Ach, ja, ja. – Ich kann mir denken, daß Sie damit beschäftigt sind, die hinterlassenen Papiere durchzusehen?« sagte Tithoff kurz darauf und blickte Svend von der Seite an.

»Noch nicht, Euer Exzellenz –, aber heute abend wollten wir damit beginnen.«

»Wir –?«

»Ja, Ellen und ich.«

»Die liebe, kleine Frau Ellen – sie ist nicht zu Hause?«

»Sie ist leider ausgegangen, aber –«

»Grüßen Sie sie herzlich von ihrem alten Freund!«

Der Kammerherr seufzte und strich sich über die Stirn.

»Ach ja, wir müssen alle fort – der eine nach dem anderen. Wer aber hätte geglaubt, daß Kruse – ich bin doch älter als er – und jetzt sitze ich hier auf seinem Stuhl und warte, daß die Reihe an mich kommt! Na, Sie wollen sich also heute abend an den Sekretär hermachen. Das wird eine bedeutende Arbeit werden, mein junger Freund. Was ich sagen wollte, wenn da

irgend etwas ist – ich meine Briefe oder Dokumente, die Sie erklärt haben möchten –, so stehe ich zur Verfügung. Ich habe Ihrem Schwiegervater ja während vieler Jahre sowohl in privater wie – eh – geschäftlicher Beziehung sehr nahegestanden. Kommen Sie nur zu mir, lieber Freund!«

»Vielen Dank, Exzellenz, aber ich glaube kaum, daß es nötig sein wird. Denn es handelt sich ja hauptsächlich um die Sachen, die für den Nachlaß von Wichtigkeit sind.«

»Didrichsen ist Exekutor, nicht wahr?«

Tithoff sah ihn von der Seite an. »Jawohl, Exzellenz, und ich übernehme die Ordnung des Nachlasses als sein Assessor.«

»Aha!« Tithoff nickte vergnügt. »Sehr rücksichtsvoll und – äh – bedachtsam von Didrichsen. Ja, er ist ein alter Ehrenmann.«

Der Kammerherr nahm verschiedene Gegenstände vom Schreibtisch in die Hand, und rief sich bald dieses, bald jenes aus Kruses Zeit ins Gedächtnis zurück.

Dann wandte er sich plötzlich zu Svend und sagte:

»Apropos, Herr Byge, darf ich mir die Frage gestatten, wie Sie sich Ihre Zukunft gedacht haben? Wir behalten Sie doch im Ministerium?«

»Ja, Exzellenz, ich beabsichtige keine Veränderung zu machen – ausgenommen in der Sache, die ich Ihnen vor einiger Zeit anzudeuten die Ehre hatte –«

»Ah – ich erinnere mich. Sie meinen, die politische Karriere.«

Tithoff erhob sich. Er legte seine Hand auf Svends Schulter.

»Das hat meine wärmste Zustimmung. Wie ich Ihnen bereits damals sagte: wir brauchen frische Kräfte mit einem festen Glauben an die Zukunft. Junge Leute wie Sie, Herr Byge.«

Der Kammerherr blickte aus dem Fenster und räusperte sich. Dann fuhr er in einem leisen und vertraulichen Ton fort:

»Es ist vielleicht nicht richtig von mir, nein, ganz korrekt ist es sicher nicht« – Tithoff wandte sich zu Svend und lächelte ihm schelmisch mit seinen runden Augen zu –, »aber ich werde trotzdem die Verantwortung auf mich nehmen. Sehen Sie, mein junger Freund, ich habe über Sie und Ihre Zukunft nachgedacht – und um Ihnen Ihre politische Aufgabe zu erleichtern – Sie wissen selbst, was es für jemanden, der in den Reichstag will, heißt, eine Position zu haben – und Assessor« – Tithoff lächelte nachsichtig – »klingt ja nicht nach viel – um Ihnen also eine Erleichterung zu verschaffen, will ich Ihnen verraten, daß ich Sie zum Nachfolger des alten Expeditionssekretärs Galten ausersehen habe, wenn er zu Neujahr mit Brynch abtritt. Sie wissen vielleicht, daß man beabsichtigt, den Posten eines Expeditionssekretärs aufzuheben und ihn zu einer Bureauchefstellung zu machen. – Das muß natürlich bis auf weiteres

unter uns bleiben. Ich möchte Sie sogar bitten, auch Ihrer Frau, unserer lieben kleinen Ellen gegenüber, Stillschweigen zu bewahren.«

Svend war beglückt. Das Blut stieg ihm zu Kopf, während er dem Kammerherrn herzlich und dankbar die Hand drückte.

»Ja, ja, Sie sind ein tüchtiger, junger Mann. Ich meine, daß Sie dies durch Ihre ausgezeichnete Arbeit mit dem Fischereigesetz, die Prinz Adolph mehrfach lobend erwähnt hat, verdient haben.«

Kurz darauf verabschiedete er sich.

Als Ellen nach Hause kam, wunderte sie sich, daß Tithoffs Besuch Svend in solch strahlende Laune versetzt hatte.

Svend aber hielt sich tapfer und verriet nichts von der vertraulichen Mitteilung.

46. KAPITEL

Ellen verlor bald die Lust, wie zu erwarten war.

Nachdem sie die Lichter in den vielarmigen Silberleuchtern auf dem Sekretär entzündet hatten, damit das Innere der Fächer beleuchtet wurde – als der erste Haufe angegilbter Papiere aus Kruses Assessortagen geöffnet und seinen Inhalt von mehr oder weniger interessantem Stoff, Referate über Sitzungen, Geschäftsbriefe und dergleichen offenbart hatte –, da begann Ellen sich bereits zu langweilen.

Sie zählte die Haufen in den Schränken, und da Svend nicht darauf eingehen wollte, die Reihenfolge zu unterbrechen, um solche zu suchen, die interessanter aussahen – hauptsächlich die, in denen Ellen Briefe von ihrer Mutter vermutete –, so erklärte sie, daß er sie rufen solle, wenn er etwas Spannendes fände, und setzte sich bequem ins Sofa, um das Feuilleton zu lesen.

Da aber Svend, der in seine Arbeit vertieft war, nur kurze Antworten gab, wenn sie ihn unterbrach, und nachdem sie schließlich auch noch alle Annoncen in der Leitung gelesen hatte, sagte sie mürrisch gute Nacht und ging zu Bett.

Es wurde weit über Mitternacht, bevor Svend zu Kruses Tagen als Departementschef kam.

Er fand keine Veranlassung, etwas aus den früheren Haufen für den Nachlaß auszuscheiden.

Es waren viele interessante Schreiben darunter, Briefe von Leuten, die später berühmt geworden waren – Entwürfe zu Zeitungsartikeln, wirtschaftliche und politische – und vieles mehr. Aber es war unmöglich, alles durchzulesen. Svend numerierte die Haufen und notierte das, worauf er später zurückkommen wollte, wenn er erst das Ganze durchgesehen hatte.

In dem Haufen aus den ersten Departementscheftagen tauchten Tithoffs und Weltens Namen zum erstenmal auf, wogegen Didrichsens Name ganz bis in die Assessoratage verfolgt werden konnte.

Der erste Brief von Welten war überschrieben:

»Hochwohlgeboren Herrn Departementschef Kruse.«

Es war eine Mitteilung von Welten in seiner Eigenschaft als Bankier, daß er für Kruses Rechnung eine Partie Aktien in dem Stein- und Kalkwerk zu 88 gekauft und sie später zu 97 verkauft habe. Die Kursdifferenz stehe Kruse in Weltens Kontor zur Verfügung.

Daher stammte also Kruses Bekanntschaft mit Welten. Er war Kruses Bankier gewesen.

Sein Schwiegervater hatte ihm mal erzählt, daß er ganz mittellos begonnen und sich langsam zu Wohlstand hinaufgearbeitet habe.

Diese Papiere, die die Vermögensangelegenheiten seines Schwiegervaters berührten, interessierten Svend darum besonders. Er meinte etwas aus diesem langsamen Emporsteigen lernen zu können.

In den früheren Papieren war von Honorar für Extraarbeiten im Ministerium und ähnlichen Einnahmequellen die Rede gewesen. Außerdem war daraus hervorgegangen, daß Kruse als Sammler kostbare Möbel auf Auktionen gekauft und sie später unter der Hand mit großem Vorteil wieder verkauft hatte; die Kontokorrentbücher aus jener Zeit aber konnte Svend nirgends finden.

So weit hatte Kruse es also durch verständige Ökonomie bereits in seinen ersten Departementstagen, zweiundvierzig Jahre alt, gebracht, daß er Aktien für einen Betrag von 8800 Kronen kaufen konnte. Welten hatte sie für 9700 Kronen verkauft, also hatte er in weniger als zwei Monaten 900 Kronen verdient.

Es interessierte Svend außerordentlich zu sehen, welche feine Nase Kruse bereits damals gehabt hatte.

Er suchte weiter und freute sich an jedem Papier, das Weltens feine, spitze Handschrift trug.

Es war überraschend, wie Kruse das Geschäftliche leitete. Wieder und wieder kaufte er Aktien und Obligationen, und immer mit Gewinn. Nicht eine einzige von Weltens Abrechnungen enthielt einen Kursverlust.

Es war amüsant, die Entwicklung von Kruses und Weltens Privatverhältnis bei dieser glückbegünstigten Geschäftsverbindung zu verfolgen.

»Hochwohlgeboren« fiel fort. Statt dessen stand: »Hochverehrter Herr Departementschef«. Dann kam »Lieber Herr Departementschef«. In den letzten Briefen hieß es schlecht und recht: »Lieber Kruse«.

Diese langjährige Geschäftsverbindung zwischen Kruse und seinem Bankier also war es, die die Zeitung in den Schmutz gezogen und als eine unwürdige, fast kriminelle ökonomische Abhängigkeit verdächtigt hatte.

Eher hatte man Welten von Kruse abhängig nennen können. Denn die Stadt war doch voll von Bankiers, und Kruses feine Nase kam doch auch Welten zugute,

denn er berechnete sich wohl eine Provision wie alle anderen.

Ja, ja, aus diesem Nachlaß konnte man viel lernen.

Amüsam war es auch, wie dieser feine Spürsinn, der in Verbindung mit natürlichem Takt Kruses vornehmste Eigenschaft gewesen sein mochte, von denen gewürdigt wurde, die ihn kennen lernten.

Da waren vertrauliche Briefe von Ministern, die ihn in besonderen Angelegenheiten um Rat fragten. Zum Beispiel von Tithoff. Svend konnte chronologisch verfolgen, wie die Orden durch Kruses Verdienst reif wurden und von selbst auf seine Brust fielen.

Und seine Ämter –

Es war ja selbstverständlich, daß Welten sich eine so außergewöhnliche Kraft sicherte. Er hatte nicht umsonst den Ruf, daß er stets den richtigen Mann für den richtigen Posten zu finden wisse.

Da war der Brief, in dem Welten Kruse aufforderte, in die Bankverwaltung einzutreten. Eine bedeutende Tantieme war damit verbunden.

Dann kam in einem Päckchen für sich die Korrespondenz betreffs der Stein- und Kalkwerke, bei denen Kruse ja später Aufsichtsbeamter der Regierung geworden war.

Einer der ersten Briefe, der Svend in die Hand fiel, handelte von der Konzession für den Hafen, der in der Nähe des Steinbruches angelegt werden sollte.

Welten bat Kruse, daß er seinen Einfluß geltend machen möge. Kruse schien dies abgeschlagen zu haben, denn in dem nächsten Brief versuchte Welten ihn zu überreden und fügte hinzu, daß er für Kruses Rechnung Aktien der Stein- und Kalkwerke gekauft habe, da vorausszusehen sei, daß sie nach Erlangung der Konzession stark steigen würden. Für 50 000 Kronen!

Svend begriff nicht recht – wie konnte er ohne Kruses Auftrag für 50 000 Kronen Aktien kaufen?

Ah, hier war die Erklärung:

»Sie stehen vorläufig für meine eigene Rechnung«, stand weiter unten.

Ja, aber – Svend wurde wieder nachdenklich.

Vorläufig? was sollte das heißen?

Bis wann? – und weshalb bot er sie Kruse überhaupt an, wenn sie so vorteilhaft waren? – Ohne Auftrag! – Weshalb behielt er sie da nicht selbst? – 50 000 Kronen! – wie war es möglich, daß Kruse so viel verfügbares Kapital hatte, daß Welten daran denken konnte –?

Svend griff sich an die Stirn, sein Kopf glühte, und seine Hände waren kalt von dem beschwerlichen Handschriftenlesen. Er stand auf und löschte die Gas-krone, holte die Lampe aus dem Bibliothekzimmer und blies die herabgebrannten Lichter aus.

Er tat alles ganz mechanisch. Seine Gedanken umkreisten beständig die große Summe, die Welten für Kruse gezeichnet hatte – heimlich, ohne Auftrag.

Von der erstaunlichen Geschäftstüchtigkeit geblendet, die Kruse in so wenigen Jahren ein verfügbares Kapital von 50 000 Kronen verschafft hatte, stürzte er sich mit erneutem Eifer über die Papiere.

Wieder ein Brief von Welten. Er dankte Kruse, daß er seinen Einfluß zugunsten der Konzession geltend gemacht habe. Dann stand da etwas von einem Widerstand im letzten Augenblick von seiten des Ministers, mit dem er aber bald fertig geworden sei.

Wieder lehnte Svend sich zurück und grübelte.

Kruses Einfluß bei der Regierung also war es, der die Konzession verschafft hatte – und diese Konzession war es, die die Aktien so gewaltig zum Steigen bringen würde.

Kruse aber war selbst Aktionär – heimlicher Aktionär.

Svend erhob sich, von einem plötzlichen, scharfen und unbarmherzigen Licht geblendet. Etwas wälzte auf ihn ein, obgleich er sich unwillkürlich dagegen wehrte – etwas, dem er auf den Grund gehen mußte.

Er beugte sich über die Papiere.

Da kam ein Brief von Welten, in dem er Kruse einen alten Bauernhof bei den Kalkwerken anbot – großer alter Garten, der sich bis zum Strand erstreckte – 75 Tonnen Land, die in wenigen Jahren Bauplätze für eine Stadt werden würden, die notwendig um den Hafen emporblühen müßte und nirgends anders liegen konnte.

Er hätte ihn an der Hand. Kruse sollte ihn sehr billig bekommen. »Eine ausgezeichnete Sommerresidenz für den Aufsichtsbeamten der Regierung« stand da.

Im selben Augenblick, als Svend begriff, daß es sich hier um »Wildpark« handelte, erinnerte er sich der boshaften Bemerkung der Zeitung über Weltens Hypothek.

Er untersuchte fieberhaft die Daten der Briefe und machte eine Entdeckung, die seine Hände zum Zittern brachte.

Dieser Brief, der von dem Kauf von Wildpark handelte, war vor der Konzession geschrieben – der Konzession, die Kruse Welten verschafft hatte.

Svend bekam Herzklopfen. Ein Gefühl des Grauens kroch ihm durch den Körper.

Hier saß er mitten in der Nacht und durchstöberte die geheimsten Papiere eines Toten – seines Schwiegervaters; warf Streiflichter über das Verborgene einer Menschenseele, der er so nah gestanden und zu der er aufgesehen hatte.

Einen Augenblick dachte er daran, das Ganze aufzugeben; aber die angstvolle Ahnung, die bereits mehr war als ein Verdacht, zwang ihn gegen seinen Willen vorwärts.

Die Hypothek – die Abhängigkeit – alles das, was Kruse so gründlich dementiert hatte – er *mußte* jetzt Klarheit haben.

Er konnte den Gedanken an Kruses plötzliche Krankheit nicht loswerden.

Stand der infame Artikel wirklich damit in Verbindung?

Er versuchte die Sache von neuem ruhig zu durchdenken, wie sie sich ihm durch diese alten, vergilbten Papiere offenbarte.

Eins war unverkennbar: bevor die Konzession gegeben worden war, war Kruse Besitzer von Wildpark und Aktionär geworden, heimlicher Aktionär. Kruses eigene Interessen waren also im höchsten Grade mit diesem Hafen verbunden, den er durch seinen Einfluß Weltens Kalkwerk verschafft, nachdem er zuerst abgeschlagen hatte, dafür zu wirken.

Nein, nein – es war ja nicht möglich –, es mußte sich eine Lösung finden, eine ehrenhafte Erklärung.

Da war zum Beispiel die Hypothek, von der die Zeitung geschrieben hatte – davon hatte doch nirgends etwas gestanden.

Es mußte aus dem Grundbuch des Bezirks ersichtlich sein, wer die Hypothek hatte – denn der Hof war natürlich belastet. Wahrscheinlich hatte der frühere Besitzer, der Bauer, der das Gut verkauft hatte, diese Hypothek. Denn wer konnte ein Besitztum wie Wildpark schuldenfrei kaufen gegen volle Barzahlung? Kruses Vermögen war ja in Aktien und Wertpapieren angelegt. Außerdem – stand da nicht ausdrücklich »eine geringe Anzahlung«? Ja – da stand es, in dem ersten Brief.

Svend blätterte nervös weiter in den Briefen und suchte das Wort: Hypothek.

Er fand es.

»Die Zinsen der Hypothek stehen auf unserer alten Rechnung gebucht!« stand am Schluß eines Briefes, dem eine Jahresabrechnung beigegeben war.

Also doch!

Aber es war doch immerhin möglich, daß von einem anderen Besitztum die Rede sein konnte. Er *wollte* Gewißheit haben, koste es, was es wolle.

Er ging zum Schrank und suchte. Es mußte doch irgendwo ein Hauptbuch – ein Kontokorrent sein.

Im Schrank fand er keins.

Dann zog er die Schubladen des Schreibtisches auf und fand schließlich, was er suchte.

Da war ein Zwischending zwischen einem Journal- und einem Kontokorrent für das laufende Jahr.

Svend suchte nach dem letzten Fälligkeitstage der Hypothekenzinsen und fand unterm 18. Juni:

»Löste heute die erste Hypothek in Höhe von 75 000 Kronen bei Welten ein und besitze jetzt *Wildpark* schuldenfrei.«

75 000 Kronen! Woher stammte diese große Summe?

Sämtliche gebuchten Aktien und Obligationen, die Kruse in einem von Weltens Schrankfächern hinterließ, waren doch unberührt, wie aus den am Zinstermin erhobenen Couponbeträgen hervorging.

Svend ließ den Rest des Haufens liegen und ging fieberhaft an die Korrespondenz des letzten Jahres. Sie lag chronologisch geordnet in der obersten Schreibtischschublade.

Ihm war, als habe er Fieber. Mit zitternden Händen suchte er, ohne sich eingestehen zu wollen, daß es das eine Wort »Staatsanleihe« war, das jetzt alle seine Gedanken in Anspruch nahm.

Lange suchte er vergebens. Da fand er schließlich einen Brief von Welten, vom 3. Juni. Darin stand:

»Ich habe heute mit Tithoff über die Staatsanleihe gesprochen und möchte jetzt gern eine Unterredung mit Ihnen in derselben Angelegenheit haben.«

Über das, was in dieser Unterredung verhandelt worden war, lag nichts Schriftliches vor.

In dem Tagebuch aber fand er unter dem 7. Juni:

»Hatte heute eine entscheidende Unterredung mit Welten.«

Und dann am 18. Juni die Einlösung der 75 000 Kronen.

An Brynchs Jubiläumstag im September war dann die Staatsanleihe im Regierungsblatt veröffentlicht worden.

Tags darauf verdächtigte die Zeitung Kruse, daß er von Welten bestochen sei. Und Kruse erklärte, daß er ein freier und unabhängiger Mann sei.

Ja – das war wahr. Als das Dementi kam, hatte Welten keine Hypothek mehr in Wildpark.

Da besaß Kruse es »schuldenfrei«. Aber um welchen Preis?

Svend wurde es eiskalt an Händen und Füßen, während ihn ein Gefühl tiefen Ekels durchschauderte.

Gleich darauf wurde ihm so brennend heiß, daß er aufsprang und ein Fenster zu dem dunklen Kanal hinaus öffnete.

Ein kalter Windzug kam herein, so daß die Lampe auf dem Schreibtisch aufflackerte. Er mußte es wieder schließen.

Dann ging er im Zimmer hin und her und versuchte das, was er erfahren hatte, zu sammeln.

Das Wort »schuldenfrei« hatte sich in ihm eingegraben und wollte ihn nicht wieder freigeben. Er wiederholte es unablässig im stillen, während Erinnerungen an Kruse und an Dinge, die dieser gesagt hatte, in ihm auftauchten und ihn zu rechtfertigen versuchten. erinnerte sich an dieses und jenes. – Sprach so ein Schwindler, – ein bestochener Beamter?

Er dachte an Ellen, an seine kleinen Knaben; und wieder durchfuhr ihn ein Schauer. Er wagte es nicht, mit all dem, was auf ihn einstürmte, allein zu sein. Und noch weniger wagte er zu ihr, die ahnungslos schlief, hineinzugehen.

Er blieb stehen und griff sich an den Kopf.

Wie sollte er ihr das Schreckliche sagen? Ihr sagen, daß ihr Vater sein Vermögen durch Bestechungen verdient, von den ersten Tagen seines Wirkens als Departementschef an, als Welten ihn zum erstenmal gekauft hatte.

Das scharfe Licht, das jetzt über den ganzen Zusammenhang gefallen war, über die glänzenden Bankiergeschäfte, bewies, daß Kruse nie Kapital, sondern nur Einfluß gehabt hatte.

Und diesen Einfluß hatte er verkauft.

Die Kursunterschiede waren eine regelrechte Bestechung, wenn sie auch nicht von dem Strafgesetz betroffen werden konnten. Denn wer wollte beweisen, daß Welten nicht wirklich in Kruses Auftrag gekauft, daß Kruse nicht die feine Nase gehabt hatte?

Ach, er wollte das Ganze für sich behalten. Niemand brauchte die Schande kennen zu lernen. Ellen sollte nichts davon ahnen.

Er wollte Stillschweigen bewahren, und wenn der Nachlaß geordnet war, wollte er diese gefährlichen Papiere verbrennen.

Hatte Didrichsen – hatte Tithoff eine Ahnung?

Beide hatten auf die hinterlassenen Papiere angespielt. Tithoff hatte ihn sogar aufgefordert, daß er zu ihm kommen möge, wenn er eine Erklärung nötig habe.

Nein, nein! – Er hatte kein Recht, so etwas zu glauben.

Er wollte nicht zu Tithoff gehen, nichts verraten. Kruses Schande sollte mit ihm ins Grab sinken – und mit Welten, dem einzigen, der davon wußte.

Kruse hatte sich seinen Tod nicht so nah gedacht, sonst wäre diese Korrespondenz jetzt sicher verbrannt, oder wenigstens gereinigt gewesen.

Svend wünschte, daß es geschehen sei. Dann wäre nicht dieses furchtbare Geheimnis zwischen ihm und dem Toten gewesen, ein Geheimnis, das er sein ganzes Leben lang vor Ellen verbergen mußte.

Svend rang nach Atem und griff vor sich durch die Luft – so plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke:

Es konnte ja nicht verborgen bleiben!

Er versuchte seine Nerven zur Ruhe zu zwingen.

Ruhig denken! – Ruhig! – Also wie lag die Sache?

Er stand eine Weile und grübelte mit gesenktem Kopf. Aber er fand keine Lösung –

O Gott – o Gott – es konnte ja nicht verborgen bleiben!

Wie sollte er vor Ellen und der Welt verbergen, daß sie plötzlich arm geworden waren? Denn das Vermögen, das durch Unehrlichkeit erworben war, das konnten sie nicht annehmen.

Er versuchte sich einen Ausweg zu verschaffen. Was konnten er und Ellen dafür – es war ja der reine Zufall, daß er entdeckt hatte – wenn er die Briefschaften nicht durchgesehen hätte, dann würde er jetzt ja mit Recht

reich sein. Nein, das konnte niemand verlangen, daß er Verzicht leistete!

Es gelang ihm nicht, um die Sache herum zu kommen.

Jetzt weißt du es aber – und jetzt kannst du die Erbschaft nicht antreten! protestierte etwas in ihm.

Selbst wenn du es wolltest, so *könntest* du es nicht vergessen. An diesem Geld klebt ein Fluch! Du kannst deine und Ellens und deiner Söhne Zukunft nicht auf unehrliches Geld aufbauen. Du *kannst* es nicht, selbst wenn du es wolltest.

Es war, als starre er nach allen Seiten in ein unendliches trostloses Dunkel.

Sollte er seines Schwiegervaters Schande offenbaren? Wem sollte er sie bekennen? – An wen zurückzahlen?

Er blieb stehen, während er einen neuen Gedanken verfolgte.

Weshalb sollte Kruse der einzige sein –?

Welten, der ihn gekauft hatte –?

Und Tithoff – der doch als Minister der Staatsanleihe die letzte Verantwortung trug – waren seine Hände reiner als Kruses?

Hatte Welten sie alle gekauft – alle, die etwas bedeuteten? – Wurde er deshalb der Allmächtige genannt?

Svend griff vor sich durch die Luft. Alles das, wozu er von Kindesbeinen an aufgesehen hatte, – in Onkel

Kaspers Land – in seines Großvaters Land – in seines Vaters Land, begann um ihn her zusammenzustürzen.

Nein – nein – das war ja nicht möglich.

Er *wollte* nicht weiter denken. Wollte sich nicht über den Abgrund beugen und sich die Augen nach festem Boden aus dem Kopfe starren.

War es denn so schwer für jemanden, der etwas erreichen wollte, ein ehrlicher Mann zu bleiben? Es war, als ob der Stahl plötzlich in ihm gebrochen sei.

Er sank auf einen Stuhl und versuchte in seine Zukunft zu blicken. Wofür sollte man kämpfen, wenn Ehrlichkeit der Preis war?

Die politische Tätigkeit, von der er geträumt und für die er gearbeitet hatte, verlor ihren Wert –

Er begriff jetzt – oh, er begriff es nur zu gut, weshalb Onkel Kasper sich von allen Vertrauensstellungen zurückgezogen hatte.

Er erinnerte sich der schweigenden Bitterkeit seines Vaters, gedachte seines schwierigen Lebensweges – wie langsam er vorwärts gekommen war – wie wenig er erreicht hatte:

Weil er ein ehrlicher, ein anständiger Mann geblieben war, der nicht verkaufen wollte, was niemand offen zu kaufen wagte.

Wenn es wirklich so war!

Er blieb eine Weile mit den Händen im Schoß sitzen und starrte trostlos vor sich hin.

Das Schlimmste war, daß er die Lust zu seiner Arbeit verloren hatte – gerade jetzt, wo er nur noch seine Arbeit hatte – wie alle mittellosen Leute.

Dabei mußte er wieder an Ellen denken. Wie sollte sie sich ohne Vermögen einrichten? Wenn sie von seinem Verdienst leben sollten, mußte ihre Lebensführung auf einem ganz anderen Fuß eingerichtet werden.

Aber das Vermögen – diese Frage war ja noch nicht gelöst. Wie sollte er das Erbe ablehnen, ohne die Schande der Familie zu offenbaren?

Wohltätigkeit? – Legate?

Ja – das war ein Ausweg.

Vor den Augen der Welt aus der Notwendigkeit ein Prinzip machen: es sei gegen seine Überzeugung, von einer Erbschaft zu leben; er erkenne nur seine Arbeit als Einnahmequelle an; so sei es am besten für ihn und seine Kinder!

Er lächelte bitter vor sich hin:

Das also würde die Frucht von Kruses Erbschaft sein, daß er mit einer Hehlerei, einer Lüge beginnen, sich in dem allgemeinen Urteil zum Sozialisten machen würde, um Kruse zu decken. Er wußte nur zu genau, wie diese Auffassung in seinem Kreise ausgelegt werden würde. Die meisten würden über »den unverbesslichen Idealisten« den Kopf schütteln. Einige wenige würden ihn zum Helden und Märtyrer seiner Überzeugung stempeln.

47. KAPITEL

Svend war so in seine Gedanken vertieft, daß er die Tür zu dem Bibliothekzimmer nicht gehen hörte.

Er fuhr erschrocken in die Höhe, als er plötzlich Ellens weiße Gestalt in der Türöffnung sah.

Sie stand dort in ihrem Nachthemd und sagte in einem schmollenden Ton:

»Weshalb kommst du nicht zu mir herein?«

»Ich dachte, du schliefest schon längst!« sagte Svend und nahm ihre Hand.

»Ich hab die ganze Zeit wach gelegen. Mir war, als hörte ich jemand im Wohnzimmer gehen.«

Sie sah von dem offen stehenden Sekretär zum Schreibtisch, wo die Haufen noch aufgestapelt lagen.

»Was machst du nur!« sagte sie ärgerlich. – »Du mußt doch bald fertig sein!«

»Ja,« sagte er tonlos und sah fort.

Sie wurde auf sein verändertes Aussehen aufmerksam.

»Wie bist du bleich!« sagte sie bekümmert und strich ihm über die Stirn.

Svend wagte nicht sie anzusehen. Er meinte, daß sie ihm das Geschehene vom Gesicht ablesen müsse. Und er wußte ja noch gar nicht, wie er es ihr sagen sollte.

»Bist du krank?« fragte sie und zwang seinen Kopf zu sich herum.

Er antwortete nicht. Da merkte sie, daß er in den langweiligen Papieren etwas gefunden haben mußte, das ihm die Laune verdorben hatte.

»Weshalb quälst du dich mit den alten Geschichten?« sagte sie hart und stieß nach dem Haufen, der ihr am nächsten lag, während sie sich auf sein Knie setzte.

Als er immer noch nicht antwortete, nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände und drang in ihn:

»Aber so sag mir doch, was geschehen ist – was hast du in den Papieren gefunden?«

Sie begann neugierig in den Briefen zu blättern, die offen dalagen, gab es aber gleich wieder auf.

Svend nahm sich zusammen. Sein Herz schlug so hart gegen seine Seite, daß er es fast zu hören vermeinte. Seine Hände waren feucht und seine Stirn schweißbedeckt, als er den Entschluß faßte, zu antworten.

Er hatte das sichere Gefühl, wenn er es jetzt nicht sagte, so würde er es nie über die Lippen bringen, und ihr Leben würde dadurch auf eine schiefe Ebene geraten, die zum Unglück führte.

»Ellen!« begann er und ergriff ihre Hände.

Der Ton erschreckte sie, so daß sie ihre Hände zurückzog und sie auf dem Rücken barg, während sie ihn forschend mit den blauen Augen betrachtete, die denen des Departementschefs so sehr glichen.

»Ellen!« wiederholte er.

Sie wurde nervös und setzte sich in Kruses Stuhl.

»Aber mein Gott, so sag es doch!«

»Dort – in diesen Papieren –« sagte er und tastete mit der Hand über den Schreibtisch – »habe ich Beweise gefunden, daß das Vermögen deines Vaters –«

Ellen sprang auf, mit offenem Munde und entsetzten Augen.

»Ist es verloren?« sagte sie atemlos.

Svend mußte gegen seinen Willen lächeln.

»Verloren? – Nein – Ellen – schlimmer als das.«

Sie packte ihn am Arm.

»Aber so sprich doch! – Sage es!« schrie sie.

Svend machte seinen Arm frei und griff nach ihren Händen, aber sie entzog sie ihm.

»Das Vermögen ist da – es ist sogar größer als wir geglaubt haben – aber für uns ist es verloren!«

Svend erhob sich.

Er konnte es nicht über die Lippen bringen.

Sie griff nach seinem Arm und sah ihn erregt an. Ihre blauen Augen waren voll kalten Zornes.

»Was ist das für ein Unsinn? – Ich will klaren Bescheid haben.«

»Es ist durch Bestechungen verdient,« entfuhr es ihm, »zusammengeschwindelt.«

Svend griff unwillkürlich nach ihr, nachdem ihm diese Worte entfahren waren. Er fürchtete, daß sie schreien, fallen würde.

Aber nichts dergleichen geschah. Ellen blieb stehen, wo sie stand, griff sich nur mit der Hand in den Nacken

und blickte ihn unverwandt an, als wolle sie ihn mit ihrem Blick durchdringen.

Svend meinte, daß sie ihn nicht verstanden habe. Es war fast, als atme sie erleichtert auf.

Dann sagte sie ruhig und gemessen:

»Willst du so freundlich sein und mir eine Erklärung geben?«

Svend wollte sie an sich ziehen. Er wollte sie dicht bei sich haben, während er ihr das Geheimnis aus dem Leben ihres Vaters offenbarte. Ellen aber war anderer Ansicht. Als ob sie einen Streit ahnte, schob sie ihn von sich und setzte sich mit gekreuzten Armen in Kruses Stuhl.

»Laß mich wenigstens ein Tuch für dich holen!« sagte er, »du sitzt ja und frierst.«

Sie aber schüttelte den Kopf mit gerunzelten Brauen. Wie glich sie doch ihrem Vater, wie sie dort auf dem Stuhl saß und auf seine Erklärung wartete.

Svend begann zuerst langsam und einigermaßen beherrscht, dann aber konnte er nicht länger an sich halten. Seine Trauer, sein Zorn und seine Scham mußten sich Luft schaffen.

Ellen unterbrach ihn nicht ein einziges Mal. Sie starrte ihn unverwandt an. In ihren Augen leuchtete nur hin und wieder ein Zornesblitz auf; Svend wußte nicht, ob er ihm oder ihrem Vater galt.

Als er schließlich geendigt hatte und wieder wie zum Trost ihre Hände ergreifen wollte, erhob sie sich und sagte kalt:

»Was geht das alles dich und mich an?« Svend taumelte zurück.

»Was es uns angeht?« wiederholte er.

»Glaubst du, daß Welten und Tithoff und die anderen um ein Haar besser sind? – Wie kannst du, der du Papa so nah gestanden und dem Papa soviel Gutes erwiesen hat« – hier zitterte ihre Stimme – »wie kannst du so naiv sein, zu glauben, daß Papa sich auf so etwas eingelassen hätte, wenn sie es nicht alle täten. Es ist eine Beleidigung gegen ihn, so etwas zu glauben!« fügte sie stark hinzu und betrachtete ihn mit flammenden Augen.

Svend war überrascht über sie. Er ärgerte sich über ihre Worte und dennoch konnte er ihr seine Bewunderung nicht versagen, wie sie dort hochaufgerichtet und stolz vor ihm stand.

»Selbst wenn du recht hättest,« sagte er schließlich traurig, »so ändert das ja nichts an der Sache – Bestechung bleibt Bestechung.«

»Was geht es dich an?« sagte sie wieder und wandte sich heftig zu ihm um.

Svend begann böse zu werden. Das Blut klopfte in seinem Herzen. Konnte sie nicht verstehen – oder – Svend sah sie entsetzt an und dachte im selben Augenblick an seine Knaben – oder war diese moralische

Gefühllosigkeit eine heimliche Frucht von Kruses heimlichem Verbrechen?

»Das geht uns insofern etwas an,« sagte er ernst und sah ihr fest ins Auge, »daß wir sein Vermögen nicht übernehmen können – weder Wildpark noch das Kapital.«

Ihre Lippen verzogen sich, und sie machte eine Bewegung auf ihn zu, als wolle sie ihn schlagen. Aber sie beherrschte sich, warf den Kopf zurück und lachte laut auf.

»Also wir wollen die Erbschaft nicht antreten? – Ha, ha! Da habe ich wohl auch ein Wörtchen mitzureden, mein Freund. Wir sollen sie vielleicht für milde Stiftungen und Legate verschenken, nicht wahr?«

»Ja,« sagte er ernst, »das ist der einzige Ausweg, um den wahren Sachverhalt zu verbergen. Wir müssen vorgeben, daß wir nur von meiner Arbeit leben wollen.«

Sie wurde ganz weiß im Gesicht, und die feinen Adern ihrer Schläfen traten hervor. Ihr Mund verzerrte sich und ihre blauen Augen blitzten vor Zorn. Er hatte sie noch nie so gesehen.

»Bist du verrückt?« schrie sie und trat so nah an ihn heran, daß er unwillkürlich einen Schritt zurückwich. »Meinst du, daß ich mich und meine Kinder deines dummen Idealismus wegen zu Bettlern machen will.«

»Bettlern!« Svend fuhr in die Höhe. So also bewertete sie seine Arbeit.

»Ich werde uns schon versorgen!«

»Und du glaubst, daß ich mich mit solcher schmalen Kost begnügen will – ich, die ich mein ganzes Leben im Luxus gelebt habe? – Und du – du selbst – glaubst du, daß du dich dazu eignest, die Rolle eines Märtyrers zu spielen?«

Sie sah ihn an und lachte höhnisch.

Er antwortete nicht, biß sich in die Lippe und erwiderte ihren Blick mit flammenden Augen. So hatte er sie noch nie gesehen, er war sowohl verwundert wie erbittert über das, was sie vor ihm entschleierte – sie, seine Frau und die Mutter seiner Kinder.

Da ging ihr plötzlich ein Licht auf.

»Ach so!« rief sie aus und lachte höhnisch, »jetzt verstehe ich. Du denkst an die Erbschaft, die du selbst im Rücken hast. Auf diese Weise ist das Martyrium ja nicht so groß – und inzwischen willst du auf meine und der Kinder Kosten ein großer Mann in Wohltätigkeit und Idealismus werden. Ach so!«

»Meine Erbschaft?« Svend sah sie verständnislos an.

»Was meinst du damit?«

»Das Vermögen der Konferenzrätin.«

»Wer hat dir das eingebildet?«

»Prinz Adolph!«

»Was weiß der von meinen Verhältnissen?«

»General Lindholm hat es ihm erzählt und der weiß es von Onkel Kasper selbst. Er hat dich einmal dort gesehen.«

Die Erinnerung an einen stattlichen Militär mit einer hohen Stimme stieg plötzlich in ihm auf. »Sie haben einen ausgezeichneten Vater gehabt, junger Mann!« hatte er gesagt. Das war also Jenny Lindholms Vater.

»Weshalb hast du mir das nie erzählt?«

»Das ist ja ganz gleichgültig,« sagte sie, während sie ihre Worte bereute. »Wir sprechen jetzt ja nicht von deinem Erbe, sondern von meinem Geld – und ich will dir sagen –« Svend faßte sie hart am Arm.

»Ich will wissen, weshalb?« unterbrach er sie.

Ellen sah ihn an, maß seinen aufflammenden Zorn und fand es am ratsamsten, nachzugeben. Sie wurde rot und sah zur Seite.

»Weil der Prinz es nicht wünschte.«

Es war etwas in ihrem ausweichenden Blick, wodurch Svend aufmerksam wurde. Etwas so Überraschendes und Unerwartetes, daß er es gar nicht auf einmal fassen konnte.

Er atmete hastig und drehte sie mit Gewalt zu sich herum.

»Wann hast du heimlich mit dem Prinzen gesprochen?« entfuhr es ihm.

Ellen wurde blaß. Sie schloß einen Augenblick die Augen und wimmerte bei dem harten Griff seiner Hand um ihren Arm.

Dann schoß ihr das Blut in die Wangen. Ein trotziger Mut ergriff sie. Sie warf den Kopf in den Nacken, riß sich mit einer heftigen Bewegung los und blickte ihm

mit von Trotz sprühenden Augen gerade ins Gesicht. Eine brennende Lust, ihn zu kränken und zu demütigen, überfiel sie.

»Ich habe mit dem Prinzen soupiert – ja, soupiert – bereits als wir verlobt waren. – Und nach unserer Heirat. Mehrere Male sind wir hinter deinem Rücken zusammengekommen!«

Die Worte kamen überstürzt von ihren verzerrten Lippen.

Er griff sich an den Kopf und sah sie erstaunt an.

»Du – du hast –« Plötzlich begriff er.

Der Zorn brach in ihn, hervor und benahm ihm den Atem. Er trat einen Schritt zurück, weil er seine eigene Heftigkeit fürchtete. Er betrachtete sie, und mitten in seinem Zorn verliebte er sich in ihren Trotz und in ihre sprühenden Augen. Sie war entzückend, wie sie dastand. Der Zorn aber überwog die Verliebtheit, und er stammelte;

»Du – du hast – mit dem Prinzen –?«

Ihre Wangen färbten sich dunkelrot unter seinem Blick. Ihr Stolz gewann die Oberhand. Sie wollte ihm keine Rechtfertigung gönnen.

»Du magst glauben, was du willst!« sagte sie und warf den Kopf zurück, »du hast mich ja von jeher vernachlässigt, deiner Arbeit und deiner Zukunft und deiner Interessen wegen!« höhnte sie. »Dein Verdienst ist es nicht, daß nichts geschehen ist. Im übrigen kannst du glauben, was du willst. Ich hätte vielleicht zu Hause

sitzen und wie eine vernachlässigte Frau weinen sollen – ich, mit meiner Jugend und Schönheit – ja, mit meiner Schönheit!« wieder funkelten ihre Augen ihm entgegen –, »das hätte mir gerade gefehlt. – Du bist *deinen* Interessen nachgegangen – und ich den *meinen*. – Wer am meisten Vergnügen davon gehabt hat – das ist wohl nicht schwer zu erraten.«

Sie lachte. Er krümmte sich bei ihrem Lachen vor Schmerz. Sie sah es und freute sich darüber. Oh, er sollte es fühlen, was es hieß, eine Frau zu vernachlässigen – eine Frau wie sie.

»Ich sage dir, wir haben uns amüsiert – der Prinz und ich!«

Da stürzte Svend, aufs äußerste gereizt, auf sie zu. Er packte sie an den Handgelenken, aber etwas in ihrem Blick ließ ihn zurückweichen.

»Bist du seine Geliebte gewesen?« stieß er heiser und erbittert hervor, »ich verlange eine Antwort!«

»Glaube, was du willst!« sagte sie und sah ihm fest ins Auge. »Ich wiederhole: Wenn es der Fall wäre, so hättest du es nicht besser verdient.«

Sie warf den Kopf in den Nacken, kehrte ihm den Rücken und ging hochaufgerichtet aus dem Zimmer.

Er hörte den gedämpften Laut ihrer Morgenschuhe auf dem Teppich, wollte hinter ihr herstürzen, drohen oder bitten, die Hand zur Versöhnung ausstrecken oder sie greifen und züchtigen – wunderbar schön wie sie gewesen war.

Aber er tat nichts von alledem. Er stand wie festgewurzelt da. Er konnte seine Beine nicht vom Fleck rühren.

Jetzt warf sie die Wohnzimmertür hart hinter sich ins Schloß. Im selben Augenblick brach er in Tränen aus.

Es war Schmerz, Eifersucht, Zorn, Scham, es war Verzweiflung über sich selbst und die Welt, in die er hineingeraten war und die ihm jetzt zum erstenmal ihr volles, bitteres Grauen entschleiert hatte.

Er warf sich über einen Stuhl und schluchzte, das Gesicht in seine Hände vergraben.

So lag er lange. Als aber der bleiche Novembermorgen zu dämmern begann, da richtete er sich still auf.

Er warf einen flüchtigen Blick über die Papierhaufen auf dem Schreibtisch, blickte vor sich hin und erinnerte sich jedes Wortes, das Ellen gesagt hatte.

Ganz einfach, wie die plötzliche Lösung einer schwierigen Aufgabe, formte folgender Gedanke sich in ihm zu Worten:

Sie ist weder schlecht noch falsch. Es ist nur eine Vererbung in ihrem Gemüt, eine heimliche Frucht des heimlichen Verbrechens ihres Vaters, daß auch sie sich eine heimliche Freude erschleichen mußte.

Er glaubte nicht, daß sie die Geliebte des Prinzen gewesen war. Er war überzeugt, daß sie nichts weiter als einen Flirt miteinander gehabt hatten. Sie kannte den Wert ihrer Schönheit und fiel nicht einer Versuchung

zum Opfer. Was tat's, wenn nur niemand etwas davon zu wissen bekam!

Dann dachte er an den Prinzen, der freundschaftlich mit ihm verkehrt und seine Frau hinter seinem Rücken geküßt hatte.

Er lächelte bitter vor sich hin.

Wie hübsch das alles zusammenhing, wie sie alleamt zueinander paßten. Die, die kauften und die, die verkauften. Welten, Tithoff, Kruse – Jersey und der kleine Juhl – von oben nach abwärts, alle steckten einander an und verpflichteten sich gegenseitig.

Er dachte darüber nach, wie plötzlich alles um ihn herum zusammengestürzt war. Wie er plötzlich die Lust zu seiner Arbeit verloren hatte, den Drang, zum Wohle aller zu wirken.

Jetzt aber – jetzt wußte er, was er wollte. Jetzt hatte er endlich ein Ziel gefunden, ohne es gesucht zu haben. Es war ihm in die Hand gezwungen worden. Eigentlich war es so einfach, daß man es kaum ein Ziel nennen konnte.

Denn es war ja nur das eine: Wie es auch gehen würde, wenn es ihn Frau und Kinder, Stellung und Zukunft kosten sollte: Er wollte das bleiben, was die anderen mit einem mitleidigen Achselzucken einen naiven Idealisten nannten, mit anderen Worten: ein anständiger Mensch.

Seinem Geschlecht nacharten, wie sein Großvater gesagt hatte. Ein anständiger Mensch sein.

Er setzte sich an Kruses Tisch und schrieb an Ellen:
»Handele wie du willst. Ich und meine Kinder weisen
die Erbschaft Deines Vaters zurück!«

Er kuvertierte den Brief und legte ihn auf ihren Näh-
tisch im Wohnzimmer.

Dann kehrte er in seine eigene Wohnung zurück und
erwartete ihre Antwort.

48. KAPITEL

Svend wartete und wartete; aber es kam keine Ant-
wort.

Die Köchin, die nicht mit in Kruses Wohnung über-
gesiedelt war, fragte mehrere Male nach der gnädigen
Frau. Als sie keine Antwort bekam, verhandelte sie den
Fall mit allen Dienstboten des Hauses.

Svend lebte in einem Zustand beständiger Erregung.
Und nicht nur die Entdeckung von der Unehrllichkeit
seines Schwiegervaters, auch Ellens Geständnis von ih-
ren Beziehungen zum Prinzen brannten in seiner See-
le.

Was sollte er glauben? – Was war geschehen?

Auch die Worte von seiner Erbschaft, die ihr ent-
schlüpft waren, kehrten beständig zurück.

Und wie war es doch noch – hatte nicht auch Juhl
gleich am ersten Tage gefragt, ob er den General ken-
ne? – Und Didrichsens Assessor, der bei dem Nachlaß-
gericht der kleinen Stadt, in der Onkel Kasper starb,
angestellt gewesen war, hatte er ihn nicht naseweis

nach dem Konferenzrat ausgefragt und bemerkt, daß keine Leibeserben da seien?

War es möglich, daß auch Ellens Vater etwas gewußt oder geahnt hatte? – Svend hatte sich eigentlich häufig gewundert, daß er damals in Paris so schnell seine Einwilligung gegeben hatte.

Er versuchte diese Gedanken zu verjagen, um mit der unglückseligen, neuen Realität fertig zu werden. Er kämpfte alle Stunden des Tages, um den Kopf klar zu behalten. Bei den Mahlzeiten, in jeder Arbeitspause stürzten alle Worte, die in jener Nacht zwischen ihm und Ellen gewechselt waren, auf ihn ein, so daß sein Gesicht sich vor Schmerz verzog.

Wenn er nachts in seinem Bette lag, krümmte er sich bei dem Zwiespalt in seinem Sinn. Dann sehnte er sich heiß und verzweifelt nach Ellen und gelobte sich, daß er die bittere Gewißheit, die die schicksalsschweren Briefe ihm aufgedeckt hatten, aus seinem Herzen reißen, den ganzen Haufen verbrennen, alles vergessen und zu Ellen und seinen Knaben zurückkehren wolle. Wenn aber der Morgen mit seinem kühlen, nüchternen Erwachen kam, dann stand die Gewißheit wie eine unübersteigbare Mauer vor ihm, und der Gedanke, Mitschuldiger an dem erschwindelten Vermögen zu werden, brannte ihn wie eine Schande.

Er saß am Fenster und paßte auf, ob der Postbote an seiner Tür vorbeigehen würde. Wenn er ihn dann ins Haus gehen sah, lauschte er klopfenden Herzens

auf die Glocke. Er wartete atemlos und versuchte von dem Gesicht der Köchin abzulesen, wenn sie mit einem Brief herein kam, ob es Ellens Handschrift sei. Ellen aber sandte noch immer keine Antwort.

Es tat weh. Er mußte sich aufs äußerste zusammennehmen, um sich aufrecht zu halten. Und es glückte ihm. Der alte Bauernstarrsinn der Byge kam ihm zu Hilfe. Er schluckte den Schmerz hinunter und stürzte sich mit fanatischem Eifer in seine Arbeit.

Er hatte nichts von seiner Lage verraten, weder bei Didrichsen noch im Ministerium. Dennoch merkte man an beiden Stellen, daß etwas nicht in Ordnung sei. Juhl betrachtete mit verstohlener Neugierde seine fest aufeinander gepreßten Lippen und machte ein paarmal den Versuch, sein Schweigen zu brechen.

Svend sah ein, daß es notwendig wurde, die Ordnung des Nachlasses abzugeben.

»Ich möchte gern mit Ihnen sprechen!« sagte er eines Tages zu Didrichsen, als er ihm auf der Treppe begegnete.

Didrichsen führte ihn in sein Privatkontor und bat ihn Platz zu nehmen.

»Nun, mein lieber Byge, wie geht es mit dem Nachlaß?«

»Darüber wollte ich gerade mit Ihnen sprechen, Herr Justizrat!« sagte Svend und preßte seine Hände nervös zusammen. »Ich möchte Sie bitten, mir diese Sache wieder abzunehmen.«

Didrichsen sah auf. Seine grauen Augen umfaßten Svends ganze Person mit ihrem ruhig forschenden Blick.

Er hatte eine Frage auf den Lippen; Svend aber sah im selben Augenblick mit einem so heftig abwehrenden Blick auf, daß er nur formell sagte, indem er sich erhob:

»Wie Sie wollen, Herr Byge!«

Svend beugte schweigend den Kopf und ging hinaus.

Einige Tage darauf rief Didrichsen ihn zu sich herein.

Er ging einige Male im Zimmer hin und her, bevor er sagte:

»Ich habe mit Ihrer Frau gesprochen. Sie hat gestern nach mir geschickt.«

Svends Herz hämmerte in der Pause, die Didrichsen machte, während sein Blick auf Svends unruhigen Augen weilte.

»Sie hat mir alles erzählt.«

Svend fühlte, wie er im Namen der Familie schamrot wurde. »Ich war gestern abend bei Ihrer Frau —« fuhr Didrichsen fort und nahm Svend gegenüber auf dem Sofa Platz, ohne einen Blick von ihm zu verwenden.

Svend erwiderte seinen Blick fest, wagte aber nicht zu fragen. Brachte er ihm die lang ersehnte Antwort

von Ellen? Didrichsen bürstete sorgfältig ein Stäubchen von seinem Anzug, bevor er fortfuhr:

»Wenn ich sie richtig verstanden habe, liegt ein kleiner ehelicher Zwist vor« – er blickte auf und lächelte – »wegen der Übernahme des Erbes von Ihrem Schwiegervater. Frau Ellen sagte mir, daß Sie sich bestimmt geweigert hätten, die Erbschaft anzutreten, auf Grund gewisser Unregelmäßigkeiten, die Sie in Kruses hinterlassenen Briefen und Kontobüchern gefunden zu haben meinen.«

»Haben Sie die Briefe durchgelesen?« unterbrach Svend ihn.

»Bewahre. Dazu fühle ich mich durchaus nicht berechtigt!« beeilte sich Didrichsen zu erwidern.

Svend wollte etwas sagen, der Justizrat aber faßte ihn am Arm und sagte in einem eindringlich väterlichen Ton:

»Hören Sie mal, mein lieber Byge, darf ich Ihnen eine ganz unumwundene und menschliche Frage stellen und darf ich hoffen, daß Sie sie mir ebenso beantworten werden?«

Svend beugte bejahend den Kopf und blickte auf die Erde.

»Gesetzt den Fall, daß der Verdacht, den Sie gegen Ihren Schwiegervater nähren, berechtigt ist, würden Sie es dann als wahrscheinlich ansehen, daß die verdächtigen – die von Ihnen verdächtigten Briefe, in seinem Archiv zu finden gewesen wären, wenn er von

seinem nahen Ende gewußt hätte? Nicht wahr, wenn die Krankheit nicht sein Gehirn gelähmt und jede Verfügung unmöglich gemacht hätte, dann wären diese Briefe vernichtet gewesen und Sie wären mit Recht und Ehre ein reicher Mann gewesen. Finden Sie nun nicht selbst, daß es sinnlos ist, solch einen Zufall für Ihre und Ihrer Familie Zukunft bestimmend sein zu lassen?«

»Ein Zufall? – Ja, die meisten Verbrechen werden wohl durch einen Zufall entdeckt. Es kann doch unmöglich Ihre Meinung sein, daß man sich über eine Mitwisserschaft hinwegsetzen, ja, geradezu Vorteil durch das Verbrechen genießen soll, weil ein Zufall es einem offenbart hat?«

Didrichsen erhob sich.

»Sie sind noch sehr jung, mein Freund!« sagte er, während ein Schimmer von Müdigkeit in seine grauen Augen kam. »Die wenigsten Korrespondenzen berühmter Männer können es vertragen, von einem so jugendlichen und naiven Idealismus wie dem Ihren beleuchtet zu werden. Wenn junge Leute wie Sie ans Ruder kämen, würden sie alle Tage Unheil anrichten. Ich bereue es bitter, daß ich diese Möglichkeit nicht vorausgesehen habe. Ich hätte Sie besser kennen müssen.«

»Und Sie – was hätten Sie an meiner Stelle getan?«

»Das will ich Ihnen sagen. Ich hätte jede Spur des Ver – des von Ihnen angenommenen Verbrechens vernichtet.«

»Das hätten Sie getan, Herr Justizrat,« Svend sah ihm mit flammendem Blick in die Augen, »und vor einem Augenblick erklärten Sie, daß Sie sich nicht einmal berechtigt fühlten, diese Briefe zu lesen.«

Didrichsen erwiderte seinen Blick mit demselben müden Ausdruck in den Augen wie vorhin.

»Das geschah unter ganz anderen Voraussetzungen!« Dann legte sich ein wehmütiges Lächeln um seinen Bart. »Nun meinen Sie,« sagte er und faßte Svend am Rockaufschlage, »daß auch ich eine unehrenhafte Person bin – nicht viel besser als Ihr Schwiegervater.«

Svend schüttelte den Kopf und blickte zu Boden.

»Doch, doch! – Aber Sie irren, mein Freund. Sie sind nur so jung, daß Sie noch nicht gelernt haben, daß ein ehrenwerter Mann weder das Recht noch die Pflicht hat, Unheil anzustiften. Im umgekehrten Fall müßte die menschliche Gesellschaft ja sonst die Unehrehaften vorziehen. – Gehen Sie nun nach Hause und vergessen Sie diese Briefe, die ein unglückseliges Geschick und meine Gedankenlosigkeit Ihnen in die Hand gespielt haben. Versöhnen Sie sich mit Ihrer Frau und bleiben Sie auf dem Wege, den Sie eingeschlagen hatten. Sie persönlich haben ja das beste Gewissen von der Welt.«

Svend stand eine Weile und überlegte mit gesenktem Kopf. Dann blickte er verzweifelt auf und sagte:

»Ich kann doch nicht von diesem Geld leben, nachdem ich alles erfahren habe –«

Didrichsen sah ihn fest an.

»Haben Sie ein Recht, sich in das Geheimnis eines Toten – Ihres Schwiegervaters, Ihres Wohltäters, einzudrängen?«

Svend antwortete nicht. Didrichsen beeilte sich, die Wirkung seiner Worte auszunutzen.

»Ich habe jetzt keine Zeit mehr,« sagte er und sah nach der Uhr, »überlegen Sie sich meine Worte, Herr Byge! Ich verlasse mich darauf, daß Sie als ein Mann von Ehre und als ein vernünftiger Familienvater handeln werden.«

Svend stand mit krampfhaft verschlungenen Händen da und versuchte sich selbst zu überwinden. Plötzlich aber wurde ihm klar, was man von ihm verlangte: er sollte die Voraussetzungen für seine Persönlichkeit verleugnen, seine ganze Vergangenheit abstreifen, das Leben an Ellens Seite mit einem nagenden Gewissen fortsetzen, sich frank und frei in seiner Tätigkeit bewegen, mit dem Bewußtsein, einem Verbrechen sein Ansehen, einer Hehlerei seinen Wohlstand zu verdanken.

»Nein!«

Er stieß es so heftig hervor, daß der Justizrat unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

»Nein, nein, und nochmals nein! – Sagen Sie meiner Frau, daß ich es nicht kann. Ich bin damit einverstanden, daß wir das Geschehene vor der Welt verbergen. Wohltätigkeit, Legate, was sie will. Es mag so gehandhabt werden, daß es wie eine letzte Bestimmung des

Verstorbenen aussieht. Das Geld aber rühre ich nicht an. Und will sie mir hierin nicht folgen, so müssen unsere Wege sich trennen. Er war totenbleich und große Schweißperlen rannen ihm über die Schläfen.

Didrichsen betrachtete ihn mit einer Mischung von tiefem Mitleid und erstauntem Unwillen.

»Scheidung?« fragte er.

»Wenn notwendig, ja!«

Svend wandte sich hastig ab, um seine Bewegung zu verbergen. Nur einen Augenblick, dann hatte er seine Fassung wiedergewonnen.

»Und Ihre Kinder? – Sie wissen doch, daß Sie auf deren Erbanteil nicht verzichten können.«

Svend sah entsetzt auf. Das hatte er in seiner Aufregung vergessen.

Seine Knaben – Henning und Jörgen – die beiden kleinen Blondköpfe.

Tränen schossen ihm in die Augen. Diesmal übermannte die Rührung ihn.

Didrichsen legte ihm die Hand auf die Schulter. Sein Mitgefühl aber hatte eine entgegengesetzte Wirkung wie die beabsichtigte.

Svend entzog sich ihm. Während er die Sache noch einmal aus tiefster Seele prüfte und wog, sollte keine fremde Hand ihn stören.

»Ellen muß nachgeben!« sagte er schließlich und sah Didrichsen bittend an.

Der Justizrat ließ sich aber von diesem Appell nicht rühren. Dieser junge Brausekopf sollte alles auf einmal zu fühlen bekommen.

»Sie wissen doch, daß ihr im Fall einer Scheidung die Kinder zugesprochen werden.« Ja, er wußte es. Jetzt wußte er es.

»Sie muß nachgeben!« rief er. »Sie soll. Sie ist zu rechtschaffen, um –«

Didrichsen betrachtete ihn von der Seite mit seinem ruhigen, grauen Blick, während er seine Taschenuhr hervorzog.

»Soll?« fragte er – »Können Sie sie zwingen? – Bedenken Sie, Sie haben ja keine Beweise für die Schuld ihres Vaters. Die Beweise sind in meiner Verwahrung. Das ganze Archiv des Departementschefs liegt dort.«

Er zeigte auf einen Haufen, der im Halbdunkel hinter dem großen Geldschrank aufgestapelt lag.

Svend sah ihn jetzt erst. Er erkannte die vergilbten Pakete, die er in jener Nacht vor sich gehabt hatte.

Didrichsen sah auf seine Uhr.

»Jetzt müssen Sie gehen!« sagte er; und als Svend mit gesenktem Kopf zögerte, als er noch ein Wort, fügte er hinzu: »Ich werde Ihrer Frau unser Gespräch mitteilen. Was meine eigene Auffassung betrifft, so möchte ich Ihnen nur sagen, daß ich Ihnen meine Achtung nicht vorenthalten will, aber ich bedaure Sie tief und fürchte ernsthaft für Ihre Zukunft!«

Svend hob seinen Kopf und heftete seinen hellen, halsstarrigen Blick auf die grauen Augen des Justizrates.

»Eine so schlechte Meinung habe ich nicht von der Welt!«

Er verließ das Zimmer, während Didrichsen ihm nachblickte und sich kopfschüttelnd an seinen Schreibtisch setzte.

49. KAPITEL

Svend litt mehr, als er ertragen konnte.

Er erwachte des Nachts in tiefster Herzensangst und hatte geträumt, daß seine Knaben nach ihm riefen und Not litten. Dann lag er wach und wälzte Gedanken hin und her, bis er vor Schläffheit ganz gleichgültig wurde und beschloß, zu Ellen zurückzukehren und alles zu vergessen. Dann bekam er Ruhe und konnte wieder schlafen. Wenn aber der Morgen kam, wälzte die bittere Wirklichkeit sich wieder auf ihn, rief das Geschehene zurück und zeigte ihm, was er im Begriff stand zu tun. Und er war noch ebenso weit wie vorher.

Falk pflegte sich jedes Jahr Herbstferien zu nehmen. Dann reiste er nach seinem Gut Lindersbo, inspizierte und ging auf die Jagd.

Svend begegnete ihm eines Morgens, als er gerade vom Bahnhof kam. Es war sein letzter Ferientag.

Falk ließ die Droschke halten. Er fand, daß Svends Gesicht ganz verändert war. Es lag ein verbissener Schmerz über den schmalen Lippen. Etwas Krampfhaftes war im Gang, das seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

»Hallo, Byge!« rief er.

Svend fuhr aus seinen Gedanken auf und blickte sich verwirrt um.

Als er v. Falks ansichtig wurde, der ihm mit seinen großen, schweren Augen freundlich zulächelte, wurde er dunkelrot. Im selben Augenblick durchblitzte ihn der Gedanke: Falk soll mir raten.

Ja, ihm wollte er sich anvertrauen. Mit einem Menschen sprechen, der fein und ehrliebend das Rechte wollte, der ihn gern hatte, der außerdem Ellens Vetter war und die Sache auch von ihrer Seite sehen konnte.

Er winkte mit der Hand und ging hastig auf den Wagen zu.

Kein Aufschub. Jetzt gleich. Sonst würde er es nie sagen können.

»Darf ich zu Ihnen in den Wagen steigen?«

»Gern. Dann frühstücken Sie mit mir!«

Falk machte neben sich Platz und legte in einer unwillkürlichen Gefühlswärme seine Hand auf Svends Schulter, indem er einstieg.

Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander. Falk blickte von der Seite in Svends unruhig flackernde Augen und wartete, daß er beginnen würde. Svend

preßte seine Hände zusammen und wußte nicht, wie er es über die Lippen bringen sollte.

»Lieber Bygel!« sagte v. Falk, »ich kann Ihnen ansehen, daß Ihnen etwas passiert ist, worüber Sie sich aussprechen möchten. Nicht wahr?«

Svend nickte und blickte zur Seite.

»Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie damit zu mir kommen.«

»Ich habe es eben in diesem Augenblick beschlossen.«

»Das hab ich gesehen. Wenn ich Ihnen helfen kann, bin ich gern dazu bereit, das wissen Sie.«

Falk setzte sich zurecht, um ihm zuzuhören.

»Nicht hier im Wagen!« sagte Svend, »dazu ist die Sache zu ernst.«

Falk sah ihm forschend in die Augen; der Reflex von Svends Ernst legte eine bleiche Röte über seine Schläfen, während seine Brauen sich unwillkürlich zusammenzogen.

Dann begann er von Lindersbo zu erzählen, bis sie zu seiner Villa kamen.

Das Frühstück wartete. Sie setzten sich gleich zu Tisch. v. Falk war hungrig; sein guter Appetit steckte Svend an, und v. Falk erzählte so munter, daß Svend zum erstenmal seit jener traurigen Nacht auf einen Augenblick seinen Schmerz vergaß.

Als sie von Tisch aufgestanden waren und sich Zigarren angezündet hatten, fing die Sonne an zu scheinen.

Der feuchte Novembernebel war zerstoßen. Er hing wie Tränen und Tauperlen in den vergilbten Büschen des Gartens, in dem roten Weinlaub, das sich um die Fenster rankte. Über die Baumkronen, die in güldenem Herbstgewand prunkten, hatte der Nebel einen seinen Tüllschleier gebreitet, der die kräftigen Metallfarben zu einem harmonischen Akkord vereinigte.

Falk schlug vor, daß sie in den Garten gehen wollten. Während sie in dem Mittelgang auf und ab schritten, wurde Svend endlich die Zunge gelöst.

v. Falk ging langsamer und hörte schweigend zu, den Blick auf Svends bleiches, verwachtes Gesicht gerichtet, dessen Mienenspiel mit den Worten in nervösem Einklang zitterte.

Als Svend zu der letzten Unterredung mit Ellen kam, ging v. Falk ganz dicht an ihn heran und berührte unwillkürlich seinen Arm, während seine großen Augen auf seinen Lippen ruhten, als wolle er die Worte durch seinen Blick in seiner Seele aufnehmen.

Svend schwieg. Er ging gesenkten Hauptes und blickte zur Seite, von seiner Bewegung überwältigt.

Falk schob seinen Arm unter Svends und sagte ruhig:
»Was Sie mir da von Ihrem Schwiegervater erzählen, kommt mir nicht überraschend.«

Svend blieb stehen und sah ihn verblüfft an.

Falk verzog die Lippen zu einem wehmütigen Lächeln. »Erinnern Sie sich, daß Sie mir meine spöttischen Worte über den dänischen Beamtenstand bei

Brynchs Jubiläum vorwarfen? Jetzt erfahren Sie es selbst. Sie müssen wissen, lieber Byge, daß ich zwischen Menschen ohne Ideale aufgewachsen bin. Bei meinen Eltern auf Lindersbo gab es keine andere Moral als das Urteil der Standesgenossen. Als ich sehr jung war, litt ich darunter. Mich fror dabei und ich fand, daß es eine langweilige, schmutzige und schlechte Welt sei, in die ich durch den Leichtsinn meiner Eltern gesetzt worden war. Später, als ich in die Hauptstadt, in größere Verhältnisse kam, wurde mir bald klar, daß es hier nicht anders war als zu Hause. Während man sich den Anschein gab, alle möglichen Formen und Pflichten unter dem Deckmantel vieler schönen und gottesfürchtigen Worte über die Nächstenliebe zu erfüllen, knetete man unbekümmert seinen eigenen Teig, ohne auf etwas anderes als auf eine gewisse Etikette Rücksicht zu nehmen. Durch meine Veranlagung, den Leuten ein wenig tiefer in die Augen zu sehen, konnte es mir nicht entgehen, daß es mit den Kammerherren wie mit den Lakaien war: sie ließen sich alle bestechen. In alten Tagen sprachen die Besitzenden von Prinzipien; heutzutage spricht man von Interessen. Der Sinn ist derselbe, nämlich der: dafür zu sorgen, daß die, die etwas haben, mehr bekommen. Das ist ein Naturgesetz, von dem wir alle mehr oder weniger abhängig sind, sowohl Kammerherr Tithoff wie Ihr Schwiegervater.«

»Der Begriff Rechtschaffenheit besteht also nach Ihrer Ansicht nicht mehr?«

»Nein, nicht im eigentlichen Sinne des Wortes.«

»Das ist empörend!«

»Freilich. Aber glauben Sie nur nicht, daß dieses Manko spezifisch dänisch ist. Das haftet dem modernen Leben der oberen Klassen überhaupt an. Wie gesagt, als ich sehr jung war, empörte es mich auch. Aber ich lernte bald mich damit abfinden.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich schob diese ganze emsige Betriebsamkeit von mir und suchte Zuflucht in dem, was rein und unbefleckbar ist. Ich erfreute mich am Schönen. Das kam ganz von selbst, denn es lag in meiner Natur, die glücklicher ist als die Ihre. Ich kehrte zu den Gütern zurück, die man genießen kann, ohne sie zu besitzen, ohne Eroberungs- und Erwerbsfreude. Mit anderen Worten: die ästhetische Freude. Nach und nach habe ich mich dazu erzogen, alles was mir begegnet unter ein und demselben Gesichtswinkel zu betrachten: als Objekt für eine Schönheitsbewertung. Es ist mir ganz gleichgültig, was die Menschen für sich selbst erreichen wollen. Ihr moralischer Habitus interessiert mich nicht; sie haben nur so weit Bedeutung für mich, als ich sie für eine ästhetische Wertschätzung ausnutzen kann. Sehen Sie nun zum Beispiel zwei solche Streber wie Jersey und Juhl. Es könnte mir doch nicht einfallen, mich über sie zu ärgern. Ich verfolge ihre Spur, genieße sie und habe im Lauf der Jahre recht viel Vergnügen an ihnen gehabt.«

»Ja, Sie, der Sie von Geburt an unabhängig gewesen sind und nur an sich selbst zu denken haben! Sie brauchen in keinem Kampf zu stehen, weder für sich, noch für andere. Sie stehen über der Sache, weil Sie ohne Ehrgeiz sind. Ich aber, der ich mir das Leben nicht ohne ein Ziel denken kann, nach dem ich strebe, ich muß das Gefühl haben, daß ich einen Platz ausfülle, daß ich anderen außer mir selbst, ja, rein heraus der Allgemeinheit nütze. Und wie sollte ich von einem erschwindelten Vermögen leben können? Können Sie nicht begreifen, daß meine Persönlichkeit Schiffbruch leiden würde?«

»Ja, ja, Ihre Denkweise ist zu unkompliziert. Das können Sie nicht, Sie würden dadurch die reine Linie in sich selbst verletzen, würden sich unfrei, unschön machen – und das würde mir leid tun.«

Falk blieb stehen und heftete seinen ruhigen, schweren Blick voll auf Svend. Es lag eine Innigkeit darin, wie Svend sie noch nie bei ihm gesehen hatte, und sie wärmte ihn ganz bis ins Herz hinein.

»Und dennoch,« fuhr er nach einer Weile fort, »ist es schwer für mich, Ihnen zu raten. Ich denke nicht daran« – er schnitt eine Grimasse –, »daß Sie mit meiner Kusine verheiratet sind, daß ich eigentlich auch die Sache von ihrer Seite sehen müßte – sondern ich denke daran, daß, wenn ich Ihnen nun raten würde, Ihrer eigenen Linie zu folgen, ohne nach rechts oder nach

links zu blicken – in Schönheit zu leben« – Falk lächelte wehmütig, während er in die vergilbten Baumwipfel starrte –, »ja, denn darum handelt es sich – Schönheit! Wenn Sie dorthin schlendern, wo das Leben Sie hinhaben will, so geschieht es auf Kosten der Schönheit. Wenn ich Ihnen aber raten würde, Ihrer Linie zu folgen, und es würde schief gehen – denn bürgerlich gesprochen handelt es sich um Armut und Reichtum –, so weiß ich nicht, ob Sie stark genug sind, ob Sie nicht, wenn die Jahre vergangen und Kahlheit in Ihre Seele eingezogen ist, ob Sie sich dann nicht selbst – oder vielleicht mich – fragen werden, was Sie eigentlich gewonnen haben, ob es nicht doch vielleicht besser gewesen wäre, ein einziges großes Mal nachzugeben, anstatt sich die vielen kleinen bitteren Verzichte Tag für Tag im Leben eines armen Mannes abringen zu lassen. Sind Sie stark genug, sich durch Armut, bürgerlich gesprochen, zu Reichtum, persönlich gesprochen, hindurchzuringen?«

Svend sah ihn an, von seinen Worten ergriffen.

»Ja, das bin ich!« sagte er leise.

»Im übrigen aber,« fügte er hinzu, »jetzt bin ich der Praktische – erinnern Sie sich der Zeitung, die Kruse angriff? Sie war also auf der richtigen Spur. Diese Leute hatten recht. Und außerdem sind da Welten, Tithoff, Didrichsen und wahrscheinlich noch etliche andere, die über die Sache Bescheid wissen. Wenn ich

nun das Vermögen, in dessen Besitz ich durch den Todesfall gekommen bin, annehme und als ein reicher Mann lebe, so bin ich ja nicht sicher, ob das Verbrechen nicht doch eines Tages entschleiert wird. An dem Tags, wo ich als Politiker Gegner dieser Leute würde, würde man mir den Boden unter den Füßen fortziehen. Also abgesehen von Idealismus und Rechtschaffenheit wird meine Stellung unhaltbar sein.«

Sie sprachen lange hin und her. Es begann zu dämmern. Falk blieb stehen und sah nach der Uhr; es war nach fünf.

»Hier gehen wir und verplaudern einen halben Tag wie die Dichter Steffens und Oehlenschläger!« sagte er lächelnd – »aber wir verhandeln nicht über die Schönheit und die Natur, sondern über die bürgerliche Gesellschaft und die Rechtschaffenheit. Das ist bezeichnend für die beiden Zeitalter und für das Jahrhundert, das dazwischen liegt. Damals bewertete man noch das Leben von dem Schatten des Kolosses in Weimar aus.«

Schließlich waren sie dennoch zu einem Resultat gekommen.

Falk hatte Svend geraten, seine Ehe mit Ellen fortzusetzen, unter der Bedingung, daß sie von seiner Arbeit allein leben wollten. Das Vermögen sollte unangerührt stehen bleiben und durch Zinsen unter einer von ihnen gemeinsam gewählten Administration vermehrt werden. Dann würde sicher der Zeitpunkt kommen, wo sie sich über eine richtige Anwendung einigen

würden. Auf den Anteil der Kinder konnten sie ja doch nicht verzichten.

Svend hatte v. Falks Einladung, bei ihm zu Mittag zu essen, mit Freuden angenommen. Seit Kruses Tod hatte er sich nicht so leicht und im Gleichgewicht befunden, wie nach dieser Aussprache.

Nach dem Mittagessen machten sie es sich bequem. Falk streckte sich auf die Chaiselongue, Svend setzte sich auf das alte Sofa. Der Kaffee stand auf einem kleinen venezianischen Tisch zwischen ihnen. Der dunkelgrüne Schirm der Lampe dämpfte das Licht im Zimmer. Nur auf die Papiere des Schreibtisches fiel der Schein scharf und weiß.

Es klingelte. Die Haushälterin kam mit der Abendzeitung herein.

Svend erwachte aus seinem Halbschlaf. Die Zeitung lockte ihn immer. Er setzte sich an den Schreibtisch und entfaltete das Blatt.

Seine Augen suchten aus alter Gewohnheit die offiziellen Mitteilungen. Da stand unter »Ernennungen«, daß Brynch pensioniert und Konferenzrat geworden und Jersey zu seinem Nachfolger ernannt sei.

»Sehen Sie mal her!« rief Svend; bevor er aber noch gesagt hatte, um was es sich handelte, fiel sein Blick auf Galtens Namen. Auch er war erledigt, war Justizrat geworden, und sein Nachfolger war erwählt

Es war Juhl!

Falk sah gleich, daß etwas nicht in Ordnung sei.

Svend sagte nichts. Er saß und starrte mit offenem Mund auf das vor ihm liegende Blatt.

Falk sah ihm über die Schulter. Auch er hatte geglaubt, daß Svend Galtens Stelle bekommen würde, obgleich er von dem Versprechen des Ministers, das Svend getreulich geheim gehalten hatte, nichts wußte.

Jetzt, da das Versprechen gebrochen war, fand Svend keinen Grund zu schweigen.

»Tithoff ist bei mir gewesen und hat mir Galtens Stelle versprochen. Er sagte, daß sie wahrscheinlich zu einem Bureauchefposten gemacht werden solle.«

»Wann war das?« fragte v. Falk interessiert.

»Kurz nach der Beerdigung. Wir saßen in Kruses Zimmer und sprachen von seinem Archiv. Er forderte mich auf, zu ihm zu kommen, wenn ich in den hinterlassenen Briefen Sachen fände, die ich nicht verstehen würde.«

»Und Sie unterließen es?«

»Ja. – Am selben Abend machte ich die Entdeckung.«

»Das ist Welten!« sagte v. Falk und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab.

»Welten?«

»Du lieber Gott, Sie wissen doch, daß er alle Fäden in seiner Hand hält. Er wußte noch besser als Tithoff, was in Kruses Schrank zu finden war. Und statt den Mund zu halten und zu ihm zu gehen, um sich die Briefe abkaufen zu lassen, handelten Sie auf eigene

Rechnung, schlugen Lärm, gingen zu Didrichsen und verrieten das Geheimnis. Glauben Sie, daß man einen Menschen Ihres Schlages befördert? – das hieße ja eine Schlange am Busen nähren. Sie haben nicht verstanden, sich vor den ›Interessen‹ zu beugen. Sie passen nicht in das System hinein, mein lieber Byge. Ja, so sieht die Wirklichkeit aus – Sie Ritter von der guten Sache – und dies war Ihre erste Ohrfeige. – Was machen Sie jetzt?«

Svend war aufgesprungen. Er preßte die Hände um die Stuhllehne, daß seine Finger ihn schmerzten. Er sah bei Falks Worten den ganzen Zusammenhang, sah in blendender Klarheit, was er geahnt und was ihm nicht hatte einleuchten wollen. Er fand das Zentrum: das war Welten, der Allmächtige, der hinter allen stand. Und wieder Welten – es war das Geld. »Die Interessen«, wie v. Falk es genannt hatte.

Tüchtigkeit in seinem Fach, Anciennität, Rechtschaffenheit, gute Familie, gegebenes Versprechen – alles das, an das er und die anderen Naiven glaubten, das waren nur Vorwände, die als Hebel in der Mechanik gebraucht, Schirmwände, hinter denen die wahren Motive, die den Interessen dienten, versteckt wurden.

Nein, nein, und tausendmal nein!

Er versuchte seinen Willen in einem Brennpunkt zu sammeln, aber er konnte nur das eine finden, daß er sich nicht unter das System beugen *wollte*.

Er rang nach Atem.

»Was ich jetzt mache?« rief er und schlug auf die Stuhllehne – »das will ich Ihnen sagen, Falk. Ich stehe auf der Seite der Prinzipien, auf der Seite des Rechtes. Und wissen Sie, was ich will? – ha, ha – wissen Sie es? – Denn jetzt weiß ich es. Ich will sie entschleiern. Ich will den Mechanismus bloßlegen. Jetzt soll es ernst werden, kann ich Ihnen sagen. Oh, ich will –«

Er gestikulierte mit den Armen und raste durch das Zimmer, während v. Falk ihn still und vergnügt betrachtete.

»Recht so, Byge! – So soll es sein! Kopf hoch. Ich glaube dennoch, daß Sie stark genug sind, Ihre Linie durchzuhalten. Oh, das wird wohltuend sein!«

Er rieb sich die Hände und hielt Svend bei den Schultern fest, als er ihm mit starken Augen und hoherhobenem Kopf entgegenkam.

Am nächsten Tage schrieb Svend seine Bedingungen an Ellen. Er schrieb knapp und fest, wie ein Mann, der endlich einen Mittelpunkt gefunden hat.

Bereits tags darauf kam die Antwort.

Ellen schrieb, ebenso knapp und ebenso fest, daß es ihr jetzt durch die Trennung klar geworden sei, was sie lange geahnt habe, daß sie ihn nicht liebe und daß sie nie seine Frau hätte werden sollen. Sie seien viel zu verschieden. Im Grunde begreife sie nicht, weshalb sie sich damals in ihn verliebt habe. Es sei wohl nur die Pariser Luft gewesen.

Da sie unter allen Umständen Scheidung wolle, falle die Frage, ob sie von seiner Arbeit allein leben wolle, von selbst fort. Sie finde diese Frage nicht nur lächerlich, sondern im höchsten Grade kränkend für sie und das Andenken ihres teuren Vaters. Svend könne sich darauf verlassen, daß sie nicht auf das Vermögen, das sie geerbt habe, verzichten wolle, weder für sich noch für ihre Kinder. Sie wolle diese schon lehren, ihren Großvater zu ehren.

50. KAPITEL

Einige Tage nach dem endgültigen Bruch mit Ellen machte Svend zeitig Schluß in seinem Kontor im Ministerium, wo er jetzt allein saß. Juhl war in Galtens Kontor eingezogen.

Er ging in die Portierloge des Ministeriums. Dort saßen einige Boten und ordneten die Post.

Der eine, der ihn kannte, erhob sich und kam ihm entgegen. Svend konnte ihm ansehen, daß er wußte, weshalb er kam. Daß Svend Galtens Posten nicht bekommen hatte, war offenbar auch hier verhandelt worden.

»Glauben Sie, daß ich sofort Audienz bekommen kann?« fragte er.

»Ich weiß nicht recht!« meinte der Bote gedeht.

»Melden Sie mich!« sagte Svend kurz und gab ihm seine Karte.

Der Bote wog sie einen Augenblick in der Hand. Dann verbeugte er sich und sagte:

»Der Direktor der Staatsschulden ist drinnen. Wenn er fertig ist, werde ich Ihre Karte hineinbringen, Herr Assessor.«

Bald darauf kam ein kleiner, dickleibiger Herr mit gutmütigen, schläfrigen Augen aus dem Ministerzimmer. Er hatte noch das höfliche Beamtenlächeln auf den Lippen und nickte im Vorbeigehen auch Svend zu, obgleich er ihn gar nicht kannte.

Der Bote ging mit der Karte hinein und kam einen Augenblick später zurück.

»Bitte!« sagte er und hielt die Tür offen. Svends Herz schlug laut, als er durch die doppelte Flügeltür in den hohen geräumigen Saal eintrat, wo Kammerherr Tithoff ihm mit ausgestreckter Hand vom Fenster entgegenkam.

Sie hatten sich seit Tithoffs Besuch in Kruses Hause nicht gesehen.

»Guten Tag, guten Tag!« sagte Tithoff und drückte ihm leicht die Hand. »Bitte, nehmen Sie Platz.«

Tithoffs runde Augen hatten Svend nur flüchtig gestreift. Aber der zurückhaltende Ausdruck darin zeigte Svend, daß er erwartet und die Antwort bereit sei.

Svend ging ohne Umschweife auf die Sache los.

»Gestatten Exzellenz mir die Frage, ob Sie sich erinnern, mir bei einem Besuch in meines Schwiegervaters Hause, unmittelbar nach der Beerdigung, die vertrauliche Mitteilung gemacht zu haben, daß Sie mich zu Expeditionssekretär Galtens Nachfolger ausersehen hätten?«

Kammerherr Tithoff hatte mit geduldig geneigtem Kopf, halbgeschlossenen Augen und aufmerksam lauschend dagesessen. Jetzt legte er sich in den Stuhl zurück und blickte suchend zur Decke.

»Ja, wo Sie es sagen – ich machte Ihnen gewiß eine vertrauliche Mitteilung über die Veränderungen, die nach Galtens Abgang vorgenommen werden sollten.«

Tithoff kniff die Augen pfiffig zusammen, sah von der Seite auf ihn herab und dämpfte seine Stimme:

»Das war nicht ganz korrekt von mir, wie Sie wohl wissen, und darum ist es eigentlich nicht hübsch von Ihnen, mich daran zu erinnern.«

Als Svend, statt das Lächeln zu erwidern, die Lippen fest aufeinander preßte, erlosch auch das Lächeln des Kammerherrn. Er strich sich über die Stirn und fügte hinzu:

»Ich erinnere mich nicht genau, wie es zuging. Wahrscheinlich war es unter dem Druck der Gemütsstimmung, in die der schmerzliche Verlust meines alten Freundes, Ihres unersetzlichen Schwiegervaters, mich versetzt hatte.«

Der Blick des Kammerherrn fiel zum erstenmal voll auf Svend, während er die Worte »Freund« und »unersetzlich« betonte. Svend irrte sich nicht, es stand ein deutliches »Ich weiß Bescheid und werde es Ihnen gedenken« in den runden, sonst so gutmütigen Augen zu lesen. »Ich bin eine leichtbewegte Natur,« fuhr Tithoff fort, »und habe sicher das Bedürfnis empfunden, Kruses Andenken zu ehren, um Ihnen, der Sie Kruse noch soviel näher gestanden und seinen Verlust sicher noch schmerzlicher empfunden haben, eine Freude zu machen.«

Wieder trafen die Augen des Kammerherrn Svends Blick.

Er wollte antworten, Tithoff aber kam ihm zuvor:

»Apropos, Herr Byge, was macht Ihre Frau, meine kleine Freundin?«

Svend fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg. Die Worte enthielten in ihrer Harmlosigkeit einen direkten Angriff, eine Kritik seines Privatlebens, die er sich nicht gefallen lassen wollte.

Er richtete sich auf und antwortete, indem er seine Hände zusammenpreßte:

»Meine Frau und ich liegen in Scheidung.«

Tithoff hob die Augenbrauen und zog sich etwas in den Stuhl zurück.

»Ach so!« sagte er; Svend aber war keinen Augenblick im Zweifel, daß seine Überraschung nur Komödie sei.

Es sollte dem Minister nicht glücken, sich einer Rechtfertigung zu entziehen, indem er ihn nach seinen Privatverhältnissen ausforschte.

»Ich gestatte mir die Frage,« sagte er schnell und schärfer, als er eigentlich beabsichtigt hatte, »aus welchem Grunde Exzellenz das mir gegebene Versprechen nicht gehalten haben. Wenn ich mir in der dazwischen liegenden Zeit etwas habe zuschulden kommen lassen, was meine Befähigung für das Amt verringert hat, so würde ich Eurer Exzellenz für eine offene Mitteilung darüber dankbar sein.«

In dem Blick des Kammerherrn ging eine plötzliche Veränderung vor, so daß Svend verstand, daß die Worte ihre Wirkung nicht verfehlt hatten; Tithoffs Gesicht aber war vollkommen ruhig, als er antwortete:

»Ich wüßte nicht, daß Sie sich etwas haben zuschulden kommen lassen – was Ihr Amt betrifft. Im übrigen –« der Kammerherr lächelte nachsichtig, »wissen Sie ja, Herr Assessor, daß das Ministerium seine Ernennungen oder Nichternennungen nicht zu motivieren pflegt. Dies wäre ja allein aus dem Grunde unschicklich, weil ja nicht wir, sondern Seine Majestät der König ernennt. Dennoch, da Sie mich fragen, will ich Ihnen meine private Meinung nicht vorenthalten. Und die besteht darin, daß das Ministerium, als die endgültige Entscheidung getroffen werden sollte, Herrn Juhls Anciennität nicht umgehen zu können meinte.«

Tithoff erhob sich und wandte den Kopf zu Svend um, als Zeichen, daß die Audienz beendet sei.

Svend stand auf und sah dem Kammerherrn fest ins Auge.

»Exzellenz äußerten seinerzeit, daß man mir nicht mehr gäbe, als ich durch meine Leistungen verdient hätte; da Juhl nur seine Anciennität als Referendar, nicht als Assessor vor mir voraus hat – wir wurden am selben Tage befördert –, so muß ich mir also etwas zuschulden haben kommen lassen, was Eure Exzellenz zu der Ansicht bekehrt hat, daß ich – wenn ich mich so ausdrücken darf – nicht in das augenblicklich herrschende System hineinpasse.«

Er hatte sich in Zorn geredet. Seine Stimme zitterte, und sein Mund verzog sich zu einem höhnischen Lächeln, als er das Wort: »System« gebrauchte. Im Innern sagte er nicht »System«, sondern »Welten«, und er sah zu seiner großen Genugtuung, daß es auf dem Wege der Suggestion sofort das Bewußtsein des Ministers erreichte, dessen Züge stramm wurden, während die Lider hastig über die runden Augen glitten.

Er fuhr fort, bevor Tithoff ihm Einhalt tun konnte:

»Exzellenz hätten mir das Versprechen ja nicht zu geben brauchen, das, nach Ihrer eigenen Ansicht, nicht ganz korrekt war. Da es jedoch gegeben und später aus unbekanntem Gründen zurückgenommen wurde, so werden Exzellenz begreifen, daß ich mich ernstlich

vor den Kopf gestoßen fühle. Ich habe deshalb die Ehre, Exzellenz hiermit um meine Entlassung zu bitten.«

Als Svend am Morgen von Hause fortgegangen war, hatte er diesen Entschluß noch nicht gefaßt. Er hatte den Minister zur Rechenschaft ziehen wollen und hatte gehofft, daß er sein Bedauern ausdrücken, einen plausiblen Grund angeben und ihm Ersatz anbieten würde. Aber es war anders gekommen. Tithoff hatte weder eine Entschuldigung gesucht, noch eine Erklärung gegeben und ihn nur in der Vermutung bestärkt, die Falk ausgesprochen hatte: daß das Versprechen eine Gegenleistung seinerseits zur Bedingung gehabt habe, die ausgeblieben war.

In dem Augenblick, als er das Wort »Entlassung« ausgesprochen und die Wirkung, die es auf Tithoff machte, gesehen hatte, der unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen war und ihn von der Seite anblickte, wußte er, welchen Weg er jetzt verfolgen wollte.

Unter dem Vorwand, eine Erklärung für das nicht eingelöste Versprechen zu suchen, wollte er die Sache bis vor den König bringen, der ja den Abschied bewilligen mußte.

Der Minister überlegte einen Augenblick, während er bis zu dem großen Fenster und wieder zurück ging.

Dann fragte er in einem väterlichen Ton:

»Ist dieser Schritt auch wohlüberlegt, Herr Byge?«

Svend schwieg.

»Ist es, weil Sie Galtens Stelle nicht bekommen haben?« fragte er in einem leiseren Ton, der zu Aufrichtigkeit aufforderte, während er Svend forschend anblickte.

»Es ist, um frei zu stehen, Exzellenz!« lautete die Antwort fest und selbstbewußt.

Tithoff faßte sich schnell.

»Haben Sie Ihr Entlassungsgesuch bei sich?« fragte er und streckte die Hand danach aus.

»Nein, Exzellenz, aber ich werde es noch heute einreichen.«

Der Minister sah aus, als ob er noch etwas sagen wollte. Als Svends Gesicht aber kalt und unzugänglich blieb, nickte er kurz zum Abschied, blickte zur Tür und griff nach einigen Papieren auf dem großen Arbeitstisch.

Svend zog sich mit einer Verbeugung zurück.

Als er die Kanzleitreppe hinunterstieg, fühlte er sich froh und erleichtert. Er sah der Zukunft ohne Besorgnis entgegen. Jetzt, wo er nur für sich selbst zu sorgen hatte – Ellen wollte ja für sich und die Kinder nichts annehmen –, würde er schon mit dem, was er bei Didrichsen verdiente, auskommen.

Ihm wurde wehmütig zumute bei dem Gedanken, daß er diese Treppen bald zum letztenmal herabsteigen würde und daß er das Leben, das sich hinter diesen Mauern rührte, mit feindlichen Blicken betrachten sollte. Aber der Fehler lag ja nicht an ihm. Er hatte den

Geist und das System, die hier herrschten, nicht gekannt. Er hatte wie gewöhnlich eine zu gute Meinung vom Leben und von den Menschen gehabt.

Er war zum Kampf gezwungen worden. Gut, da gekämpft werden sollte, wollte er es auch ganz tun.

51. KAPITEL

Während der kommenden Tage verhielt Svend sich ruhig.

Er stellte sich wie gewöhnlich im Ministerium ein, sprach aber nur das Notwendigste.

Jersey, der neugebackene Departementschef, nahm ihn sich vor; es glückte ihm aber nicht, ihm etwas über seine Pläne zu entlocken. Er sprach Svend sein Bedauern über den Schritt aus, den er getan hatte. Nachdem die Sache im Staatsrat vor gewesen war, bekam Svend Mitteilung vom Ministerium, daß sein Entlassungsgesuch bewilligt sei.

Am Nachmittag ging er zu v. Falk, der ihm zu seiner Freiheit Glück wünschte. Sie hatten eine lange, vertrauliche Unterredung.

Am nächsten Tage erschien Svend in Gehrock und Zylinder auf dem Schlosse und ließ sich beim Kabinettssekretär melden. Der Diener notierte seinen Namen auf einer Liste und nahm seine Karte. Er mußte eine Viertelstunde warten, bevor er an die Reihe kam.

Der Kabinettssekretär, ein kleiner, sehr zierlicher Herr, empfing ihn stehend, die eine Hand hinterm

Rockaufschlag, die andere auf eine grüne Tischdecke gestützt.

»Sie wünschen?« fragte er, während seine kleinen, lebhaften Augen ihn neugierig musterten.

»Ich wünsche eine Audienz bei Seiner Majestät.«

Svend stand hochaufgerichtet und verschlossen da. Er hatte mit sich selbst abgerechnet und war vollkommen Herr seiner Bewegung.

Der Kabinettssekretär gab es auf, ihm imponieren zu wollen. Er deutete mit einer nachlässigen Handbewegung auf einen roten Sessel am Fenster und nahm selbst ihm gegenüber in der Sofaecke Platz, indem er das eine Bein über das andere schlug.

»Wenn ich nicht irre,« sagte er, und betrachtete Svends Karte, die er zwischen zwei Fingern wippte, »so sind Sie es, Herr Byge, der seinen Abschied vom Ministerium verlangt hat.«

.Ja!«

»Wünschen Sie in dieser Angelegenheit eine Audienz?«

»Ja – ich möchte gern Gelegenheit haben, Seiner Majestät persönlich vorzustellen, wie man mich trotz eines gegebenen Versprechens bei einer Amtsernennung übergangen hat.«

»Sie wollen sich über Ihren Minister beschweren!« fiel der Kabinettssekretär ihm scharf ins Wort.

»Ja, so kann man es auch auffassen!«

»Und was wollen Sie dadurch gewinnen?« Der Kabinettsekretär lächelte überlegen.

»Das wird sich zeigen!« sagte Svend kurz und biß die Zähne fest aufeinander.

Der Kabinettsekretär sah ihn fragend an, unsicher, wie er diese kurze, etwas abweisende Antwort auffassen sollte.

»Hat der Minister Ihnen sein Wort gebrochen?«

»Ja!«

»Aber haben Sie bedacht, Herr Byge, daß der Minister überhaupt kein bindendes Versprechen geben kann, da es der König ist, der Ernennungen und Beförderungen bestimmt?«

Svend lächelte und antwortete nur:

»Der Minister ist die verantwortliche Autorität, an die man sich zu halten hat.«

Der Kabinettsekretär richtete sich auf und rieb sich die weißen Hände. Er hatte es hier scheinbar mit einem bärbeißigen Herrn zu tun. Er konnte nur zu gut verstehen, daß der gutmütige Tithoff keine Verwendung für so einen in seinem Ministerium hatte.

Er erhob sich, steckte die Fingerspitzen mit den roten, blanken Nägeln in die Westentaschen und sagte zu Svend, der sich ebenfalls erhoben hatte:

»Ja, Herr Byge, es steht einem jeden frei, Audienz beim König zu suchen. Montags um zehn Uhr ist öffentliche Audienz im Schlosse. Wenn Sie sich zu dieser Zeit einfinden, werden Sie vorgelassen werden, wenn

die Reihe an Sie kommt. Es geht nach der Rangordnung –« der Kabinettssekretär sah ihn nachsichtig an – »für Sie wird es also so etwas wie eine Geduldprobe werden. Es ist sogar möglich, daß Sie nicht einmal beim ersten Mal hereinkommen. – Guten Morgen.«

Er reichte Svend die Spitzen seiner soignierten Finger und begleitete ihn halbwegs zur Tür.

Der Kabinettssekretär wußte offenbar nicht, daß ich Departementschef Kruses Schwiegersohn war, dachte Svend spöttisch, als er die Treppe hinabstieg – oder war er vielleicht schon unterrichtet?

Am folgenden Montag kam Svend beim Schlosse vorgefahren.

Eine lange Reihe Wagen hielt davor, teils Privat-, teils Mietsfuhrwerke.

Obgleich er die Sache wieder und wieder durchdacht hatte – er hatte den größten Teil der Nacht wachgelegen – war er jetzt, wo die Schlacht geschlagen werden sollte, dennoch nervös. Ein alter, weißhaariger Lakai war ihm beim Ablegen behilflich. Die beiden langen Garderobenständer hingen schon voller Mäntel, darunter viele Offizierskragen.

Svend warf einen Blick in den Spiegel, zupfte an seiner weißen Krawatte, richtete sich auf, zog die Frackweste herunter und ging an der Schildwache vorbei durch die weiße Flügeltür, die ein anderer alter Lakai öffnete.

Das große, breite Vorgemach war wie ein alter, herrschaftlicher Salon möbliert; mitten im Zimmer zwei runde Tische, von dem der eine von dem jourhabenden Adjutanten mit Beschlag belegt wurde, der den Hof- und Staatskalender aufgeschlagen vor sich liegen hatte. An der Längswand, den Fenstern gegenüber, war eine Vertiefung, wie ein kleiner, blinder Korridor, der zu einer Flügeltür führte. Da die Höchsten im Rang – zwei galastrahlende Generale mit Federbüschen unterm Arm, die Brust voller Orden – sich in der Nähe dieser Tür hielten, wurde es Svend gleich klar, daß hier der Eingang zum Audienzsaal sei.

Während er mit einem aus Neugierde und Ehrfurcht gemischten Gefühl diese Flügeltür betrachtete, öffnete sich eine Tapetentür in der einen Seitenwand des halbdunklen, blinden Korridors, und ein dickleibiger Lakai mit Seidenstrümpfen und Frackschößen kam zum Vorschein und nahm einen kleinen Überblick über den Saal, mit jenem Ausdruck von erhabenem und wehmütigem Selbstbewußtsein, das vertrauten Kammerbedienten eigen zu sein pflegt.

Dann ging er quer über den Korridor und verschwand durch eine Tapetentür in der gegenüberliegenden Seitenwand.

Es waren also blinde Korridore zwischen den Sälen im Schloß. Das interessierte Svend sehr. So war es wohl in allen alten Königsschlössern. Wie konnte von diesen Laufgängen aus gelauscht und spioniert werden!

Svend sah sich im Saal um. Es strahlte von allen möglichen Uniformen.

»Darf ich um Ihren Namen und Ihre Stellung bitten?« ertönte eine angenehme, klangvolle Stimme, während er sich umblickte.

Svend drehte sich um.

Es war der jourhabende Offizier, der ihn mit vorsichtigen Augen in einem ovalen, blassen Gesicht betrachtete.

Svend stellte sich vor.

Der Adjutant sah mit einem plötzlichen Schimmer von Interesse und einem Anstrich von einem Lächeln um den glattrasierten Mund zu ihm auf.

Dann sagte er mit einer Bewegung auf den Saal zu:

»Ich fürchte, Sie werden lange warten müssen, denn es sind heute ja viele von Rang da.«

Es dauerte eine Stunde, bevor ein Sitzplatz frei wurde. Das verringerte seine Nervosität nicht. Jetzt begann er noch dazu hungrig zu werden. Er hatte noch nichts weiter als ein Ei und eine Tasse Tee zu sich genommen.

Nach und nach wurde es aber leerer im Saal und schließlich kam der Adjutant auf ihn zu und sagte: »Der nächste sind Sie, Herr Byge.«

Mit einer Handbewegung forderte er ihn auf, sich der Tür zu nähern, um sich bereit zu halten.

Svend bekam Herzklopfen, kämpfte aber mit Kraftanstrengung seine Aufregung nieder, und es gelang

ihm, äußerlich einen vollkommen ruhigen Eindruck zu machen.

Die Tür wurde geöffnet, und sein Vorgänger kam heraus. Svend wartete noch eine Sekunde, dann forderte der Adjutant ihn mit einer Verbeugung auf, näherzutreten.

Der alte König kam ihm in aufrechter Haltung entgegen.

Svend näherte sich, indem er sich mehrmals verbeugte. Das Licht aus den hohen Fenstern fiel ihm in die Augen, so daß er die Züge des Königs erst deutlich zu erkennen vermochte, als er dicht vor ihm stand.

Zwei graue Augen in einem offenen, etwas wettergebräunten Gesicht betrachteten ihn mit forschendem Wohlwollen.

»Sie haben Ihren Abschied genommen?« Die Stimme war leicht verschleiert, der Ton erstaunt, mit einem Anstrich von Unwillen, der angenommen war, wie Svend empfand.

Die zurückgedrängte Aufregung in Verbindung mit dem Gefühl der Bedeutung des Augenblickes hatten seine Sinne geschärft.

Er begriff, daß Seine Majestät darauf präpariert war, daß der Schwiegersohn des verdienstvollen Departementschefs Kruse, ein junger Brausekopf, seinen Abschied genommen hatte, da er sich wegen einer vermeintlichen Übergehung beleidigt fühlte, indem er sich

an einige unüberlegte, liebenswürdige Worte klammerte, die seinem Minister in einem Privatgespräch entschlüpft waren. Man hatte ihn seinen Willen bekommen lassen, um ihn durch Erfahrung zu belehren; im übrigen müsse man auf der Hut sein mit dem, was man zu ihm sagte, denn er litt an dem Fehler, alles buchstäblich zu nehmen.

»Ja, Majestät!« sagte Svend, der jetzt, wo es galt, im vollen Besitz seiner Geistesfähigkeiten war, »man hat mir unaufgefordert das Versprechen gegeben, mir ein Amt zu verleihen und hat, ohne eine Veranlassung von meiner Seite, dieses Versprechen nicht gehalten.«

Dieses, ein Versprechen zu geben und nicht zu halten, war etwas, was scharf gegen die militärische Lebensauffassung des Königs verstieß. Die Sache schien dennoch einen tieferen Zusammenhang zu haben, als man ihm vorgestellt hatte.

»Wer hat Ihnen dieses Versprechen gegeben?«

»Euer Majestät Minister, Kammerherr Tithoff.«

Der König sah zum Fenster und dachte einen Augenblick nach. Dann entsann er sich, was ihm vom Kabinettssekretär vorgetragen worden war.

»War es auch wirklich ein Versprechen?« fragte er und sah Svend mit einem neckenden Augenblinzeln von der Seite an.

»Jawohl, Majestät! – ein ausdrückliches Versprechen, das mir vom Kammerherrn Tithoff während eines Besuches in meinem eigenen Hause gegeben wurde. Es war vertraulich, und ich habe es auch niemandem gegenüber erwähnt, bevor ich wußte, daß der Minister es nicht gehalten hatte.«

»Hat der Minister Ihnen denn die Erlaubnis gegeben, es jetzt zu verraten?« fragte der König und sah ihn mit seinem offenen, ehrlichen Blick fest an.

Svend sah sofort ein, daß hier ein schwacher Punkt sei, den er nicht genug erwogen hatte.

»Nicht direkt, Majestät. Aber ich habe dem Minister gegenüber mein Entlassungsgesuch mit dem nicht eingelösten Versprechen motiviert und ihm erklärt, daß ich meinen Abschied nähme, um frei zu stehen.«

Der König schien wieder zu überlegen. Svends Beobachtung entging es nicht, daß dem König seine freie, kühne Antwort gefiel.

»Ist es denn Ihre Absicht, überhaupt aus dem Staatsdienst auszutreten – oder – haben Sie an eine andere Stellung gedacht?«

Diese Worte kamen zögernd, ein wenig tastend heraus. Svend hatte die bestimmte Empfindung, daß diese Frage in letzter Instanz von Tithoff stamme.

Er nahm allen Mut zusammen. Das Vorhergegangene waren ja nur Umschweife und Nebensächlichkeiten gewesen. Jetzt sollte das entscheidende Wort fallen, das er sagen wollte, wie er sich selbst gelobt hatte.

»Majestät, es ist seit meiner frühesten Jugend mein Ziel gewesen, eine hervorragende, öffentliche Stellung einzunehmen, in der ich etwas Nützliches ausrichten kann. Wie die Verhältnisse aber augenblicklich liegen – unter dem jetzigen System – ist es mir unmöglich.«

Er machte eine Pause und hielt den Blick des Königs fest, der fragend und verständnislos auf ihn gerichtet war.

»Ich betrachte es als meine Pflicht, Eure Majestät davon in Kenntnis zu setzen, daß unter Leuten, die Einblick in die Verhältnisse haben, die allgemeine Anschauung vertreten ist, daß das jetzige Ministerium nicht frei disponiert, sondern sich gezwungen fühlt, im Sinne und zur Förderung der Geschäftsinteressen eines Privatmannes, Geheimrat Weltens, zu handeln. Ich habe durch einen schicksalschwangeren Zufall persönlich Beweise in die Hand bekommen, daß es sich hier um mehr als um ein Gerücht handelt und daß die Abhängigkeit von Welten eine Demoralisation unter hochgestellten Beamten zur Folge gehabt hat, deren landesschädliche Konsequenz nicht schwer zu überblicken ist.«

Jetzt war es gesagt.

Die Augen des Königs wurden rund vor Erstaunen, während er Svend mit offenem Mund anstarrte. Als Svend Weltens Namen nannte, stieg ihm ein bläuliches Rot in die mageren, gefurchten Wangen. Dann wandte

er seinen Blick von Svend ab und starrte mit gerunzelter Stirn zum Fenster. Darauf sah er wieder zu Svend hin, zog sich einen Schritt von ihm zurück und fragte in einem Ton, der müde klang:

»Haben Sie Ihren Abschied genommen, um mir dies zu sagen?«

»Ja, Majestät!«

»Gut!« sagte der König fest, mit einem entschlossenen Kopfnicken. »Wer von den Ministern war es?«

»Mein Amt ressortierte unter dem Verkehrs- und Finanzminister Kammerherrn Tithoff.«

»Ich werde mit Tithoff sprechen.«

Der König reichte ihm gnädig die Hand.

Svend beeilte sich sie zu ergreifen, worauf er sich mit tiefen Verbeugungen zurückzog.

52. KAPITEL

Als Svend nachmittags voller Hoffnung zu v. Falk kam und ihm von der Audienz erzählte, sah dieser ihn bewundernd an:

»Wie konnten Sie sich nur dazu überwinden!«

Nachdem sie sich eine Zigarre angezündet und es sich behaglich gemacht hatten, Svend im Sofa und v. Falk auf der Chaiselongue, fragte Svend:

»Was meinen Sie, daß sich jetzt ereignen wird?«

v. Falk blies langsam den Rauch von sich.

»Nichts. Der König wird Tithoff rufen lassen. Tithoff wird ihm etwas von Weltens ungeheurer Bedeutung

für den Staat vorschwatzen, von der Schändlichkeit, Weltens nationale Bestrebungen und sein hübsches Zusammenarbeiten mit der Regierung zu verdächtigen. Und von Ihnen —«

»Von mir?«

»Von Ihnen wird man sagen, daß Sie an Unreife und Größenwahn leiden und darum nur auf einem sehr bescheidenen Platz verwendet werden können; worauf Tithoff irgendein unschädliches kleines Kassenamt für Sie aussuchen wird, mit der boshaften Bemerkung, daß Sie auf Grund Ihrer unbestechlichen Rechtschaffenheit und Ihres sozialen Reinlichkeitssinnes für diesen Posten besonders geeignet seien.«

Svend sprang auf und stellte sich vor v. Falk hin:

»Herrgott, seien Sie doch ernsthaft!«

Falk betrachtete ihn lange, und es kam eine eigene Wehmut in seine großen, schweren Augen, als er sagte:

»Ich bin ernst, vollkommen ernst.«

Wieder blies er den Rauch in einer langen Wolke von sich und fügte mit weicher Stimme hinzu:

»Ich fürchte für Ihre Zukunft, lieber Byge, Sie werden viel durchmachen müssen, bevor Sie – bevor Sie zur Ruhe kommen.«

Svend sah ihn an. Tief in ihm dämmerte die Erkenntnis, daß Falk recht haben mochte; aber er wagte nicht, es sich einzugestehen. Er setzte sich wieder still auf seinen Platz, während Falk ihm mit den Augen folgte und sagte:

»Dennoch bereue ich es nicht, Byge, daß ich Ihnen so geraten habe. Menschen wie Sie, *müssen* der reinen Linie folgen – *können* nur von persönlichen Erfahrungen belehrt werden. Es war nicht nur mein experimentaler Schönheitsdrang, der mit mir durchging. Nicht Egoismus allein.«

Svend beugte sich vor und starrte durch das Halbdunkel auf Falks großes weißes Gesicht.

»Egoismus?« fragte er erstaunt.

Falk antwortete nicht.

Svend verließ seine große Wohnung und mietete sich in zwei Dachstuben ein, die er mit seinen eigenen Möbeln möblierte. Denn jetzt mußte gespart werden.

Er hatte Aussicht über einen Park, und die Nachmittagssonne schien auf seine Fenster.

Das erste Frühstück bekam er von der Frau, bei der er wohnte, einer einsamen, alten Schutzmannswitwe. Die übrigen Mahlzeiten aß er in einem Restaurant. Das war einsam und trist.

Es verging kein Abend, wenn er in seine einsamen Zimmer zurückkehrte, ohne daß er an Ellen und seine Knaben dachte. Es geschah auch, daß er weinend sein Kopfkissen zerdrückte, bevor er Ruhe fand. Des Morgens aber war er stark und sicher im Gefühl, das Rechte erwählt zu haben.

Er gewöhnte sich schließlich an sein neues Leben, das ihm nach dem Abschied im Ministerium viel Zeit für seine Anwaltstätigkeit ließ, der er sich mit Eifer

widmete. Er war wie in der ersten Zeit der erste morgens im Kontor und der letzte, der ging.

Seit dem Bruch mit Ellen und den darauf folgenden privaten Unterredungen mit Didrichsen war Svend schweigsam und zurückhaltend im Bureau gewesen. Er war stets in seine Arbeit vertieft und sprach nur vom Geschäft.

Auch Didrichsen gegenüber beschränkte sich sein Verhältnis auf die notwendigsten Unterredungen. Svend hatte den Eindruck, als ob es Didrichsen gerade so recht sei.

Die einzige private Bemerkung, die zwischen ihnen gewechselt wurde, fiel, als der Justizrat seine Entlassung in der Zeitung gelesen hatte.

»Ich lese in der Zeitung, daß Sie Ihren Abschied genommen haben, Herr Byge.«

»Ja!« antwortete Svend.

»War das auch ein wohlüberlegter Schritt?« fragte Didrichsen vorsichtig und ernst.

Svend fühlte wohl, daß es gut gemeint war. Aber er wollte sich höchst ungern auf Näheres einlassen und antwortete darum ziemlich kurz:

»Ich hoffe es!«

Didrichsen schüttelte seufzend den Kopf.

Einige Zeit nach der Audienz beim König rief Didrichsen ihn eines Morgens in sein Privatkontor.

Als Svend ihn gedankenvoll am Fenster stehen sah, merkte er gleich, daß es sich um etwas Ernstes handelte.

Er bekam Herzklopfen und trat mit einem fragenden Gesicht näher.

Didrichsen wandte sich mit dem müden Ausdruck in den Augen zu ihm um, den Svend so gut kannte. Er machte sich etwas an den Papieren auf dem Schreibtisch zu schaffen, während er sagte:

»Ja, Herr Byge, es tut mir leid« – Svend konnte seiner Stimme anhören, daß es ihm wirklich leid tat –, »ich muß Ihnen zu meinem Bedauern mitteilen, daß ich Sie nicht mehr in meinem Bureau behalten kann.«

Svend zuckte zusammen.

Nichts kam ihm unerwarteter als dies. Er hatte in der letzten Zeit mit einem Fleiß und einem Eifer gearbeitet, der seinem Prinzipal nur dienen konnte. Er kannte seinen eigenen Wert; und jetzt kassierte man ihn also.

»Gilt die Kündigung für sofort?« fragte Svend mit mühsam erkämpfter Ruhe.

»Ja! – Sie dürfen mich nicht mißverstehen,« Didrichsen hob abwehrend seine Hand, ohne ihn anzusehen, »Sie wissen, daß ich sehr zufrieden mit Ihrer Arbeit bin – eine Extragage für drei Monate liegt für Sie bereit; aber ich habe – man hat mir erzählt« – hierbei blickte er von der Seite auf Svends blasses Gesicht –, »ich weiß aus bester Quelle von Ihrer Audienz bei meinem alten Freund, dem Kammerherrn Tithoff und – eh, von

der beim König. Ich hoffe, Sie werden begreifen, daß ich nicht Vertrauensmann des Ministers und eh – hm! – meines hochverehrten Geschäftsfreundes Welten sein und zur selben Zeit einen jungen Mann in verantwortungsvoller Stellung in meinem Bureau haben kann, der unbehindert Zutritt zu allen inneren Angelegenheiten hat – einen jungen Mann, der einen so – eh – ganz ungewöhnlichen und gegen die Herren aggressiven Schritt unternommen hat.«

Die letzten Worte kamen so leise, daß sie fast nicht zu hören waren. Svend empfing den Eindruck, daß Dirdrichsen hier weiter ging, als er eigentlich durfte.

Svend fand sich selbst wieder. Es war ein kitzelndes Gefühl der Befriedigung, den Schlag zu empfangen und im selben Augenblick zu verstehen, weshalb und wofür.

Es war Welten, wie Falk zu sagen pflegte. Falk hatte doch immer recht.

Jetzt sollte er ausgehungert, sollte machtlos gemacht werden. Er wußte zu viel. Er mußte von jedem Platz, von wo aus seine Stimme gehört werden konnte, entfernt werden.

Es war wie ein erfrischendes Gewitter, hier zu stehen und den Schlag zu empfangen. Er sah den alten Geheimrat mit seinen eingefrorenen Runzeln vor sich. Er brannte darauf, sich an ihm zu rächen, und zur selben Zeit kam er ihm ganz nah – es war lächerlich –, so

nah wie in Freundschaft. Er empfand trotz seines Hasses und seines Zornes ein blindes Gefühl von Bewunderung für seine Stärke und seine Rücksichtslosigkeit.

»Ich begreife diesen Schritt sehr gut!« sagte er und trat dicht an den Schreibtisch heran. Um seinen Mund lag ein so seltsames Lächeln, daß es Didrichsen ganz unheimlich zumute wurde.

»Welten hat meinen Kopf verlangt!« sagte er scharf und lachte.

Didrichsen wollte etwas Würdiges und Abweisendes sagen. Ein Blick auf Svends Gesicht aber ließ ihn verstummen. Er fürchtete eine Explosion. Dieser junge Brausekopf mußte sich ja entladen. In Gottes Namen, aber nur nicht bei ihm.

Didrichsen beeilte sich, ihm sein Gehalt zu geben.

Svend machte erst eine Bewegung, als wolle er es zurückweisen, bedachte sich dann aber und zählte es zum Erstaunen des Justizrates ruhig nach.

Gott sei Dank! – Didrichsen atmete erleichtert auf – er nahm die Sache also vernünftig.

Als Svend die Tür erreicht hatte, drehte er sich um und fragte höflich:

»Darf ich auf eine Empfehlung von Ihnen rechnen, Herr Justizrat?«

Didrichsen blickte verlegen auf seine Fingerspitzen. Das war ja der schwierige Punkt. Er würde es ja mehr als gern tun, aber er wagte es nicht. Was würde es nützen, wenn er zu einem anderen Rechtsanwalt käme,

wo er frei reden konnte. Nein, er mußte fort, in andere Kreise, wo er keinen Schaden anrichten konnte. Da war die kleine Steuereinnahmestelle, die Tithoff für ihn in Bereitschaft hatte, wenn er mürbe geworden war. Der Ärmste, warum verfuhr er so schlecht mit sich selbst. Er mußte doch mal das Leben und die Welt, in der er arbeiten sollte, kennen lernen.

Oder war er verrückt?

Dieser Gedanke tauchte plötzlich in ihm auf und ließ ihn mit ängstlichen Augen in die Höhe blicken. Aber nein! Er hatte einen Starrkopf, einen Heißsporn vor sich, aber keinen Verrückten. Didrichsen faßte Mut. Er ging auf Svend zu, legte ihm die Hand auf die Schulter, sah ihm in die Augen und sagte:

»Lieber Byge, glauben Sie einem alten, erfahrenen Mann: Dort, wo Sie jetzt gehen, führt kein Weg vorwärts.«

Svend richtete sich auf und betrachtete ihn kalten Blickes.

»Wollen Sie mir eine Empfehlung geben, Herr Justizrat, ja oder nein?«

Didrichsen duckte sich, zog seine Hand zurück und sagte mit einem tiefen Seufzer:

»Solange Sie das Leben so wie jetzt betrachten und danach handeln, *kann* und *wage* ich Ihnen keine Empfehlung zu geben, die Ihnen eine Vertrauensstellung in der juristischen Welt öffnet.«

Svend versuchte die Tiefe dieser ernsten Worte zu loten. Er fühlte, daß sie ehrlich waren, und antwortete bewegt:

»Leben Sie wohl, Herr Justizrat, und Dank für die Zeit, die ich in Ihrem Geschäft gearbeitet habe.«

Didrichsen wandte sich um, als habe jemand ihn beim Namen gerufen. Es blitzte in seinen Augen, entweder von einer Träne oder von einem Hoffnungs-schimmer.

Er nahm Svends Hand in seine beiden.

»Leben Sie wohl, Byge,« sagte er leise, »und kommt eine Zeit, wo es Ihnen schlecht geht, dann kommen Sie zu mir. Das müssen Sie mir versprechen!«

Svend beugte schweigend den Kopf. Er konnte vor Bewegung nicht sprechen.

Dann verließ er das Zimmer.

53. KAPITEL

Es kam eine Zeit ernster Sorge für Svend.

Wie tief er auch das Dunkel unheilswangerer Möglichkeiten, das sich durch seinen Bruch mit dem Ministerium für ihn öffnete, zu durchdringen versucht hatte, daß er eines Tages erwerbslos dastehen und vor allem für das Notdürftigste kämpfen mußte, das war ihm doch nicht eingefallen.

Er sah sich plötzlich in dem leeren Raum, von dem eisigen Gefühl zu Boden gedrückt, daß seine Leiden jetzt erst wahrhaft beginnen würden.

Gleichzeitig aber war er so gespannt auf das Resultat seiner Audienz beim König, daß er keine Zeit übrig zu haben meinte, sich mit dem Suchen nach einer neuen Stellung zu beschäftigen.

Es standen ja ganz andere Dinge auf dem Spiel. Er verglich seinen eigenen, kleinen, zufälligen Brotkampf mit dem großen Zweikampf zwischen Prinzipien und Interessen, der jetzt beginnen sollte.

Er beruhigte sich vorläufig mit der Extragage, die Didrichsen ihm gegeben hatte, in der Hoffnung, daß die Dinge sich gewendet haben würden, wenn diese aufgezehrt sei. Bis dahin würde ein Resultat vorliegen, das ihm Genugtuung geben und ihn mit einem Schläge über den Kampf um das tägliche Brot emporheben würde.

Jeden Morgen und Abend stürzte er sich begehrllich auf die Zeitungen. Er erwartete etwas zu lesen, wie daß Kammerherr Tithoff »einem Gerücht zufolge« auf Grund von Kränklichkeit abdanken würde.

Vielleicht würde sogar noch mehr Staub aufgewirbelt werden.

Dem König, dessen Gerechtigkeitssinn allgemein bekannt war, konnten jetzt, wo sein Mißtrauen einmal geweckt war, die Augen für Dinge aufgegangen sein, die ihm früher rätselhaft gewesen waren, Dinge, von denen nur der, der an den Staatsratssitzungen teilgenommen hatte, Bescheid wußte.

Vielleicht hatte er sich im Vertrauen von dem Staatsratssekretär das Protokoll zum Durchforschen ausgebeten. Vielleicht hatte er sich an Hand desselben gewisse rätselhafte Punkte ins Gedächtnis zurückgerufen oder durch den Kabinettssekretär geheime Untersuchungen vornehmen lassen, da ihm jetzt ein bestimmter Weg angegeben worden war.

Vielleicht war er dadurch zu bestimmten Fragen gelangt, für die er von dem Ministerpräsidenten Aufklärung gefordert hatte.

Vielleicht hatte es in der Stunde eines einsamen Privatkabinetts zwischen dem König und seinem verantwortlichen Minister, der den König auf untertänigste Weise auf seinen eingeschränkten Platz zurückzuweisen versuchte, einen Kampf gegeben.

Vielleicht war der König stark genug gewesen, dem Minister zu verstehen zu geben, daß er in einem doppelten Vertrauensverhältnis stünde, nicht nur in einem äußeren politischen dem Volk gegenüber, das vom Reichstag vertreten wurde, sondern auch in einem inneren persönlichen, dem König gegenüber, dessen freies Ernennungsrecht dem Volke eine Garantie sein sollte, daß nicht hinter den Kulissen Dinge vorgingen, die gegen Recht und Ehrlichkeit verstießen und folglich keines Vertrauens wert waren.

Oh, vielleicht – wenn der König stark genug wäre, würde man eine ganze Krise zu sehen bekommen; unter dem Vorwand irgendeiner politischen Uneinigkeit mußte dann das ganze Ministerium abdanken.

Dann galt es eine Königsprobe, dann würde es darauf ankommen, was die persönliche Umgebung des Königs wert war. Ob Seine Majestät imstande war, die Besten des Landes ausfindig zu machen – diejenigen, die, wenn sie auch zurückgezogen lebten, dennoch in kritischen Augenblicken gehnt werden.

So kreisten Svends Gedanken beständig um dasselbe. Er kam mehr und mehr von dem fort, was der Ausgangspunkt gewesen war, von seinem eigenen persönlichen Zusammenstoß.

Ein starkes und echtes Allgemeininteresse wuchs in ihm empor. Das Geradlinige in seiner Natur, die reine Linie, an der Fall sich erfreute und die er ästhetisch genoß, war es, die ihn dazu drängte.

Durch dieses zunehmende Interesse bekam seine Neigung für eine öffentliche Wirksamkeit, sein Streben nach einem Reichstagsmandat als vorläufigem Ziel, neue und kräftige Nahrung. Er hatte darüber eine lange Unterredung mit Falk.

Die Schwierigkeit lag darin, daß er die Chance für das bestimmte Mandat, das er im Auge gehabt hatte, die Vertretung für die Fischer, wahrscheinlich durch seine Entlassung aus dem Departement verspielt hatte.

Falk schlug ihm vor, sich in seiner Heimatgegend als Kandidat aufstellen zu lassen. Als Besitzer von Lindersbo hatte er einigen Einfluß und stand sich gut mit den Großbauern.

Svend nahm den Vorschlag dankbar an und warf sich von neuem mit Eifer auf seine politischen Studien.

Die Tage vergingen. Und noch immer ereignete sich nichts. Es war nicht möglich, auch nur die geringste Spur, die seine Audienz beim König hinterlassen hatte, zu entdecken.

Seine Ungeduld wurde schließlich so unerträglich, daß er beschloß, den Kabinettssekretär noch einmal aufzusuchen. Es war doch immerhin möglich, daß er durch ihn etwas erfahren konnte.

Als Vorwand wollte er die Frage des Königs, ob er an ein anderes Amt gedacht habe, benutzen.

54. KAPITEL

Der kleine, zierliche Kabinettssekretär erhob sich von seinem Sofa und kam ihm freundlich lächelnd entgegen.

Es war ein ganz anderer Empfang als beim erstenmal.

Die Liebenswürdigkeit verblüffte Svend, der sich gegen kühle Zurückhaltung gewappnet hatte.

»Ich bin erfreut, Sie zu sehen,« sagte der Sekretär und gab ihm seine ganze Hand.

Svend nahm im Sessel Platz und brachte sein Anliegen vor.

Der Kabinettssekretär tat sehr erstaunt.

So hätte er die Sache gar nicht aufgefaßt. Er könne ihm versichern, daß Seine Majestät einen vorzüglichen Eindruck von ihm bekommen und sich sehr gnädig über ihn geäußert habe; aber der König hätte auch die Auffassung, daß er seinen Abschied genommen habe, um ein vollkommen unabhängiger und freier Mann zu werden.

Svend betrachtete den Kabinettssekretär, dessen kleine, lebhafte Augen munter blitzten, voller Erstaunen.

»Sie vergessen das Unrecht, das man mir im Ministerium zugefügt hat!« sagte er ernst.

Der Kabinettssekretär lächelte, als ob Svend einen Witz gemacht hätte; als der junge Mann aber unverändert ernst blieb, beugte er sich vor und sagte:

»Wenn Sie im Staatsdienst bleiben wollten, weshalb dann dieser Umweg durch Abschied?«

»Ich hatte keinen anderen Weg, um meine Ansprüche geltend zu machen!«

Jetzt schien ihm der Augenblick gekommen, wo er den Kabinettssekretär ausforschen konnte.

»Ich habe Grund anzunehmen,« fügte Svend hinzu, »daß Seine Majestät nicht nur meine Ansprüche verstanden, sondern auch dem Betreffenden gegenüber Schritte unternommen hat —«

Der Kabinettssekretär sah hastig auf.

»Wie meinen Sie das?«

»Daß Seine Majestät mit Kammerherrn Tithoff gesprochen hat, wie es seine Absicht war.«

»Das hat er sicher; aber wie gesagt: ich habe den Eindruck, daß weder der König noch der Minister Sie so verstanden haben, daß Sie in ein neues Amt einzutreten wünschen.«

Er lächelte wieder mit fast herausfordernder Liebeshwürdigkeit.

»Es ist ja nur begreiflich,« fügte er hinzu, »daß ein junger vermögender Mann wie Sie sich nicht durch ein öffentliches Amt binden möchte. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich sicher ebenso handeln.«

»Vermögend?«

Svend sah erstaunt auf. Was sollte das heißen? – War es Unwissenheit oder ein Versuch, ihm sein Verhältnis zu Kruse zu entlocken.

Nach einem Augenblick der Überlegung sagte er:

»Ich gestatte mir, Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß ich nach Lösung meiner Ehe auf jeglichen Anteil an dem hinterlassenen Vermögen meines Schwiegervaters verzichtet habe.«

»Das meinte ich auch gar nicht!« sagte der Kabinettssekretär mit unveränderter Liebeshwürdigkeit. »*Enfin!* – Wenn Sie nicht darüber zu sprechen wünschen, so lassen wir das.«

Svend hatte den bestimmten Eindruck, daß der Kabinettsekretär wirklich meinte, daß er ihm etwas verbergen wolle. Deshalb beeilte er sich zu versichern:

»Ich bin alles andere als vermögend, und wenn ich –« er war dicht daran zu verraten, daß seine Anfrage nach einem Amt nur ein Vorwand sei, aber er schwenkte noch rechtzeitig ab – »und wenn ich mich der Hoffnung hingeebe, ein neues Amt, natürlich in einem anderen Etat, zu bekommen, so ist es, um der Zukunft unbekümmert ins Auge blicken zu können, bis –«

Er wollte sagen:

»Bis ich mir einen Weg zu einer politischen Wirksamkeit gebahnt habe.«

Der Kabinettsekretär aber mißverstand ihn und unterbrach ihn lächelnd:

»Ich verstehe – bis Ihre Zeit gekommen ist.«

Dann erhob er sich und sagte wie in einer naheliegenden Gedankenverbindung:

»Sagen Sie mal, Herr Byge, wie alt ist eigentlich Ihre Tante, die Konferenzrätin Byge?«

Svend sah erstaunt auf. Dann ging ihm plötzlich ein Licht auf. Der Kabinettsekretär spielte auf Onkel Kaspers Vermögen an.

Das Blut stieg ihm zu Kopf. Es war jetzt das dritte Mal, daß ihm diese Anspielung in einer ernstesten Unterredung begegnete. Es schien, als ob alle anderen, vom Prinzen und Kruse, bis zu dem Assessor bei Didrichsen,

über diese Sache Bescheid wußten, nur für ihn war sie beständig in Dunkel gehüllt.

War wirklich etwas Wahres daran? Tausend Gedanken und Erinnerungen stürmten auf ihn ein. Er fand keine Zeit zur Überlegung, ob er dementieren oder mit Stillschweigen darüber hingehen sollte, darum begnügte er sich damit, die gestellte Frage zu beantworten.

»Meine Tante ist, soviel ich weiß, neunundsechzig Jahre alt; aber sie ist sehr leidend.«

»Das tut mir leid!« sagte der Kabinettssekretär bedauernd. Die kleinen lebhaften Augen aber blinzelten Svend ein »Gottlob« zu.

Indem er Svend zur Tür begleitete, sagte er:

»Ich kann natürlich nicht dafür einstehen, was Kammerherr Tithoff für einen Eindruck bekommen hat; aber wenn Sie wirklich ein neues Amt wünschen, so möchte ich Ihnen doch raten, zu ihm zu gehen. Es ist ja nicht unmöglich, daß Tithoff irgend etwas für Sie hat, was er Ihnen anbieten kann. Er ist ja so ein außerordentlich wohlwollender Mann, dem es gar nicht ähnlich sieht, vorsätzlich ein gegebenes Versprechen zu brechen.«

Svend antwortete nichts.

Auf seinem Wege nach Hause war er so von den Worten des Kabinettssekretärs über seine Vermögensverhältnisse in Anspruch genommen, daß er weder sah

noch hörte, was um ihn herum vorging. Er fuhr darum zusammen, als dicht neben ihm eine wohlbekanntere Stimme »guten Tag, Byge« sagte.

Es war Premierlieutenant Flindt, der Adjutant des Prinzen. Der kleine, runde Offizier strahlte förmlich vor guter Laune und Selbstzufriedenheit in dem klaren Frostwetter, unter einem graublauen Himmel.

»Wie geht's Ihnen? Lange her, seit wir uns gesehen haben!« Flindt drückte ihm herzlich die Hand und Svend verstand, daß er damit sagen wollte, daß seine Ehescheidung und Entlassung das gute Verhältnis zwischen ihnen nicht getrübt habe.

Sie gingen ein Stück zusammen.

Svend konnte es nicht unterlassen, nach dem Prinzen zu fragen.

»Es geht ihm großartig!« sagte Flindt, fühlte aber im selben Augenblick instinktiv, daß Svend ihn vielleicht mißverstehen würde. Man konnte ja nicht wissen, was Ellen ihm gesagt hatte, denn Flindt wußte aus Erfahrung, daß bei ehelichen Auseinandersetzungen der eine Teil dem anderen gewöhnlich das an den Kopf wirft, was dem anderen am unangenehmsten zu hören ist.

Er beeilte sich deshalb hinzuzufügen, indem er Svend mit seinen lebenslustigen Augen fest ansah:

»Ich muß Ihnen sagen, mein lieber Byge, daß Sie einen großen Bewunderer in Seiner Durchlaucht haben.«

»Wirklich?« Svend bekam einen strammen Zug um den Mund. Flindt aber faßte ihn unterm Arm und fuhr eifrig fort:

»Ja, wahrhaftig. Von solchen Leuten wie Byge müßten wir mehr haben, sagte er neulich, als von Ihrem Abschied und – eh – der Audienz beim König die Rede war.«

Flindt preßte seinen Arm:

»Verflucht schneidig von Ihnen! Abschied aus Überzeugung. Das macht Ihnen niemand nach. Und dann eine alte, gebrechliche Erbtante im Rücken – ha, ha. Ich beneide Sie von ganzem Herzen, Byge, tatsächlich. Sie nehmen eine ganz exzeptionelle Stellung ein.«

Auch er sprach von der Erbschaft. Das mußte ja in der ganzen Stadt bekannt sein. Er wollte diesem Gerücht doch mal auf den Grund gehen.

»Erbtante? Was wissen Sie eigentlich davon, Flindt?« fragte er und sah ihn fest an.

»Gott bewahre, wenn es ein Geheimnis sein soll, so weiß ich natürlich nichts.«

»Nein, sagen Sie mir bitte die Wahrheit!«

Flindt sah ihn erstaunt an. Dann lächelte er verständnisvoll:

»Ach, lassen Sie mich in Ruh, Sie Geheimniskrämer. Das weiß doch alle Welt.«

»Woher wissen Sie es aber?«

»Ich?« Flindt dachte nach. »Ich weiß es wohl vom Prinzen – oder von meiner Frau – oder ich hab es im

Ministerium gehört. Wenn es übrigens ein Geheimnis sein soll, so ist es ungewöhnlich schlecht verwahrt. Wissen Sie, Byge, so was kann nicht geheimgehalten werden. Ich will gern glauben, daß es die Absicht Ihres ehrenwerten Onkels war – das sieht alten Leuten, die etwas zu vererben haben, ähnlich. Wenn man nur eine Andeutung auf ihr Testament macht, bekommen sie schon einen Schlaganfall. War der Alte nicht auch ein bißchen geizig – vorsichtig mit jungen Leuten, und so?«

Svend nickte.

»Da haben Sie's. Und dann steigt er ins Grab und meint, was die Witwe und der Rechtsanwalt und die Zeugen und der Notar wissen, das könne ewig ein Geheimnis bleiben.«

Flindt lachte nachsichtig, und Svend unterließ es zu widersprechen. Er wußte ja doch nichts, und vielleicht war es das klügste, die Leute bei ihrem Glauben zu lassen.

Rechtsanwalt – Notar!

Wieder ein Streiflicht. Hatte Assessor Hansen nicht gesagt, daß er sich Konferenzrat Byges erinnerte? Sollte er bei der Unterschrift des Testaments zugegen gewesen sein?

Der Gedanke beschäftigte ihn so stark, daß er sich Flindts so schnell wie möglich zu entledigen versuchte.

Sie schieden mit einem freundschaftlichen Händedruck voneinander.

55. KAPITEL

Der erste Januar kam mit stillem, klarem Frostwetter. Als Svend sein Rouleau aufrollte, lag der Park mit seinen bereiften Bäumen und Büschen in blendendem Morgenlicht da. Dort draußen glühte eine Hoffnung so stark und reich, daß der Mißmut mit einem Schlage aus seinem Gemüt entchwand.

Er streckte seine Arme dem Leben entgegen und jubelte über die erste Verzauberung des Jahres.

Nachdem er gefrühstückt und eine Weile in die schimmernde Landschaft geblickt hatte, zog er sich an und ging in den Park.

Dort war es voll von Spaziergängern. Die Leute kamen schon aus der Kirche. Die Glocken läuteten. Ein tiefer Baßton brummte um die Wette mit einem höheren, helleren. Die Glocken schienen einander überzeugen zu wollen, die eine von dem Düsteren, die andere von dem Heiteren.

Svend ging zum Teich, in der Mitte des Parkes. Dort schwammen Schwäne und schnappten mit einer Haltung nach dem Brot, das ihnen zugeworfen wurde, als erwiesen sie den Menschen eine Ehre, wenn sie ihre Brotkrumen nahmen.

Svend blieb plötzlich stehen und griff sich mit einer unwillkürlichen Bewegung ans Herz. Die junge Dame dort, die sich über einen kleinen geputzten Knaben beugte, um ihm die Nase zu trocknen, während ein anderes Kind, noch kleiner und noch geputzter, neben

ihr trippelte und zwei großen Schwänen Furcht einjagen wollte, indem es seine kleinen Fausthandschuhe gegeneinander schlug – ja – das war Ellen. Und das waren Henning und Jörgen.

Tränen schossen ihm in die Augen und blendeten seinen Blick. Er zog sich in eine Seitenallee zurück, um sie zu betrachten, ohne selbst gesehen zu werden. Es erschien ihm unfassbar, daß diese flotte, junge Frau, für die das Leben so munter wie ein Scherz zu sein schien, die Seine gewesen war, daß sie wirklich Tag und Nacht Seite an Seite gelebt hatten.

Und die beiden Kleinen – Henning und Jörgen –, das waren seine Knaben. Als er sie zum letztenmal sah, spielten sie auf dem Teppich. Sie ritten auf seinen Knien, während er ihnen etwas vorsang – und jetzt – jetzt würden sie ihn kaum wiedererkennen, wenn er plötzlich vor ihnen stünde.

Wie bitter das war! – Wie kalt, wie einsam! Was hatte er verbraucht, daß ihm alles genommen worden war!

Wieder wurden seine Augen von Tränen geblendet.

Ellen hatte Brot mit, das die Kleinen den Schwänen zuwerfen durften. Sie waren entzückt und plauderten unausgesetzt.

Als das Brot schließlich aufgezehrt war, bürstete sie sich mit ihrem Muff die Krumen vom Rock, ordnete die Kleider der Kinder und wandte sich zum Gehen.

Svend folgte ihnen von fern. Er verlor sie nicht aus dem Auge, solange sie im Park waren. Als sie durch

das Gittertor hinausgingen, blieb er stehen und sah ihnen nach, bis er ihren großen Trauerhut und die weißen Handschuhe der Kleinen nicht mehr unterscheiden konnte.

Da kehrte er traurig in seine einsamen Stuben zurück.

Die ersten Tage nach Neujahr benutzte Svend, um sich auf seine augenblickliche Lage zu besinnen. Sein Geld war bald zu Ende. Er mußte sparen, einen Ausweg suchen.

Leider sah es so aus, als würde seine Sache mit dem Ministerium im Sande verlaufen. Sie hatte keine für ihn sichtbare Spur hinterlassen.

Der Gedanke, zu Kammerherrn Tithoff zu gehen, wie der Kabinettssekretär ihm geraten hatte, war von vornherein ausgeschlossen.

Aber irgend etwas mußte er tun.

Er hatte bereits vor längerer Zeit seine Gedanken über das herrschende System und seine Schäden niedergeschrieben. Sie hatten sich unwillkürlich zu einem polemischen Aufsatz geformt; und als er sie jetzt von neuem durchlas, kam ihm der Gedanke, daß er einen scharfen und treffsicheren Zeitungsartikel daraus machen könne.

Er machte sich sofort an die Arbeit; und bereits bevor es Abend wurde, war der Artikel fertig.

Er hieß »Das herrschende System«, beschuldigte die Regierung ziemlich unverblümt der Abhängigkeit von

einer näher bezeichneten Privatperson und endete mit der direkten Aufforderung an die Minister, abzudanken.

Nachdem er lange hin und her überlegt hatte, kam er schließlich zu der Überzeugung, daß er den Artikel nirgends anders angebracht bekommen würde als in der Zeitung, die den Mut gehabt hatte, seinen Schwiegervater zu verdächtigen.

Der Redakteur – ein kleiner grauhaariger Herr mit festgeschlossenen Lippen und ausdruckslosen, wasserblauen Augen hinter einem goldenen Kneifer – bot Svend mit einer eigenen, vorsichtigen Höflichkeit einen Stuhl an.

Es lag ein halb neugieriger, halb mitleidiger Blick in seinen blassen Augen, als ob er Svend nicht recht ernst nähme; es war offenbar, daß auch er von der Sache gehört hatte und sie von einem voreingenommenen Standpunkt betrachtete.

Er las den Artikel durch, während Svend dabeisaß.

»Ja, Herr Byge,« sagte er nach einem Augenblick der Überlegung, während er seinen Kneifer sorgfältig mit seinem Taschentuch putzte, »der Artikel ist gut geschrieben, aber er ist zu scharf. Es tut mir leid, daß ich ihn nicht bringen kann. Wir haben ja schon früher in dieser Angelegenheit das Wort ergriffen« – der Redakteur lächelte schalkhaft – »Sie erinnern sich vielleicht, wie die ganze Bürgerschaft über uns herfiel, als wir Departementschef Kruse angriffen.«

Dann legte er sein Gesicht in würdige Falten, setzte den Kneifer auf und fügte hinzu:

»Außerdem bin ich nicht davon überzeugt, daß es so schlimm ist, wie Sie schreiben. Welten ist ja wirklich einer unserer wenigen bedeutenden Männer, dem ich – eh – keinen Stein in den Weg legen will, solange ich nicht persönlich davon überzeugt bin, daß es für das Land notwendig ist. Und wie gesagt, ich glaube es nicht.«

Aha, dachte Svend bitter, auch hier hat der Allmächtige seine Hand im Spiel gehabt.

»Ihrer selbst wegen, Herr Byge,« fügte der Redakteur mit väterlichem Wohlwollen hinzu, »möchte ich Ihnen raten, den Artikel in der Schublade zu lassen. Ein so scharfer Artikel muß mit einem Namen gedeckt werden. Und ich fürchte, er kann gerade von Ihrer Hand – ein Mann, der seinen Abschied im Zorn genommen hat – ohne Wirkung bleiben, weil man ihm mit einem Achselzucken und dem kleinen Wort: ›Querulant‹ begegnen wird.«

Querulant?

Svend sah ihn erstaunt an. Das war etwas Neues. Es erfüllte ihn mit einem so plötzlichen Zorn, daß das Blut ihm heftig zum Herzen drang. Er meinte doch, daß er die Sache von allen Gesichtspunkten betrachtet hatte, aber dies war ihm noch nicht eingefallen.

Querulant!

Dies Wort traf ihn hart. Er fühlte, wie boshaft es war, wie gewissenlos, wie mächtig im Munde derer, die es zur rechten Zeit und am rechten Ort zu gebrauchen verstanden.

Hatte man ihn vielleicht schon mit diesem schwarzen Stempel der Wahnvorstellung versehen?

Er fühlte die Augen des Redakteurs auf sich ruhen, darum nahm er sich rasch zusammen, griff nach dem Artikel, steckte ihn ohne ein Wort zu sagen in die Tasche, verbeugte sich und ging, während der kleine grauhaarige Redakteur sich verblüfft erhob, um ihn zur Tür zu begleiten, es aufgab, sich wieder setzte und ihn mit einem indignierten Kopfschütteln aus seinem Leben strich.

Svend war erbittert. Das war wie ein Drachenkampf. Nirgends etwas, das er treffen konnte. Alles entglitt ihm aalglatt, um ihn hinterher vom Rücken zu umspannen.

Querulant!

Was für eine niederträchtige Waffe! Denjenigen, der für sein Recht kämpft, zu einem Unzurechnungsfähigen zu machen, mit dem man Mitleid hat, und sich damit der Frage des Unrechts zu entledigen.

56. KAPITEL

Je mehr Svend über die Sache mit der Erbschaft nachdachte, desto mehr leuchtete ihm ein, daß den Gerüchten, die ihm von ganz verschiedenen Seiten zuge tragen worden waren, etwas Positives zugrunde liegen müsse.

Der Gedanke, daß einst, vielleicht bald, der Tag kommen würde, wo sein Streben im Dienst eines idealen Zieles nicht mehr von dem Kampf ums tägliche Brot geknebelt sein würde, wirkte wie ein Rausch auf ihn und ließ ihn nicht wieder los.

Wenn er auch nicht bewußt mit der Erbschaft rechnete, so übte das magische Wort dennoch seine Wirkung unter der Schwelle seines Bewußtseins aus und stärkte ihn in seinem Vorsatz, nicht nachzugeben. Er sah sein Verhältnis zur Konferenzrätin jetzt in einem neuen Licht, das vieles erklärte und einiges entschuldigte. Und die Gerüchte hatten jedenfalls das eine Ergebnis, daß er seinen Stolz nicht länger bekämpfte und beschloß, sie um ihre Unterstützung zu bitten. Er fand, es sei der natürliche Weg, um etwas Genaueres über die Gerüchte zu erfahren, jetzt, wo es so außerordentlich viel für seine Zukunft zu bedeuten hatte.

Er überlegte hin und her und beschloß schließlich, die alte Dame persönlich aufzusuchen.

Als er zu ihrer Villa kam, erfuhr er, daß sie verreist sei und daß er sich an ihren Rechtsanwalt wenden möge, dessen Adresse er bekam.

Doktor Fratz war ein kleiner, untersetzter Herr mit einem kurzgeschnittenen Vollbart, einer blanken Glatze und runden, feuchten Augen.

Nachdem Svend sich vorgestellt hatte, bot Doktor Fratz ihm mit großer Zuvorkommenheit einen Stuhl und setzte sich selbst behaglich zurecht, indem er seine Hände auf die massiven, kugelrunden Kniescheiben stemmte und die Augen fragend auf Svend heftete.

Je mehr Svend erzählte, wobei er eifrig wurde, und seine eigene Angelegenheit fast wegen der »Affäre« vergaß, desto erstaunter wurde Doktor Fratz. Er war augenscheinlich ganz verblüfft, wie ein junger Mann in einer niedrigen Beamtenstellung so gegen seine Vorgesetzten vorgehen konnte.

»Darf ich fragen,« begann er vorsichtig, »womit ich Ihnen nach der interessanten Darstellung Ihrer Lage dienen kann?«

Svend nannte kurz und bündig sein Anliegen: Eine Unterstützung von Konferenzrätin Byge.

Doktor Fratz' Augen veränderten sofort ihren Ausdruck. Er erhob sich und wandte sich zur Seite, während er zu überlegen schien. Die bereitwillige Liebenswürdigkeit seines Gesichtes war einer kalten Geschäftsmiene gewichen.

Schließlich drehte er sich zu Svend um und sagte streng:

»Darf ich fragen, Herr Byge, was berechtigt Sie zu solchen Forderungen der Konferenzrätin gegenüber?«

»Ich trage ihren Namen, und meine Ausbildung ist, wie Sie vielleicht wissen, von meinem verstorbenen Onkel, ihrem Mann, bestritten worden.«

Doktor Fratz überlegte wieder, ohne daß sein forschender Blick Svend verließ.

»Ich wüßte nicht,« sagte er schließlich, »daß die Konferenzrätin ein besonderes Interesse für Sie nährt, Herr Byge —«

Jetzt war es an Svend zu fixieren, und er tat es so scharf, daß die Pupillen in Doktor Fratz' feuchten Augen sich unwillkürlich zusammenzogen.

»Das wüßte ich auch nicht,« antwortete er, »aber mein Onkel war mir sehr wohlgesinnt, wie ich wohl behaupten kann. Und ich habe Grund anzunehmen, daß er diesem Interesse in seinem Testament einen praktischen Ausdruck gegeben hat.«

Bei dem Wort »Testament« horchte Doktor Fratz auf. Er erhob sich wieder vom Stuhl und sagte in einem brüskten, fast verweisenden Ton:

»Niemand kennt den Inhalt von Konferenzrat Byges Testament. Und ich habe nie gehört, daß Sie eine Sonderstellung unter den Erben einnehmen. Worauf stützen Sie Ihre Annahme, wenn ich fragen darf?«

Svend wußte nicht recht, ob der andere wirklich unwissend war und ihn ausforschen oder ob er nur die Tiefe seines Wissens ermessen wollte.

»Das kann ich Ihnen nicht näher mitteilen,« sagte er und warf den Kopf in den Nacken.

Doktor Fratz schien etwas vor den Kopf gestoßen. Dann lenkte er ein und wurde wieder liebenswürdig.

»Nun, es handelt sich hier ja nicht um das Testament des Konferenzrates, sondern um das Interesse der Frau Konferenzrätin für Sie. Und da muß ich Ihnen leider sagen, daß Ihre Tante so leidend ist, daß ich nicht weiß, ob ich sie mit Ihrem Anliegen behelligen darf.«

»Ich würde Ihnen dennoch sehr dankbar dafür sein!« sagte Svend und sah Doktor Fratz eindringlich an, indem er ihm durch den Blick zu verstehen gab, daß, wenn er sein Erbe bekäme, er ihm seinerseits dienen würde.

Doktor Fratz verstand ihn sofort. Er nickte resolut. Im Augenblick war seine Dankbarkeit wohl nicht viel wert, aber man mußte damit rechnen, was sie eventuell einst wert werden konnte.

»Ich werde für Sie tun, was ich kann!« sagte er großmütig. Damit begleitete er ihn zur Tür und drückte ihm die Hand.

Es vergingen vierzehn Tage, bis eines Abends, als Svend von Falk kam, ein Brief mit Doktor Fratz' Firma für ihn dalag. Er teilte ihm mit, daß die Konferenzrätin im höchsten Grade erstaunt über sein Ansinnen sei. Sie schriebe, daß sie nicht imstande sei, seine Lage zu beurteilen, daß sie aber, soweit sie seinen Charakter kenne, geneigt sei, anzunehmen, daß er sich die unglückliche Situation, in der er sich befinde, selbst zuzuschreiben habe. Dennoch habe sie beschlossen, ihm

so weit entgegenzukommen, daß sie ihm dreitausend Kronen auszahlen lassen wolle. Sie lasse ihm aber ausdrücklich sagen, daß dies das letztemal sei. Sie fordere ihn auf, mit dem Gelde Haus zu halten, und spreche die Hoffnung aus, daß er so vernünftig sein werde, seinen starren Sinn zu beugen und durch eine Abbitte wieder ins Ministerium zurückzukehren.

Die Summe könne er jederzeit in seinem Bureau erheben, fügte Doktor Fratz hinzu.

Svend biß die Lippen aufeinander und lachte höh-nisch über den Rat der Konferenzrätin betreffs der Abbitte. Dann überlegte er, worauf er aus ihrer Entscheidung schließen konnte.

Er kam zu dem Resultat, daß, wenn sie aus einer so ungünstigen Motivierung heraus zu einem verhältnismäßig so günstigen Schluß gekommen sei, so müsse noch ein ungenanntes, aber zwingendes Motiv vorhanden sein, nämlich daß sie denjenigen, der ihr Vermögen erben sollte, nicht der Not preisgeben konnte.

Am nächsten Tage fand Svend sich in Doktor Fratz' Kontor ein und bekam gegen eine umständliche Quittung ein Sparkassenbuch mit der genannten Summe ausgeliefert.

Er dankte Herrn Fratz, der heute ganz väterlicher Freund war, aufs beste, und sprach die Hoffnung aus, daß er bald Gelegenheit fände, ihm einen Gegendienst zu leisten.

57. KAPITEL

Von dem Augenblick an, wo Svend das Sparkassenbuch der Konferenzrätin mit den dreitausend Kronen in der Hand hielt, zweifelte er nicht länger, daß Onkel Kasper ihn zu seinem Erben eingesetzt hatte.

Das war die einzige Annahme, die nicht allein das rätselhafte Benehmen der Konferenzrätin ihm gegenüber, sondern auch die Andeutungen, die ihm von so verschiedenen Seiten begegnet waren, erklärte.

Das änderte nichts an seinem Verhältnis zur »Sache«. Er hatte ja bereits sich selbst und der Welt bewiesen, daß er auch ohne Vermögen oder Aussicht auf Vermögen konsequent dem folgen würde, was er für Recht hielt.

Aber es änderte viel an seinem Blick für die Zukunft.

Er war mit einem Schlage in die Klasse derjenigen aufgerückt, deren Wort und Haltung die menschliche Gesellschaft gutwillig jene Bedeutung einräumt, die ihr von anderen erst abgerungen werden muß.

Auch v. Falk hatte von den Gerüchten betreffs seiner Erbschaft gehört und wunderte sich mit Svend über die Dreitausend von der Konferenzrätin; er riet ihm aber eindringlich, skeptisch zu sein, um sich keiner ernsthaften Enttäuschung auszusetzen. Svend aber, der seinen Pessimismus zur Genüge kannte, kehrte sich nicht daran. Im März, als das Wetter milder wurde, war Svend v. Falks Gast auf Lindersbo und hielt bei dieser

Gelegenheit zur Vorbereitung für seine Wahl mehrere politische Versammlungen ab.

Falk fuhr mit ihm zu den einflußreichsten der Großbauern und amüsierte sich köstlich bei diesen Besuchen, Svend aber hatte die ärgerliche Empfindung, daß die Bauern ihn nicht verstanden oder nicht verstehen wollten.

Nur wenige bekannten ehrlich, daß Svends Programm ihnen nicht praktisch genug dünkte: »Zusammenarbeiten von Stadt und Land außerhalb jeglichen Parteiwesens zur Förderung des nationalen Gewerbes, hauptsächlich der stiefmütterlich behandelten Fischerei; Kampf zur Reinigung aller öffentlichen Verhältnisse durch eine prinzipienfeste Regierung, die allen Privatinteressen fern stand« – das klang ja recht schön, fanden sie. Aber wo blieb da die Eisenbahn, die sie haben wollten? Und die Fischerei? Fischerei gab es ja kaum in ihrer Gegend.

Es zeigte sich dagegen, daß Svends Mitbewerber, der von dem Hauptlager der Partei geschickt wurde, ein Mann war, der alle abgeleiteten Redensarten der Partei am Schnürchen wußte.

Als er auf dem Rednerstuhl stand, fand er Gelegenheit, von Svends Entlassung zu sprechen, auf eine breite, volkstümliche Weise, und er hing ihm das Wort »Idealist« mit einer solchen Betonung an, daß die Wähler, die nur eine dunkle Vorstellung von der Bedeutung

dieses Wortes hatten, glaubten, daß er »Idiot« meinte. Als schließlich der Wahltag kam, wurde Svends Gegenkandidat mit einer Majorität von fast zweihundert Stimmen gewählt.

Im Herbst, als das Wetter rauh wurde, zog v. Falk sich eine Erkältung zu. Sie entwickelte sich zu einer ersten Lungenentzündung. Er lag in seiner Villa, wo er von seiner alten Haushälterin rührend gepflegt wurde. Als die Krankheit schließlich eine bessere Wendung nahm und er Besuche empfangen durfte, verbrachte Svend täglich eine Stunde an seinem Bett, sprach mit ihm oder las ihm vor, während v. Falks ruhiges Auge, das die Krankheit noch größer gemacht hatte, auf seinen Lippen ruhte.

Auf diesen täglichen Gängen zu der Villa begegnete er häufig einer Dame.

Und das war Kamma Ejstrup.

Am selben Tage, als sie zufällig von Falks Krankheit gehört hatte, war sie in der Dämmerung gekommen und hatte die Haushälterin ausgefragt.

Die Alte kannte sie nicht und betrachtete sie zuerst mit feindlichen Augen; als sie aber das regelmäßige, blasse Gesicht, dessen Lippen vor Teilnahme bebten, näher in Augenschein genommen hatte, wurde sie milder gestimmt. Und als Kamma inständig bat, daß sie ihrem Herrn nicht verraten möge, daß eine Dame nach ihm gefragt habe, schwand jedes Gefühl der Eifersucht bei ihr.

Eines Tages hörte v. Falk ihre Stimme im Korridor – die Haushälterin hatte vergessen, die Tür hinter sich zu schließen. Da entlockte er der Alten die Wahrheit, und nachdem er einige Tage Kammass diskretes Läuten und das leise Flüstern im Korridor gehört hatte, gab er seiner Haushälterin Auftrag, das Fräulein hereinzubitten, damit er für ihre Teilnahme und die regelmäßigen Blumensendungen, die gewiß von ihr seien, danken könne.

Kamma hatte ihre ganze Selbstbeherrschung nötig, als sie sah, wie die Krankheit sein teures Gesicht ausgezehrt hatte.

Falks große Augen spürten sofort, was in ihr vorging. Er streckte ihr schweigend die Hand entgegen; und während sie ihre Verlegenheit unter einem Strom von heiteren, ermunternden Worten verbarg, weilten seine Augen auf ihrem Haupte.

Er freute sich über den launenhaften Fall ihres unregelmäßigen Haars, über die schmale, feine Wange und den ausdrucksvollen Mund, der in unablässiger Bewegung war.

Es tat ihm wohl, so zu liegen und sie zu betrachten, während ihre klare, deutliche Stimme mit einem warmen Wortstrom über ihn herabrieselte und ihn häufig durch eine drollige Bemerkung zum Lächeln brachte.

Kammass Krankenbesuche wurden ihm schließlich zu einer täglichen Gewohnheit.

»Sie will mich haben!« dachte Falk, während sie im Lehnstuhl an seinem Bett saß und plauderte, »seit vielen Jahren hat sie mich schon haben wollen!« Und er dachte an ihre ganz jungen Tage zurück. »Sie will mich haben!« dachte er mit einem Lächeln, wenn sie ihn verlassen hatte und er mit den geschärften Sinnen eines Rekonvaleszenten den Duft ihrer Person einatmete, der noch durch das Zimmer wogte.

Er lächelte bei dem Gedanken, wie oft er sich schon dasselbe gesagt hatte; früher war ein Widerstreben in seinem Sinn gewesen, jetzt, wo er den tiefen Ernst ihrer Neigung kennen gelernt hatte, wurde die Sache für ihn eine andere.

Er dachte nicht mehr an sie, wie der Reiche, der an Nachstellungen gewöhnt ist, an den Armen denkt. Er dachte mit Freuden an sie und wunderte sich darüber.

»Kamma Ejstrup *wollte* ihn haben!« sagte er zu sich selbst, als beschäftige er sich mit einer biographischen Studie.

Dann fügte er hinzu:

»Und sie *bekam* ihn schließlich.«

Sie bekam ihn sogar früher, als einer von ihnen gedacht hatte.

Die Rekonvaleszenz zog sich in die Länge. Obgleich v. Falk fieberfrei war, verlangte der Arzt dennoch, daß er nach dem Süden reisen sollte, weil der Herbst ungewöhnlich rau und kalt war und seine Lungen nur

geringe Widerstandskraft hatten. Nur hatte er Bedenken, ihn allein reisen zu lassen.

Falk erzählte Kamma von der Verordnung des Arztes.

»Ich soll ein Kindermädchen mithaben!« sagte er mit einem wehmütigen Lächeln.

Eine plötzliche Röte stieg in ihr Gesicht, während ihre Augen dunkel wurden, mit einem matten Hauch wie Trauben. Er sah es und begriff sofort. Das, was sie dachte, war ihm noch gar nicht eingefallen.

Er hatte halbwegs beschlossen, daß er Svend bitten wollte, ihn zu begleiten. Es würde ihm guttun, eine Weile aus der heimatlichen Suppe herauszukommen – und, Gott, wie würden Tithoff und die ganze Klerisei entzückt sein, ihn eine Weile loszuwerden.

Aber andererseits – wie sollte Svend ihm helfen können – wenn ihm etwas zustieße, solch ausgeprägt unpraktische Natur wie er war!

Da saß nun Kamma – mit dem guten Herzen, dem scharfen Mund und dem starken Willen. Sie saß dort errötend und wurde ganz mütterlich bei dem Gedanken, daß sie ihre Hände liebend und beschützend um seinen Kopf legen durfte. Er konnte geradezu mit seinen fünf Sinnen fühlen, wie sie darum flehte, Weib für ihn sein zu dürfen.

Es war ein so tiefer Ernst in ihren betauten Augen, daß er nicht umhin konnte, das Wort zu sagen, das er doch gern noch einmal in Ruhe durchdacht hätte.

»Wollen Sie mich begleiten?« fragte er, während er sein Gesicht dem ihren näherte und sie mit seinen starken Augen gleichsam an sich zog.

Ihr Kopf sank zuerst etwas auf die linke Seite, wie eine frisch entfaltete Blume, die von einem Platzregen getroffen wird. Dann faßte sie sich, richtete sich hastig auf und sah ihm kühn in die Augen. »Ja!« sagte sie und nickte entschlossen.

Er mußte dennoch erst ein wenig mit ihr experimentieren, das lag in seiner Natur.

»Wird es aber auch angehen?« meinte er und setzte ein bedenkliches Gesicht auf.

Diesmal aber errötete sie nicht, noch beugte sie den Kopf.

»Das kommt auf Sie an!«

»Wenn Sie wenigstens Krankenpflegerin wären!« sagte er scherzend und betrachtete sie lächelnd; sie aber schwieg hartnäckig, ohne ihre Augen niederzuschlagen.

»Was werden die Leute sagen, wenn wir zusammen fortreisen?« fragte er und nahm ihre Hand, die über die Stuhllehne hing und nervös in den Fingerspitzen bebte.

Sie sah mit Augen voll Tränen zu ihm auf; sie brachen so plötzlich hervor, daß sie ihnen keinen Einhalt zu tun vermochte. Sie warfen einen Schein von Wehmut über ihren Mund, der zu flüstern schien:

»Weshalb bist du nicht früher gekommen – als wir beide noch jung waren?«

Er verstand sie; und er antwortete, als ob sie laut gefragt hätte:

»Ich hatte mir vorgenommen, nicht zu heiraten!« Er nahm ihre Hand zwischen seine beiden, als sei sie ein krankes Vögelchen, das gewärmt werden müsse, »und nun tue ich es dennoch. Wollen Sie, Kamma?«

Sie beugte sich vor und blickte ihm offen in die Augen.

»Das wissen Sie ja!« Dann fügte sie hinzu, während wieder Tränen in ihren Augen blinkten:

»Ich hab es seit meinem siebzehnten Jahr gewollt!«

Sie wußte, daß es demütigend, vielleicht dumm war, dies zu gestehen; aber sie konnte es nach den vielen Jahren des Schweigens nicht mehr zurückdrängen.

Er sagte nichts, fuhr nur fort, ihre Hand zwischen seinen beiden zu halten, während er ihren Mund fest ansah.

Da legte sie ihren freien Arm ganz still um seinen Nacken, senkte ihre Stirn auf seine Schulter und ließ zum erstenmal ihrer Bewegung freien Lauf.

Er ließ ihre Hand los, faßte ihren Kopf und küßte sie auf die Stirn – dort, wo eine einsame Falte ihren feinen lotrechten Strich über der Nasenwurzel zeichnete.

»Diese Falte habe ich gewiß auf dem Gewissen!« dachte er im selben Augenblick.

Eine Woche später waren sie getraut und auf dem Wege nach Ägypten.

Svend schrieb Artikel für Zeitungen.

Er mußte sich dazu bequemen, den Ton zu dämpfen, und lernte es, zwischen den Zeilen zu reden.

Seine Schriftstellerei erweckte nicht wenig Aufsehen, besonders in den Kreisen, die seine Vorgeschichte kannten. Bei Hofe und im Ministerium sprach man davon und konstatierte mit Befriedigung, daß seine Artikel nichts verrieten, was eine Aktion notwendig machte. Man konnte sie ruhig ignorieren. Kammerherr Tithoff hatte das kleine Amt solange wie möglich offengehalten; als Svend aber immer noch nicht kam, wurde es einem älteren Beamten gegeben.

Wenn der Sünder nun doch noch kommen würde, war es zu spät. Dann würde Tithoff diskret andeuten, daß er es seinen Artikeln zu verdanken habe, daß nichts mehr für ihn da sei.

Svend aber dachte nicht daran, zu Kreuze zu kriechen.

Es war eine beständige Unruhe über ihn gekommen bei diesem andauernden Zustand der Erwartung.

Sein Ziel war, in den Reichstag zu kommen, früher oder später.

Er suchte die Einflußreichsten der Partei auf. Sie hörten ihm voller Interesse zu, aber es wurde ihnen bald klar, daß der »Systemwechsel« von dem er sprach, etwas anderes war als der, den sie im Munde führten.

Er war und blieb in ihren Augen der Idealist, der, indem er die Erbitterung anfachte und die Fahne in den Zeitungen hoch schwang, von Nutzen sein konnte. Praktisch aber war er nicht brauchbar, solange er nicht begriff, daß er sich binden mußte. Ohne Handfeste kein Mandat.

Außerdem stand er mit den regierenden Personen auf feindlichem Fuße; und das war ja nicht die Absicht.

Man mußte sich mit den Personen verhalten, während man ihre Taten verhöhnnte und verdächtigte. Sonst hatte man keinen Zugang zu Einfluß, solange der Kampf währte.

Auf die politischen Zukunftswechsel Geld ziehen, das ließ sich nicht gut machen. Während das Gras nachwächst, stirbt der Gaul.

Svend erkundigte sich hin und wieder nach dem Befinden der Konferenzrätin.

Sie war vom Ausland zurückgekehrt, war aber schwächer als je. Sie verkehrte mit niemandem, und ihre Villa machte einen vollkommen verlassenen Eindruck.

58. KAPITEL

Schließlich kam der Tag, an dem Svend abermals dem Nichts gegenüberstand.

Es traf ihn mitten bei der Arbeit an einer größeren politischen Abhandlung.

Er wollte eine Broschüre herausgeben, die wie ein Sturm über das Land hingehen sollte.

Sie sollte die alte Frage, inwieweit eine Regierung nach Prinzipien handeln oder sich von Interessen leiten lassen sollte, von neuem aufnehmen. Sie sollte mit Beispielen illustriert werden, die jeder, der nur einigermaßen in dem öffentlichen Leben mitfolgte, verstehen konnte, ohne daß sie direkte Veranlassung zu gerichtlicher Klage oder Konfiskation boten.

Da kam wieder diese unselige Ernährungsfrage und sperrte ihm den Weg!

Es half nichts. Die Arbeit ging vor. Er mußte sich bis auf weiteres durch Anleihen helfen. Er schuldete Frau Henrichsen Miete; aber sie drängte ihn nicht, obgleich er wußte, daß sie das Geld notwendig brauchte.

In dem Restaurant, wo er aß, genoß er einen ausgiebigen Kredit. Darauf konnte er wohl noch einen weiteren Monat leben.

Aber dann waren da all die kleinen täglichen Ausgaben, das Taschengeld; das mußte er leihen.

Es war Svend eine große Enttäuschung gewesen, als v. Falk heiratete. Ihm war es, als verliere er dadurch seinen einzigen Freund.

Während der ersten Zeit hatten sie auf v. Falks Aufforderung korrespondiert; die Briefe aber wurden seltener und seltener, und Svend meinte eine fremde Hand zwischen den Zeilen zu spüren – die Hand Kammas, der Freundin Ellens.

Jetzt, wo er in Not war, galt sein erster Gedanke dennoch v. Falk; aber er konnte sich nicht dazu überwinden, ihn um eine Anleihe zu bitten. Wenn er wenigstens allein gewesen wäre.

Da ging er zu dem Rechtsanwalt der Konferenzrätin.

Doktor Fratz empfing ihn freundlich; als er aber sein Anliegen hörte, stellte er sich gleich abweisend.

Er bedaure, aber er habe strikte Order.

Außerdem sei die Konferenzrätin so schwach, daß das Schlimmste zu erwarten sei.

Als er hörte, daß es sich um einige hundert Kronen handele, ließ er sich schließlich darauf ein, sie Svend für eigene Rechnung leihweise gegen einen Wechsel zu verschaffen. Svend ging froh nach Hause und beschleunigte seine Arbeit.

Als die Broschüre aber schließlich fertig war, war sie zu einem Buch von anderthalb hundert Seiten angeschwollen.

Er ging vergebens von Verleger zu Verleger damit.

Einige wiesen von vornherein mit kräftigen Worten eine politische Broschüre zurück.

Andere machten sich wohl die Mühe sie zu lesen oder ließen sie lesen, fanden sie dann aber zu gewagt – gesetzt, daß der Verkauf verboten wurde! – oder nicht gewagt genug, um als Skandal zu wirken.

Schließlich fand sich eine junge, vorwärtsstrebende Firma, die den Versuch wagen wollte, wenn Svend einen eventuellen Verlust tragen würde.

Als der Verleger aus diesem Anlaß nach seinen ökonomischen Verhältnissen fragte, verlor Svend die Geduld und nannte den Namen der Konferenzrätin auf solche Weise, daß der Mann begriff, daß er es mit einem reichen Erben zu tun habe.

Das änderte die Sache.

Dann handelte es sich nur noch um gewisse notwendige Änderungen; es zeigte sich bald, daß diese Änderungen eine teilweise Umarbeitung erforderten, auf die Svend sich, wenn auch ungern, einlassen mußte.

Svend wurde bedenklich, als er sah, welche Wirkung der Name der Konferenzrätin auf den Verleger ausübte.

Aber er tröstete sich damit, daß das Ende der Konferenzrätin – nach Aussage des Rechtsanwaltes und nach dem, was seine Mutter schrieb, die von Tante Amalie unterrichtet war – jeden Augenblick erwartet werden konnte.

Dann würde seine Lage mit einem Schlage eine ganz andere werden.

Dieser Gedanke hielt ihn beständig aufrecht; aber er bewirkte gleichzeitig, daß er in keinem Punkt nachgab.

Seine ökonomische Lage war verzweifelt, das war sicher. Aber er tröstete sich damit, daß es ja nur eine augenblickliche Misere war; er konnte doch nicht eine Stellung annehmen, in der er sich zu der Meinung anderer bekennen oder wenigstens seine eigene zurückhalten mußte, um die Forderung des Augenblicks zu

befriedigen und dadurch das Tieferliegende, auf dem er seine Zukunft aufbauen wollte, zerstören.

Wenn es möglich wäre, der Forderung des Augenblicks zu entgehen!

Er zerbrach sich den Kopf nach einem rettenden Ausweg.

Er mußte um jeden Preis Geld haben; es erschien ihm undenkbar, daß man nicht auf irgendeine Weise auf eine so bald zu erwartende Erbschaft Geld erheben könne.

Der Wirt in dem Restaurant hatte bis jetzt keine Schwierigkeiten gemacht. Weder Schneider noch Schuhmacher, Zigarren- oder Buchhändler drängten ihn im Augenblick.

Aber da war Frau Henrichsen. Sie *konnte* er nicht länger warten lassen. Der Termin, an dem sie selbst die Miete bezahlen sollte, war längst vorüber. Er wußte, wie wenig sie hatte, und schämte sich jeden Morgen, wenn sie mit seinem Kaffee hereinkam. Es wurde dennoch der Restaurateur, der den Ausschlag gab.

Er kam eines Abends zu ihm und präsentierte ihm die Rechnung. Es täte ihm leid, aber er sei selbst in Verlegenheit.

Svend betrachtete die Rechnung. Er hatte nicht gedacht, daß sie so groß sei.

Jetzt war guter Rat teuer.

Svend grübelte und grübelte den ganzen Nachmittag.

Er hatte nicht einmal Zeit, an Falk zu schreiben und Antwort von ihm zu bekommen.

Doktor Fratz war ausgeschlossen.

Er dachte einen Augenblick an seine Mutter, wies den Gedanken dann aber beschämt von sich.

Nachdem er vergeblich seinen Bekanntenkreis durchgegangen war, bekam er eine Idee.

Er nahm die Zeitung und fand darin eine Annonce: »Billige Darlehen gegen Gageüberweisungen, Wechsel oder Mobiliar.«

Svend war keinen Augenblick im Zweifel, daß er es hier mit einem Wucherer zu tun habe.

Er empfand einen tiefen Widerwillen und schämte sich über sich selbst, als wolle er einen verbotenen Weg betreten. Er tröstete sich aber damit: wenn es eine Lage gäbe, die derartige Geschäfte rechtfertige, so sei es sicher seine. Denn was waren die schamlosen Zinsen im Vergleich dazu, daß er dadurch die augenblickliche Schwierigkeit überwinden und Zeit zum Warten bekommen konnte. Svend kam in der Mittagsstunde zu einem düsteren Hause mit schmutzigen Kindern in der Haustür und einem üblen Geruch von brenzligem Fett. Fast hätte er den Mut verloren. Aber es blieb ihm ja keine Wahl. Darum stieg er die Treppe hinauf und zog die Glocke, wo »J. O. Nielsen, Kaufmann« auf einer gesprungenen Porzellanplatte stand.

Ein specknackiger, untersetzter Mann mit schlaffen Hängebacken und einem seltsam aufgedunsenen Körper erhob sich vom Schreibtisch und betrachtete den Eintretenden mit einem Seitenblick, der gleichzeitig schläfrig und stechend war.

»Wo hab ich dieses Gesicht schon gesehen?« dachte Svend.

Er konnte sich nicht darauf besinnen, und Herr J. O. Nielsen gab kein Erkennungszeichen von sich.

»Bitte, nehmen Sie Platz,« sagte er und zog mit einer kurzen, dicken Hand einen Rohrstuhl zum Schreibtisch heran.

Im selben Augenblick, als Svend die belegte Stimme mit dem etwas fremdartigen Akzent hörte, wußte er Bescheid.

Das war ja Jens Nielsen, der Pseudo-Amerikaner, der seinerzeit auf der Reise nach England von dem Lehrer entschleiert worden war. Der Mann war damals so betrunken gewesen, daß er sich des Auftrittes jetzt wohl kaum erinnerte.

Hier war er also gelandet, der prahlerische Whiskytrinker. Gott weiß, was aus seiner schweigsamen Frau mit den vielen Ringen geworden war? Svend brachte sein Anliegen vor.

»Wieviel wollen Sie borgen?« fragte Nielsen und trommelte mit seinen dicken Fingern auf der Tischplatte.

»Dreihundert Kronen!«

»Das ist viel Geld! – Welche Sicherheit bieten Sie?«

»Wieviel Zinsen nehmen Sie?« fragte Svend anstatt einer Antwort.

»Gegen Wechsel zehn Prozent.«

»Jährlich?«

Nielsens Blick glitt träge über Svends Gesicht.

»Monatlich – selbstredend.«

»Das sind hundertundzwanzig Prozent im Jahr!« sagte Svend zornig.

»Jahr? . . . Hier gibt's nichts, was Jahr heißt. Ich leihe nur auf einen Monat.«

»Aber Sie erneuern das Darlehn?«

»Dem steht nichts im Wege, wenn der Schuldner es wünscht; aber dann ist es ein neuer Wechsel und abermals zehn Kronen – selbstredend.«

»Also für dreihundert Kronen gegen einen Wechsel macht es –«

»Dreißig Kronen im Monat – ja.«

Svend hätte ihm am liebsten seine Verachtung gezeigt und wäre seines Weges gegangen. Aber es blieb ihm leider keine Wahl.

Dann sagte er seinen Namen und nannte die Konferenzrätin. Die trägen Augen mit dem stechenden Blick ruhten unausgesetzt auf ihm, während er sprach.

»*Well!*« sagte er, »Sie können dreihundert Kronen gegen einen Wechsel bekommen, aber der Name Ihrer Tante muß hinten drauf stehen.«

»Der Name meiner Tante?« Svend betrachtete ihn höhnisch.

»Glauben Sie, daß ich Ihnen einhundertzwanzig Prozent für lumpige dreihundert Kronen geben würde, wenn ich die Unterschrift meiner Tante bekommen könnte?«

»Glauben Sie, daß ich Leuten auf ihr ehrliches Gesicht hin Geld pumpe?« fragte Nielsen und gab ihm seinen Blick zurück. Sie maßen einander einen Augenblick. Dann beugte Nielsen sich vor in seinem Stuhl und nahm einen dicken Haufen blauer Wechsel, die mit einem schwarzen Gummiband zusammengehalten waren, von einem Regal.

»Sehen Sie – dieser Haufe –, das sind lauter erstklassige Namen. Wer sie drauf geschrieben hat – das geht mich ja nichts an, verstehen Sie –!« Er sah von der Seite mit einem listigen Blick zu Svend auf und fügte hinzu: »Wenn ich nur den Namen bekomme, das genügt mir. Dem Indossenten den Wechsel präsentieren, das gibt es nicht in meinem Geschäft, verstehen Sie; ein Name ist ein Name – wenn das Geld pünktlich eingeht, meine ich.«

Er wog den Haufen mit einem selbstgefälligen Ausdruck in der Hand.

»Keiner von den feinen Herrschaften bekommt den Wechsel jemals zu Gesicht – außer –« fügte er mit einer Grimasse hinzu, »das eine Mal, wo sie unterschreiben. Verstehen Sie?«

Ja, Svend verstand. Es war deutlich genug.

Nur den Namen hinten drauf. Wer ihn schrieb, das ging Herrn J. O. Nielsen nichts an. Erst hinterher, wenn das Geld nicht pünktlich einging.

»Ja, diese Art Wechsel sind sicher genug!« sagte Svend mit Nachdruck.

»Das stimmt!« Nielsen widersprach nicht. »Wenn der Name nur gut ist.«

»Das ist doch gar nicht so wichtig.«

»Wie meinen Sie das?«

»Wechsel auf Zuchthaus sind doch eigentlich die feinsten.«

»Das verstehe ich nicht!« Nielsen grunzte ein kleines behagliches Lachen.

»Na, wird's also?« fragte er.

»Nein, es wird nicht, jedenfalls nicht auf diese Weise. Sie können Sicherheit in meinem Mobiliar bekommen; aber aus der Wechselgeschichte wird nichts.«

»Da irren Sie sich, daraus wird doch was; dann müssen wir aber noch einen Hypothekenbrief als Faustpfand nebenbei haben, und das ist viel umständlicher. Verschaffen Sie sich doch lieber den Namen Ihrer Tante hinten drauf, dann können Sie schon morgen das Geld bekommen.«

»Wann können Sie zu mir kommen und mein Inventar aufnehmen?« fragte Svend.

»Ich will sehen, daß ich mich morgen vormittag in aller Stille zu Ihnen schleichen kann. Vielleicht schicke

ich auch Pedersen, meinen Prokuristen. Aber ich begreife Sie, ehrlich gestanden, nicht, Herr Byge. Es ist doch nicht Ihre Absicht, mich oder Ihre Tante um das Geld zu betrügen – also –«

»Das ist nun mal ein Prinzip von mir!« Svend konnte trotz seines Ekels vor dem Kerl ein Lächeln nicht unterdrücken, »ein Prinzip, das ich und das Strafgesetz gemeinsam haben.«

»Das verstehe ich nicht!« sagte Nielsen und machte ein dummes Gesicht.

»Na, ja, wie Sie wollen,« fügte er hinzu und erhob sich schwerfällig. »Ich will sehen, daß ich morgen früh zu Ihnen kommen kann – dann können Sie sich hier übermorgen das Geld abholen. Ist es Ihnen so recht?«

»Ja,« sagte Svend. »Adieu!«

Am nächsten Tage gegen elf Uhr klingelte Herr J. O. Nielsen bei Svend.

Er blickte sich in den beiden Zimmern um, schimpfte, daß nicht mehr da sei, und wollte ihm für alles nur zweihundertundfünfzig Kronen borgen.

Dann wurde alles gebucht.

Kurz darauf kam Pedersen, der mit bei der Taxierung half und als Zeuge unterschrieb; er verlangte fünf Kronen von dem Schuldner für seine Mühe.

Das Ganze vollzog sich nett und ruhig. Sowohl Nielsen wie sein Prokurist sprachen mit gedämpften Stimmen, so daß keine Einzelheiten hinter der mit einer Portiere verhangenen Tür gehört werden konnten. Man merkte, daß sie gewohnt waren, in besseren Häusern zu arbeiten.

Das Dokument wurde gleich ausgefertigt. Tags darauf erschien Svend in Niensens Kontor, unterschrieb in Prokurist Pedersens Gegenwart und empfing zwei verhältnismäßig neue Hundertkronenscheine und fünf sehr schmutzige Zehner.

Pedersen bekam seine fünf Kronen und murmelte etwas von einer Flasche Bier, was aber weder bei J. O. Nielsen noch bei Svend, der mit seiner teuer erkauften Beute davoneilte, auf günstigen Boden fiel.

VIERTES BUCH

59. KAPITEL

Es war eine seltsame Unruhe über Svend gekommen.

Wenn er des Morgens erwachte, fuhr er erschreckt in die Höhe. Er hatte das bestimmte Gefühl, als ob er etwas versäume. Und im Laufe des Tages – während er die Zeitung las, während er aß – durchfuhr ihn plötzlich der Gedanke, daß er keine Zeit zum Lesen und zum Essen habe. Wenn er aber nachdachte, konnte er nichts finden, was so eilte.

Ich bin von dem ewigen Warten nervös geworden, dachte er und seufzte über sein Schicksal.

Abermals wurde es Weihnachten. Und zum zweitenmal sollte er das Fest fern von den Seinen erleben. In diesem Jahr war nicht einmal Falk zu Hause.

Er dachte ernstlich daran, zu seiner Mutter und Gerda zu reisen. Aber es lag so viel zwischen ihnen, was entweder verschwiegen oder gebeichtet werden mußte. Und was er auch täte, er würde ihnen nur Schmerz bereiten.

Er war ihnen nun einmal entfremdet; und da kein Verständnis zwischen ihnen mehr möglich war, so gab es nur das eine, seiner guten, alten Mutter keinen Schmerz zu bereiten.

Er konnte sich auch nicht entschließen, die Stadt zu verlassen. Sie band ihn mit hinterlistigen Fesseln.

So saß er denn wieder allein in seinem Zimmer, das Kinn in die Hand gestützt, und starrte in die Glut des

Ofens, während die Erinnerungen um ihn emporstiegen, sein Gemüt erhitzten, sein Herz beunruhigten und seinen Augen Tränen entlockten.

Er dachte an Ellen, mehr aber noch an seine Knaben. Er dachte an seine eigene Knabenzeit und an alles das, was sein Leben aus dem Geleise gebracht hatte.

Dann nahm er sich zusammen, ballte die Hände und dachte an die Zukunft. Sie war sein ständiger Trost.

Bald war das alte Jahr zu Ende, und diesmal ging ein ganzes Jahrhundert mit ihm zu Grabe. Ein mächtiger Sprung sollte gemacht werden – von dem neunzehnten zum zwanzigsten Säkulum.

Ja, eine neue Zeit sollte anbrechen, auch für ihn. Was wollte er alles ausrichten!

Wenn das Vermögen erst sein war, so sollten seine Taten von sich reden machen.

Er sprang auf und ging im Zimmer hin und her, während er das Ganze durchdachte, wie er es so häufig getan hatte.

Sein eigenes Organ! – Verantwortlich für seine Meinungen, seine Feder! Man sollte hier in Dänemark die Wahrheit zu hören bekommen. Die besten Köpfe wollte er um sich versammeln, die ganz jungen, die noch nicht vom System angeworben waren.

Am Morgen des dritten Weihnachtstages erwachte er aus einem seltsamen Traum. Als er aber die Augen zu dem dämmernden Wintertag aufschlug, schwand er im selben Augenblick aus seinem Gedächtnis. Auf dem

dunklen Grund hoben sich nur die bleichen Züge der Konferenzrätin und seines Vaters ab.

Was war es doch nur, was sie ihm gesagt hatten? Oder hatten sie etwas zueinander gesagt, während er ihnen zuhörte? Sie hatten etwas über ihn gesagt, den Eindruck hatte er behalten.

Ein gewisses Gefühl von Feierlichkeit lag über seinem Gemüt und verließ ihn nicht. Es verließ ihn nicht, während er sich ankleidete, während er das Rouleau aufrollte und über den Park blickte. Noch einmal versuchte er sich den Traum zurückzurufen, als schwebte er da draußen in den weißen Wolken, die von blauen Himmelflecken unterbrochen in dicken Schichten dahinzogen.

Als Frau Henrichsen mit seinem Frühstück und der Zeitung hereinkam, lag die Feierlichkeit noch in seinem Blick. Dann schlug er sich den Traum aus dem Sinn und machte es sich mit der Zeitung bequem.

Da ging ein Ruck durch seinen Körper. Er fuhr in die Höhe und wußte im selben Augenblick, was sein Traum bedeutete.

Unter den »Letzten Telegrammen« fiel sein Blick auf Onkel Kaspers Namen. Da stand:

»Aus Fjordby wird telegraphiert, daß die Witwe des bekannten Politikers Kasper Byge heute nacht nach längerem Leiden im Alter von siebenzig Jahren verstorben ist.«

Er las es wieder und wieder, während sein Herz sich langsam nach der Sturmwohle, von der es erschüttert worden war, beruhigte.

Eine milde Müdigkeit goß ihre Wärme durch seine Glieder. Es war, als ob ein zwingender Druck, der seinen Kopf und sein Herz lange umspannt gehalten hatte, plötzlich gewichen war; jetzt, wo er sich befreit fühlte, begriff er erst, wie furchtbar schwer er es gehabt hatte.

Seine Augen füllten sich mit Tränen der Befreiung; im selben Augenblick aber schämte er sich, wie müßig er umhergegangen war und auf ihren Tod gewartet hatte. Für Scham war bis jetzt in seinem überlasteten Gemüt kein Raum gewesen.

Den ganzen Vormittag blieb er in seinem Stuhl am Fenster sitzen, während Erinnerungen auf ihn einströmten, von dem ersten steifen Mittagessen in Onkel Kaspers Hause, bis zu dem letzten zornigen Brief der Konferenzrätin.

Er sah ihre strenge Miene, ihren mißtrauischen Blick wieder vor sich; aber jetzt war er verklärt, hatte keine Bitterkeit mehr für ihn. Auf eine seltsame Weise verwebte der Traum, der ihm heute morgen entschwunden war, sich mit der Erinnerung an sie. Es war, als ob ein Bescheid vom Jenseits zu ihm gekommen sei.

Unsinn!

Er versuchte sich von dem geheimnisvollen Eindruck loszumachen, aber es gelang ihm nicht. Seine Gedanken wurden von der Phantasie ergriffen, die sie mit sich ins Weite nahm, dorthin, wo es so himmelhoch und so abgrundtief war, daß der Wille nicht länger mitzufolgen vermochte.

Endlich, endlich war das Geld des Geschlechtes durch Onkel Kasper zu ihm gekommen, dazu ausersehen, Großes und Gutes für Land und Leute zu wirken, wie sein Wille es seit langem gelobt hatte.

Wenn seine Kräfte nur mit seinem Willen Schritt halten wollten, so würde Svend Byge seinen Vätern nacharten – ja, mehr als das.

Größere Taten wollte er verrichten als irgendeiner von den Alten. Sie mußten sich in ihrem Grabe damit trösten, daß es ihr Geld war, auf dem er alles aufbaute. Sie würden unter ihren schweren Grabsteinen in dem alten Familiengrab in der Heimatgegend des Geschlechtes lächeln beim Bewußtsein, daß sie gegründet, was er gewonnen hatte.

Fast wäre es zu spät geworden.

Jetzt, wo er gerettet, sah er mit Grauen, wie tief er gesunken war. Keine Stellung. Keine Stütze. Von allen und allem abgeschnitten. Querulant!

An allen Ecken und Enden verschuldet und schließlich in den Klauen eines Wucherers!

Wie tat es wohl, wieder den Rücken aufrichten, wieder der Welt unter ihren barschen Brauen offen ins Auge blicken zu können! Es kam über ihn wie ein Rausch.

Er ging aus. Er fand, er mußte die große Neuigkeit der ganzen Welt verkünden. Daß auch Falk ihm in dieser Stunde so fern war!

Er mußte sich damit begnügen, in den Straßen umherzuwandern, allein mit seinem neugeborenen Jubel und seiner wiedererwachten Willenskraft.

Er gönnte sich ein gutes Mittagessen. Während er ein Glas auf sein eigenes Wohl trank, gedachte er der Trunkgelübde der Alten. Er bedurfte keiner Versprechungen. Die hatte er so oft in seinem bewegten Innern gegeben, jetzt galt es, sie einzulösen.

Schon am nächsten Tage konnte Svend seine Ungeduld nicht länger beherrschen.

Gleich nach dem Frühstück begab er sich auf den Weg zu Doktor Fratz.

Es war ein strahlendes Frostwetter. Er fühlte sich stark und elastisch wie nie zuvor.

Plötzlich wurde er der Equipage des Prinzen ansichtig. Aus alter Gewohnheit wollte er ihr ausweichen; da aber schwoll der Triumph in ihm. Und mit zurückgeworfenem Kopf und festem Blick bereitete er sich zum Gruß.

Lieutenant Flindt sah ihn zuerst und sagte einige Worte zum Prinzen. Seine Durchlaucht wandte den

Kopf zu ihm um und winkte lächelnd mit der Hand, während er grüßte.

Lieutenant Flindt kniff das eine Auge zu, als wolle er sagen:

»Na, nun sind Sie wohl wieder oben auf. Sie glückliches Luder.«

Indem Svend an der Börse vorbeiging, musterte er das daneben liegende Ministerium und wünschte, daß Juhl oder Jersey zufällig am Fenster stünden, um ihn als Sieger vorbeigehen zu sehen.

Dort drüben lag Kammerherr Tithoffs Fenster, aber er war wohl noch nicht da.

Er nickte selbstbewußt vor sich hm: Man sollte bald von ihm hören dort drinnen!

Als er am Ministerium vorbei war, erinnerte er sich des Spazierganges mit Ellen vor Jahren, als sie denselben Weg gegangen und dem Prinzen begegnet waren, der sie angeredet und die Bekanntschaft von der Reise her erneuert hatte.

Was hatte er seit damals alles durchgemacht.

Jene Seereise über die Nordsee war in vielen Beziehungen schicksalsschwanger für ihn geworden. Aber es hatte sich alles zum Guten gewendet. Selbst die dunkelsten Erinnerungen verklärten sich in dem Lichtschein der Zukunft, der er entgegenging.

60. KAPITEL

Als Svend in Doktor Fratz' Privatkontor trat, stand der Rechtsanwalt mit dem Rücken zum Zimmer und sprach in das Telephon, das auf seinem Schreibtisch stand.

Indem er, ohne das Telephon aus der Hand zu legen, sich zu dem Eintretenden umwandte, blitzte ein böses Licht in seinen Augen auf, so daß Svend von einer unheilverkündenden Ahnung durchzuckt wurde. Ungeduldig wartete er darauf, daß die Telephonunterredung ein Ende nehmen würde.

Schließlich klingelte Doktor Fratz ab und bot ihm mit einer Handbewegung einen Stuhl an.

Da er aber selbst nicht Platz nahm, blieb Svend ebenfalls stehen.

»Ich komme, um —«

»Ich kann mir denken, warum Sie kommen,« unterbrach Doktor Fratz ihn, »ich habe mich telegraphisch erkundigt und erhielt heute morgen Antwort. Bitte!«

Doktor Fratz warf mit einer heftigen Handbewegung ein offenes Telegramm vor ihn hin.

Svend nahm es und las:

»Das von Ihnen bezeichnete Testament ist durch ein späteres umgestoßen worden. Als Exekutor ist der Vetter der Erblasserin, der ehemalige Bürgermeister Lund in Fjordby ernannt. Die hiesigen Grundstücke fallen

den Stiftungen der Stadt zu. Die Grundstücke in Kopenhagen sollen verkauft werden; der Ertrag und übriges disponibles Kapital teils Armenlegat, teils Familienlegat für Witwen und unverheiratete Töchter, Witwe Jörgen Byge erster Legatar mit 800 Kronen jährlich und Freiwohnung im ›Witwenhause‹. Kleinere Legate an verschiedene Blutsverwandte der Erblasserin. Keiner mit Namen Svend Byge genannt.«

Die Knie zitterten so unter ihm, daß er sich am Schreibtisch festhalten mußte.

Die Fenster und die Wand mit ihren Bildern verschwammen vor seinen Blicken. Er mußte vor sich niederblicken, um den Schwindel zu überwinden.

Dann biß er die Zähne aufeinander und blickte wieder auf. Er wollte etwas sagen, konnte aber keine Worte finden.

Doktor Fratz machte seinem Zorn Luft, indem er lärmend durchs Zimmer ging.

»Was sagen Sie nun, Verehrtester?« Er blieb mit gespreizten Beinen mitten im Zimmer stehen und knipste wütend mit seinen dicken Fingern. »Wissen Sie, was das für mich bedeutet? Ein Verlust von zehntausend Kronen! Das hatte ich als Exekutor des vorigen Testaments bekommen!«

»Aber wie konnte sie – es war doch Onkel Kaspers Testament!« brachte Svend mühsam heraus.

»Ach was, Unsinn! Bei seinem Tode lag ein gegenseitiges Testament der Ehegatten vor mit dem Recht des

überlebenden, es abzuändern. Aber in dem Testament, das sie vor drei Jahren machte, mit Bezugnahme auf den schriftlichen Wunsch ihres verstorbenen Mannes, da wurde ich als Testamentsvollstrecker eingesetzt mit einem Salär von zehntausend Kronen.«

»War ich in dem Testament genannt?« fragte Svend und rückte Doktor Fratz auf den Leib.

»Ob Sie – nun, ich habe keine Diskretionspflichten mehr – ja, Sie waren genannt, ›Referendar Svend Byge‹ stand da.«

»Referendar.« – Also als er seine Verpflichtungen eingehalten und sein Examen gemacht, da hatte auch sie ihre Pflicht erfüllt und das Testament geschrieben, das ihr Mann ihr ans Herz gelegt hatte.

»Wieviel?« fragte Svend leise.

»Ich habe die Bestimmungen nur flüchtig zu wissen bekommen; die Konferenzrätin war ja eine selbstherrliche Dame. Aber soweit ich mich erinnere, waren Sie mit einer bedeutenden Summe genannt.«

Svend wurde wieder von einem Gefühl des Schwindels ergriffen, aber er nahm sich aufs äußerste zusammen und fragte:

»Wann hat sie das Testament geändert?«

»Ja, wann? Fragen Sie nur! Gleich nachdem sie von ihrer Auslandsreise zurückgekommen ist, ist sie nach Fjordby gereist und hat das Testament hinter meinem

Rücken geändert!« Doktor Fratz konnte sich nicht länger beherrschen. Er suchte einen Gegenstand für seine Rache. Seine Stimme wurde schreiend, als er fortfuhr:

»Zum Teufel, wie spielen Sie denn auch Ihre Karten aus? Was sind das für dumme Geschichten, die Sie sich der Regierung gegenüber herausgenommen haben? – Anstatt ruhig Ihrer Beschäftigung nachzugehen, wie wir anderen es tun! – Und dann überreden Sie mich ihr zu schreiben – verwickeln mich in Ihre Affäre! Ich merkte ihren Briefen ja an, daß sie mißtrauisch geworden war, nachdem ich für Sie eingetreten war! – Als sie zurückkehrte, hat sie sich natürlich nach Ihnen erkundigt, und man hat ihr die ganze Geschichte von Ihrer Entlassung und der Audienz und was Sie sich sonst noch eingebrockt haben, erzählt. – Und da stehe ich und habe Sie empfohlen! – Kompromittiert! Verstehen Sie?« Hier kippte Doktor Fratz' Stimme beinahe um. »Und anstatt zu mir zu kommen, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, hat sie natürlich bei sich gedacht: Hoho, er hat meinem Neffen das Testament vererbt, und jetzt wollen sie mich in Gemeinschaft plündern, während sie auf meinen Tod warten. Mißtrauisch wie des Teufels Großmutter war sie ja. Aber ich hätte es mir denken können, als sie Ihnen die Dreitausend gab, denn das sah ihr verflucht wenig ähnlich, ich hätte es ahnen können, daß sie mit Ihnen abrechnete und Sie dafür enterbte. – Ja, Sie haben mir einen reizenden Dienst erwiesen, mein Bester! Das hat man

davon, wenn man leichtgläubig und hilfreich ist! Zehntausend Kronen, die einem an der Nase vorbeigehen! – Und darf ich fragen« – er trat dicht an Svend heran, steckte seine dicken Daumen in die Ärmellöcher und trommelte auf seiner farbigen Weste – »darf ich fragen, was aus dem Geld wird, das ich Ihnen geliehen habe, Verehrtester – der Wechsel – he?«

Svend war so verblüfft darüber, daß er, der Benachteiligte, angegriffen wurde, daß er nicht gleich Worte fand. Er sah verständnislos in die zornigen Augen, die ihn anfunkelten. Sein Schweigen reizte Doktor Fratz nur.

»Haben Sie das Geld oder haben Sie es nicht?«

»Ich werde es Ihnen schicken, wenn der Wechsel fällig ist!« sagte Svend schließlich.

»Das möchte ich erst mal erleben!« knurrte er drohend. »Es ist kaum noch eine Woche, wenn ich mich recht erinnere.«

61. KAPITEL

Als Svend auf die Straße kam, ging er gesenkten Kopfes und wankenden Schrittes geradeaus, ohne auf den Weg zu achten. Er stieß mit Leuten zusammen, sagte mechanisch »Pardon« und lüftete den Hut.

Er kam erst zur Besinnung, als er die kahlen Bäume des Stadtwalls über das alte Torgebäude emporragen und die Brücke, die nach Amager hinüberführte, vor sich liegen sah.

Er zitterte vor Kälte und schlug mechanisch seinen Rockkragen hoch. Dann blickte er die dunkle, schmutzige Straße hinab, durch die er gekommen war. Dort lag die Stadt, in die er zurückkehren mußte.

Er erinnerte sich des Triumphgefühles, das ihn vor einer Stunde durchstrahlte, des Prinzen, des sieghaften Lächelns, das er zum Ministerium hinaufgesandt hatte.

Eine ohnmächtige Wut gegen die Tote benahm ihn, fast den Atem; aber es war nur ein Augenblick; dann griff die Scham mit fester Hand in seine frische Wunde.

Unmöglich, in die Stadt zurückzukehren, die seinen Jubel gesehen hatte, unmöglich, die belebten Straßen zu betreten, wo er Flindt und Juhl und all den anderen begegnen konnte. Unmöglich, der Welt nach diesem in die Augen zu sehen. Er, der triumphiert, Schulden gemacht und auf etwas Wechsel gezogen hatte, das ein Nichts gewesen war, der schwache Schimmer eines Lichtes, das von dem, der es selbst entzündet, ausgeblasen worden war.

Es handelte sich ja nicht nur darum, daß er seine Sache verloren, daß alles Große und Starke, was er ausrichten wollte und nur mit Hilfe des Geldes erreichen konnte, im Keim erstickt worden war, sondern er stand der bitteren Not gegenüber, dem Kampf ums Brot.

Er paßte nicht mehr in diese Stadt, zwischen diese Menschen. Er mußte fort, konnte nicht mehr dorthin zurückkehren.

Er eilte über die Brücke, durch die lange Amagerstraße, an den kahlen, grauen Bäumen und den alten Häusern vorbei.

Er ging wie im Traum. Bald zählte er seine Schritte, bald fühlte er, daß er hungrig sei. Dann wieder fror ihn, und er schüttelte sich vor Kälte. Er blieb stehen, sah in ein Ladenfenster und ahnte nicht, was er gesehen hatte. Je weiter er ins Freie kam, desto frischer wurde die Luft. Es tat ihm wohl, daß der Wind ihm entgegenstrich. Er atmete stärker, die Füße gehorchten ihm williger, bis er, plötzlich ganz wach, stehen blieb, über das flache Land blickte und sich fragte, warum er hier eigentlich ginge, er mußte ja doch einmal nach Hause zurückkehren.

Ein Stich jagte durch sein wundes Herz, als er an seine Zimmer – und an Frau Henrichsen dachte.

Nein, er konnte nicht zurückkehren.

Er mußte ausziehen – gleich – heute noch – sich ein kleines, elendes Dachstübchen mieten.

Links führte ein Seitenweg zum Strand hinab.

Ja, dort wollte er hin – auf einem Stein am Strand sitzen und über das Meer starren.

In Frieden. In kaltem, totem Frieden.

Am Ende des Weges lag ein kleines Haus. Es lag dort so einsam und verlassen. »Strandhaus« stand mit ungeschickten Buchstaben auf den Giebel gemalt.

Was war das –?

Ach ja, es erinnerte ihn an das »Möwenhaus«, wo er einst als Genesender gelebt hatte.

Ein alter Mann stand in dem kleinen kahlen Garten und sägte Brennholz.

Als Svend ganz bis zum Gartenzaun gekommen war, sah er, daß ein Zettel an die eine Fensterscheibe geklebt war.

»Möbliertes Zimmer zu vermieten« stand dort mit ungeübter Schrift.

Ohne sich einen Augenblick zu bedenken ging er auf den Mann zu und fragte ihn, was das Zimmer kosten solle.

Der Alte richtete sich auf und kratzte sich den Kopf. Dann bekam Svend eine längere Erklärung.

Das Haus sei unbewohnt; aber im Sommer vermieten sie es. Er selbst und Mutter wohnten dort drüben in dem Haus. Letzten Sommer aber hätten sie nur das eine Zimmer vermietet gehabt. Ein Student hätte dort gewohnt, der sein eigenes Mobiliar gehabt hatte. Er konnte die Miete nicht bezahlen und hätte ihnen seine Möbel dafür dagelassen.

Svend besah das Zimmer. Es war klein und niedrig, aber es hatte eine Doppeltür zum Garten und einen Ofen auf hohen Füßen.

»Sie wollen wohl Ruhe zum Studieren haben?« fragte der Alte und betrachtete Svends blasses Gesicht.

»Ja!« sagte Svend, und bei sich dachte er: Das ist's. Ruhe will ich haben, Ruhe, um mich zu besinnen,

nachdem alle meine Hoffnungen zerschmettert worden sind.

Svend mietete das Zimmer für zehn Kronen, die er gleich bezahlte.

Es tat wohl, sich geborgen zu wissen. Einen ganzen Monat konnte er sich verborgen halten, konnte Ruhe haben vor den Menschen und den Forderungen, die an den Svend Byge gestellt wurden, der soviel versprochen und nichts gehalten hatte.

Jetzt meldete sich der Hunger so heftig bei ihm, daß er kurz adieu sagte und davoneilte. Er merkte sich den Seitenweg, um das Haus zu finden, wenn er zurückkäme.

Der Hunger trieb ihn vorwärts. Er half ihm, indem er alle anderen Gedanken verjagte.

Endlich kam er an ein kleines Café. Er verschlang einige Butterbrote und stürzte ein Glas Bier hinunter.

Dann eilte er weiter. Es galt, nach Hause zu kommen, bevor Frau Henrichsen von ihrem Nachmittagsspaziergang zurück war. Er drückte sich an den Häuserreihen entlang, den Kragen hochgeschlagen, den Blick geradeaus gerichtet, voller Angst, Bekannten zu begegnen.

Als Svend seinen neuen Frack aus dem Schrank nahm, um ihn einzupacken, lächelte er bitter. Für den würde er wohl lange keinen Gebrauch haben.

Da kam ihm der Gedanke, daß er ihn versetzen könne. Er hatte einmal seine Uhr versetzen müssen. Da

hatte er gesehen, wie ein armer Student mit der dicken Frau um den Preis für seinen Frack feilschte. Er legte ihn für sich in die Handtasche. Und als alles gepackt war, schrieb er einige Worte für Frau Henrichsen auf.

»Komme vorläufig nicht nach Hause. Bin von einem Freunde eingeladen, Neujahr mit ihm zu feiern. Meine Adresse ist: Strandhaus bei Kastrup, Amager. Glückliches Neujahr!

Ihr Svend Byge.«

Er mußte den schweren Koffer selbst ein Stück schleppen, bevor er einen Dienstmann traf. Dann schlich er sich zu dem Pfandverleiher, wo er den armen Studenten mit seinem Gesellschaftsanzug gesehen hatte.

Die Frau bot ihm zwanzig Kronen. Aber er feilschte, wie er es von dem Studenten gelernt hatte. Da der Frack neu und elegant war, bekam er fünfundzwanzig.

Mit den dreizehn Kronen, die er noch in der Tasche hatte, bedeutete das Friede für viele sparsame Tage.

62. KAPITEL

Morgen auf Morgen saß Svend am Strande und blickte über das Wasser.

Er dachte gar nicht, saß nur und sammelte Frieden in seinem Herzen, während er über den Sund starrte, der unter den ziehenden Wolken unablässig die Farbe wechselte.

Sein unruhiges Gemüt wurde still. Seine Nerven, die so lange unnatürlich angespannt gewesen waren, streckten sich in Frieden und schoben alle Gedanken von sich.

So blieb er sitzen, bis der Hunger sich meldete. Dann wanderte er langsam durch die Straße von Arbeiterwohnungen zu dem Wirtshaus in dem alten, verwilderten Garten.

Wenn er nach Hause kam, begann er sich mit der Arbeit des alten Mannes zu beschäftigen. Dort lag noch ein Haufe langer Pappeläste, glatt von Feuchtigkeit. Die legte er über den Holzblock und sägte drauflos.

Zu Anfang ging es nur langsam, denn die Säge war stumpf, das Holz feucht und seine Hand ungeschickt. Aber es tat doch wohl, mit etwas Handgreiflichem beschäftigt zu sein, etwas, was seine Mühe durch ein sichtbares Resultat lohnte.

Mitten in der Arbeit aber wurde er plötzlich von der alten Unruhe ergriffen.

Was stand er hier und vergeudete die Zeit? Jede Stunde war ja kostbar.

Er richtete sich auf, warf die Säge von sich und ging ruhelos auf und ab.

Aber wohin er auch blickte, überall waren die Auswege versperrt.

Der ruhelosen Gedanken müde, ergriff er wieder die Säge und arbeitete, bis er nicht mehr konnte. Dann

maß er den Haufen zu seinen Füßen, sah mit Vergnügen, wie er gewachsen war, und fand dennoch, daß er etwas aus seiner Zeit herausgeschlagen habe.

Er beneidete diejenigen, die von ihrer Hände Arbeit leben konnten; hier machten seine Gedanken plötzlich halt und tasteten nach etwas, das tief in ihm dämmerte.

Er hatte ein Gefühl, als sei er von seinem Geschlecht oder von seiner Vergangenheit oder von dem, was er gelernt und studiert hatte, an Händen und Füßen gefesselt. Als sei all sein Wissen nur ein leeres Beschauen von Menschen und Arbeit, die der Vergangenheit angehörten – als sei es sein akademisches Wissen, das ihn daran hindere, sich mit dem Leben zu versöhnen und seine Zukunftsarbeit zu verrichten.

Wie sehr er aber auch grübelte und tastete, er kam zu keiner Klarheit und gab es schließlich auf.

Außerdem plagte ihn der Gedanke an die Erbschaft. Selbst wenn er müde und schlaff dasaß und leer vor sich hinstarrte, lag er wie ein Hund vor seiner Tür und paßte auf, daß keine anderen Gedanken sich hereinschlichen. Es war das Unwiederbringliche, über das er brütete.

Nach und nach aber, je mehr er sich durch die Äste des Haufens hindurchsägte und sich über den Erfolg der bescheidenen Arbeit seiner Hände freute, desto

kräftiger schoß in seinem Gemüt das demütige Verlangen empor, sich in sein Schicksal zu ergeben und die Folgen ohne Trotz wie ein Mann auf sich zu nehmen.

Wenn er nur wüßte, wo er angreifen sollte.

In den ersten Tagen des neuen Jahres würde die Schuld, die er bei Doktor Fratz hatte, fällig, und er ahnte nicht, womit er sie decken sollte.

Gleich darauf mußte der Monatswechsel bei dem Wucherer erneuert werden, und er wußte nicht, wo er die dreißig Kronen hernehmen sollte.

Wieder griff das schmerzende Schamgefühl ihm ans Herz.

Und der Restaurateur – und Frau Henrichsen, die arme Alte, die ihm von ihren Sparpfennigen geliehen hatte, obgleich er ihr noch die Miete schuldete. Das war das Schlimmste!

Ja, er wollte sich beugen, die Demütigung, die er verdient hatte, auf sich nehmen.

Fachausbildung – Examen – alles das konnte ihm jetzt wenig nützen. Sein Streit mit der Regierung konnte ihm vielleicht zu einer Stellung an einer Zeitung verhelfen, nicht zu einem juridischen Amt.

Es war Arbeit um jeden Preis, die seiner wartete.

Wenn die Dämmerung kam, wurde er dennoch von Bitterkeit überwältigt. Das Bewußtsein seines wirklichen Wertes empörte sich gegen die Demütigung und verlangte danach, respektiert zu werden.

Dann wanderte er stundenlang in dem kleinen Zimmer auf und ab, mit geballten Fäusten und zusammengebissenen Zähnen, während sich Tränen aus seinen Augen drängten.

Er fluchte seinem Schicksal, der Konferenzrätin, Kammerherrn Tithoff – allem dem, was ihn niedergehalten hatte und tief unter das Niveau zwang, wozu seine Fähigkeiten und sein Wille ihn berechtigten.

Wenn er aber nach einem schweren Schlaf in der starken Nachtluft zu dem hereinsickernden Tageslicht erwachte, dann war wieder Ruhe in seinem Gemüt.

Während er sich ankleidete und ins Wirtshaus ging, um zu frühstücken, gelobte er sich selbst, daß er jetzt – heute – den Sprung tun wollte. Er wollte zur Stadt gehen, in die er seit jenem Abend keinen Fuß gesetzt hatte, wollte von Zeitung zu Zeitung, von Schule zu Schule gehen.

Nur zwei Tage trennten ihn noch von dem neuen Jahrhundert, das ihm so große Dinge verheißen hatte.

Als Svend vom Strande zurückkam, lag ein Brief von Frau Henrichsen für ihn da. Er erkannte gleich ihre spitze, altmodische Schrift und öffnete das Kuvert mit einem Seufzer.

Es war, was er erwartet hatte. Sie bat so flehentlich und dennoch so eindringlich, daß er ihr das Geld schicken möge. Sie könne nicht länger warten.

Svend wußte, daß es wahr war.

Er blieb mit dem Brief in der Hand sitzen und starrte vor sich hin.

Gab es nicht einen einzigen, zu dem er gehen und um Hilfe bitten konnte?

Da fielen ihm Didrichsens Worte ein: »Wenn es Ihnen mal schlecht ergeht, dann kommen Sie zu mir. Das müssen Sie mir versprechen!«

Er nickte still vor sich hin. Ja, er wollte zu Didrichsen gehen.

Er machte sich gleich für seinen Gang zur Stadt zu recht; als er sich aber gewaschen hatte und im Begriff war, seinen Mantel anzuziehen, setzte er sich statt dessen auf die Bettkante und vergrub den Kopf in die Hände.

Er konnte, konnte nicht ins Kontor gehen, Assessor Hansens Blick begegnen, der bei der Abfassung des ersten Testaments zugegen gewesen war. Er konnte in seiner armseligen Demut nicht alles das wiedersehen, was ihm so gering erschienen, als er noch reich war und die Welt stürmen wollte.

Schließlich entschloß er sich zu warten, bis es Abend würde. Dann wollte er Didrichsen in seinem Hause aufsuchen.

63. KAPITEL

Es war gegen neun Uhr, als Svend mit einer letzten großen Kraftanstrengung bei Didrichsen klingelte.

»Ist Herr Justizrat zu Hause?«

Das Mädchen zögerte mit der Antwort und betrachtete ihn prüfend in dem flackernden Licht der Gasflamme auf dem Treppenabsatz.

»Ja – a. Aber es ist Besuch da. Der Herr hat seinen Spielabend.«

Svend war bereits im Begriff umzukehren. Im selben Augenblick aber fühlte er, daß, wenn er jetzt nicht Ernst mache, dann würde er nie wieder Mut bekommen. Soviel Überwindung hatte ihn dieser Gang gekostet.

Er knöpfte fieberhaft seinen Rock auf, zog eine Karte hervor und sagte:

»Bitte, geben Sie ihm diese.«

Das Mädchen betrachtete sie, warf ihm einen verstohlenen Blick zu und klopfte dann an eine Tür in dem erleuchteten Korridor. Nach einer Weile kam sie zurück.

»Bitte!« sagte sie und öffnete die Tür zu einem Herenzimmer.

Sie zündete die Lampe auf dem Schreibtisch an und ließ ihn allein.

Es klangen hastige Schritte auf dem Korridor.

Svends Herz klopfte so stark, daß es ihm fast den Atem benahm. Wie gut er diese Schritte kannte.

»Guten Abend, Byge!«

Svend war aufgestanden.

Er senkte den Kopf, außerstande, etwas zu sagen.

Didrichsen schloß die Tür und ging ihm einige Schritte entgegen, während er sich über den grauen Vollbart strich.

Jetzt erst konnte er Svends Gesicht ordentlich sehen – er hatte mit dem Rücken gegen die Lampe gestanden –, und im selben Augenblick wußte er Bescheid.

Ein tiefes Mitleid zog seine Gesichtsmuskeln zusammen, aber sie glätteten sich gleich wieder.

Er reichte Svend die Hand und nötigte ihn, auf dem Sofa Platz zu nehmen; er selbst setzte sich ihm gegenüber auf einen Stuhl.

»Es ist mein Skatabend, Byge, aber ich wollte nicht, daß Sie vergeblich gekommen sein sollten.«

Svend schluckte und schluckte, um Worte zu einer zusammenhängenden Erklärung hervorzubringen. Schließlich gab er es auf.

»Mir ist es schlecht ergangen!« war alles was er sagen konnte.

Didrichsen betrachtete ihn mit seinem ruhig forschenden Blick.

»Ihre Tante ist gestorben!« sagte er schließlich.

»Sie hat mir nichts hinterlassen!«

»Hatten Sie es erwartet?«

Svend sah zu Didrichsen auf und fragte leise:

»Sie nicht auch?«

Didrichsen besann sich einen Augenblick, bevor er antwortete:

»Das will ich nicht leugnen. Sie haben daraufhin Schulden gemacht?«

»Ja.«

»Wieviel?«

»Nicht mehr, als ich nach und nach abbezahlen kann!«

Didrichsen beugte sich vor:

»Haben Sie etwas Unrechtes getan?« fragte er leise.

Svend verstand, daß er das meinte, wozu der Wucherer ihn aufgefordert hatte, den Namen der Konferenzrätin zu fälschen.

»Nein!« sagte er und sah auf, »ich habe mir außer Leichtsinn nichts zuschulden kommen lassen.«

»Wieviel müssen Sie haben?« fragte Didrichsen.

Er glaubt, daß ich gekommen bin, um ihn anzubetteln, dachte Svend. Dann erhob er sich und sagte:

»Ich bin gekommen, um Sie zu bitten, mir zu Arbeit zu verhelfen – einerlei welche –, um Geld wollte ich Sie nicht bitten.«

Didrichsen sah hastig auf. Jetzt erst begriff er, wie tief er ihn verletzt hatte.

»Armer Byge!« sagte er, erhob sich und legte ihm die Hand auf die Schulter, »es ist gekommen, wie ich gefürchtet hatte. – Seltsam,« fügte er nach kurzem Bedenken hinzu, »noch heute, ja, sogar heute abend wurde von Ihnen gesprochen.«

Svend erfaßte wie durch eine Eingebung, daß drinnen im Zimmer von ihm gesprochen worden sei; und

daß der, der die Worte gesagt hatte, kein anderer war als Geheimrat Welten, der mit zu Didrichsens Skatpartie gehörte.

»Jemand hatte erfahren, daß es schlecht um Sie bestellt sei. Da sagte ich zu dem Betreffenden, wenn es wirklich der Fall wäre, so hoffe ich, daß Sie zu mir kommen würden. Wissen Sie – warum ihn nicht nennen? – was Geheimrat Welten dazu sagte?«

Didrichsen zögerte und forschte nach der Wirkung seiner Worte. Svend saß gesenkten Kopfes da und starrte vor sich hin.

»Er sagte: Wenn er kommt, dann schicken Sie ihn zu mir.«

Svend sagte nichts.

»Ja, lieber Byge« – Didrichsen legte eindringlich die Hand auf sein Knie –, »das ist der beste Rat, den ich Ihnen geben kann: Gehen Sie zu Welten! – Ich weiß nicht, was er Ihnen sagen will. Aber Sie wissen so gut wie ich, daß er der Mann ist, der Ihnen eine Stellung geben kann, wenn er nur will.«

Svend sagte noch immer nichts. Er grübelte darüber, wie seltsam mit seinem Leben verfahren wurde, wie ironisch, wie höhnisch.

»Nun müssen Sie mich entschuldigen, Byge,« Didrichsen stand auf, »ich kann meine Gäste nicht länger warten lassen. Versprechen Sie mir, daß Sie zu Welten gehen wollen. Morgen ist Altjahrsabend; das ist ein glücklicher Tag!«

Svend beugte zustimmend den Kopf.

Er hatte ja keine Wahl.

Dann drückte Didrichsen ihm herzlich die Hand, begleitete ihn hinaus und sagte ermunternd:

»Mut, Antonius!«

64. KAPITEL

Svend lag die halbe Nacht wach und grübelte darüber, was morgen, an dem letzten Tage des Jahrhunderts, mit ihm geschehen würde.

Welten kannte sein Schicksal, wußte von seiner Entlassung, der Audienz und von allem, was Svend getan hatte, um seinen Einfluß auf die Regierung zu hinterreiben. Was wollte er jetzt von ihm?

War es möglich, daß der allmächtige Mann nach einem Feinde schickte, um ihn zu verhöhnen? Nein, so klein konnte er nicht sein, das war unmöglich.

Svend grübelte und grübelte, während er sich schlaflos auf seinem Bett hin und her warf; aber er kam zu keiner Klarheit. Nur kehrte der eine Gedanke beständig zurück: Er will deine Mitwisserschaft kaufen, jetzt, wo du in Not bist.

Es war noch nicht hell, als er aufstand. Während er sich wusch, brach sich ein bitteres Lächeln durch sein Elend Bahn: Daß Welten ihn zu sich kommen ließ, war doch endlich ein Resultat – das einzige – das er durch die Entlassung, die Audienz beim König und den Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit erreicht hatte.

Dann dachte er wieder: Welten will, daß du sein Geschöpf wirst, ebenso wie all die anderen.

Es durchrieselte ihn kalt. Er erinnerte sich des Besuches bei J. O. Nielsen, und er dachte, daß der Wucherer den Welten mit seiner Seele treiben wollte, tausendmal blutiger sei.

Er ging den ganzen Morgen in seinem Garten auf und ab. Einen Augenblick blieb er stehen, entschlossen, dem Ganzen zu entlaufen, für sein letztes Geld zu seiner Mutter zu reisen, sich dort zu verstecken und Vergessen zu suchen. Aber dann dachte er an den Wechsel bei Doktor Fratz, beim Wucherer – Frau Henrichsens Geld, das Schlimmste von allem; und es wurde ihm wieder klar, daß er keine Wahl hatte.

Mußte er denn wirklich zuschlagen und Weltens Geschöpf werden?

Nein – nein! – Das konnte niemand von ihm verlangen, weder Frau Henrichsen, noch seine Mutter, noch sonst jemand auf der Welt. Sich zerstückeln, seine lebendige Persönlichkeit preisgeben wegen einer elenden Geldschuld! Wie ein Hund vor diesem Feind kriechen, den er im besten Glauben verfolgt, das Brot nehmen, das er ihm zuwarf!

Nein – nein!

Und dennoch – es blieb ihm ja keine Wahl.

Während ihm der Schweiß auf die Stirn trat, starrte er in den niedrigen, grauen Himmel hinauf und war dem Verzweifeln nahe.

Eine Stunde saß er in dumpfe Grübeleien versunken da. Dann erhob er sich mit einem Seufzer, kleidete sich mechanisch an, verschloß seine Tür und wanderte zur Stadt. Von dem ewigen Kampf gegen das Unabänderliche ermattet, war er entschlossen, den Zufall walten zu lassen und – wenn er Welten gegenüberstand – so zu antworten, wie der Augenblick es ihm eingab.

Es war gegen drei Uhr, als Svend in Geheimrat Weltens Vorzimmer stand.

Es saßen schon einige Herren da und warteten. Sie versuchten sich den Anschein zu geben, als ob sie ganz gleichgültig wären, aber der eine trocknete sich heimlich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

Der Kontordienner nahm Svends Karte in Empfang und Svend setzte sich auf den freien Stuhl neben die anderen.

Wie durch einen Nebel sah er, wie einer der Wartenden sich erhob, mit unsagbar zaghaften Schritten durchs Zimmer ging und sich neben der Tür bereit hielt, durch die jetzt ein fetter Börsianer mit einem gutmütigen Lächeln auf den Lippen herauskam.

Sein Herz hämmerte so laut, daß er es hören konnte. Seine Hände waren feucht und er konnte sich kaum aufrechterhalten, während er dasaß und der endlichen Besiegelung seines Schicksals entgensah.

Nach einer unsäglich qualvollen Wartezeit kam er schließlich an die Reihe.

Als er in dem großen, halbdunklen Kontor stand, dessen Fenster sehr hoch lagen, sah er den Nacken des Allmächtigen mit dem trocknen, farblosen Haar, über den Schreibtisch gebeugt, während die Feder über das Papier kratzte.

Während Svend an der Tür wartete, erinnerte er sich des ersten Males, als er diesen festen, eckigen Kopf mit den eingefrorenen Runzeln gesehen hatte. Es war bei der Verlobungsgesellschaft gewesen. Da hatte Geheimrat Welten ihm gegenüber gesessen und war einer von denen gewesen, die ihn als Departementschef Kruses zukünftigen Schwiegersohn gefeiert hatten. Und jetzt –!

Welten hob den Kopf und wandte sich ganz zu ihm um, während seine Hand noch auf dem Papier ruhte.

»Bitte!«

Svend trat näher. Die Feder zeigte auf den Stuhl neben dem Schreibtisch.

Svend setzte sich und fühlte im selben Augenblick, wie die Metallaugen mit ihrer außerordentlichen Aufmerksamkeit seinen Kopf gleichsam umspannten.

Ohne die Feder aus der Hand zu legen, richtete Welten sich höher auf und sagte:

»Ich habe von Ihrer Entlassung und von der Audienz beim König gehört. Sie haben Mut und Energie bewiesen. Aber Sie haben Ihre Karten schlecht gespielt.«

Svend richtete sich auf. Die Worte wirkten wie eine Anerkennung und gleichzeitig wie ein Peitschenschlag. Eine solche Offenheit hatte er nicht erwartet.

Nach einer Pause, während der Weltens Augen jeden Zug in Svends Gesicht genau studierten, fuhr er mit seiner trockenen Stimme fort, die so klang, als schlüge er kleine Nägel in einen Holzblock ein:

»Sie haben mich für die Handlungen der verantwortlichen Minister verantwortlich machen wollen.«

Svend beugte den Kopf in unfreiwilligem Respekt vor diesem Willen, der alle in seiner Hand hielt und ohne ein überlegenes Lächeln zu seinem gefallenem Feinde sprach.

»Diese Sache ist nicht schlechter als manche andere,« fuhr er fort, »aber es fehlte Ihnen an einer Fußfeste; und die Geschichte mit der Erbschaft hat Sie gestürzt.«

Welten machte wieder eine Pause, während seine Metallaugen die Wirkung seiner Worte tarierten.

»Ich habe mich nach Ihnen erkundigt,« fuhr er fort, »bei Tithoff und bei Didrichsen, Ihren ehemaligen Chefs. Soweit ich verstehe, haben Sie Fähigkeiten, die von Nutzen sein können. Aber Sie müssen ganz von unten anfangen. Kammerherr Tithoff hat mir gesagt, daß in Ihrem alten Bureau durch Krankheitsfall ein Amt frei geworden ist.«

Svend griff sich unwillkürlich ans Herz und sah mit einem Blick auf, dessen flehende Angst ihm selbst unbewußt war.

Welten zögerte, als sei er einen Augenblick im Zweifel. Dann fuhr er fort:

»Der Schreiber hat einen Schlaganfall bekommen.«

Svends Hände zitterten, und er sah wieder auf, als bäte er um sein Leben.

Die Metallaugen ließen ihn nicht los. Zum erstenmal glitt es wie der Schatten eines Lächelns über die eingefrorenen Runzeln.

»Tithoff will den Schreiber durch einen außeretatsmäßigen Referendar ersetzen, der also gleichzeitig Abschreibearbeiten im Bureau besorgen muß. Da Ihre Handschrift gut sein soll, nehme ich an, daß Sie die Stelle bekommen können. Wollen Sie sie haben?

Es ging wie ein Ruck durch Svend, als wolle er mit einem Fluch aufspringen. Aber er war nicht dazu imstande. Die Metallaugen hielten ihn fest. Der Stahl in ihm war gebrochen, und er dachte bei sich: Vielleicht meint er es gut.

Dann beugte er bejahend den Kopf.

»Schön!« sagte Geheimrat Welten und nickte, als akzeptiere er einen Wechsel, »morgen ist Feiertag. Melden Sie sich übermorgen bei Tithoff!«

Welten machte noch eine kurze Pause. Dann neigte er höflich den Kopf vor Svend und sagte:

»Wenn Sie wieder Grund unter den Füßen und das Leben kennen gelernt haben, wird es mir angenehm sein, Sie wiederzusehen – auch als Gegner. Guten Morgen!«

Welten nickte, tauchte die Feder ins Tintenfaß und begann zu schreiben, während Svend sich erhob, verwirrt und leer, sich verbeugte und hinausging.

65. KAPITEL

Als Svend auf die Straße kam, war es halbdunkel.

Die Laternen wurden gerade angezündet. Geschäftsleute eilten nach Hause. Es lag ein festlicher Ausdruck auf allen Gesichtern: der letzte Tag des alten Jahrhunderts!

Ein Schuljunge knallte gerade vor seinen Ohren eine Pistole ab. Er schreckte zusammen, während der Junge und sein Kamerad eine schallende Lache hinter ihm hersandten.

Eine Straßenbahn klingelte und klingelte, um durch das Wagengedränge hindurchzukommen.

Kutscher knallten mit den Peitschen und riefen sich gegenseitig »Prost Neujahr« zu.

Überall war ein Leben, eine Erwartung und eine Freude, als gäbe es ein Jubelfest im Lande.

Der Lärm tat Svends Ohren weh. Das Licht blendete ihn. Unwillkürlich bog er in eine stille Seitenstraße ein. Weltens trockene Stimme klang ihm noch in den

Ohren; er konnte nicht über seine letzten Worte hinwegkommen.

Sein Bewußtsein war wie gelähmt. Ihm war weder gut noch schlecht zumute, nur so seltsam leer – und dann so eiskalt, daß es ihn schauderte.

Er ging und ging, bis der Stadtwall sich vor ihm erhob. Mechanisch folgte er dem Pfad, der hinaufführte. Oben strich der Wind ihm von der anderen Seite des Festungsgrabens entgegen. Er blieb stehen und starrte ins Leere, bis er von fernem Feuerwerklärm geweckt wurde.

Da atmete er schwer auf.

Altjahrsabend!

Der letzte Atemzug des alten Jahrhunderts.

Noch vor einer Woche hatte er ungeduldig in das neue gestarrt, das ihm alles verhieß, wovon er geträumt hatte.

Und jetzt – ach, Gott im Himmel!

Er wurde von einem plötzlichen Schluchzen geschüttelt.

Dann weinte er sich still aus und begann wieder ohne Ziel zu wandern, indem er dem Pfad der beständig sich schlängelnden Festungslinie folgte.

Seine Gedanken hatten keinen Halt mehr. Sie schwirren ein und aus wie eine weiche Masse, die sich bald hier, bald dort zusammenklumpt, um wieder auseinander zu gleiten und neue Formen und Richtungen anzunehmen.

Es fror ihn, er schlug den Rockkragen hoch und erinnerte sich daran, daß er seit dem frühen Morgen nichts gegessen hatte.

Ein heftiges Verlangen nach einer warmen, behaglichen Stube und nach heißem Essen, das ihm Kraft und Mut zurückgeben konnte, überfiel ihn.

Er stieg den Wall hinunter und eilte über die Brücke.

Dort hinten winkten die erleuchteten Fenster eines Vorstadtrestaurants.

Sitzen und sich wärmen, ungesehen und ungekannt, essen und trinken, in einer Sofaecke schlummern und von Neujahrsgedanken und seinem schlimmen Leben verschont bleiben.

Er hatte das feste Menü für eine Krone gegessen und saß jetzt in die Sofaecke gedrückt, mit einer Tasse Kaffee vor sich.

Außer ihm waren keine Gäste in dem langen Raum, der von hochlehnigen Plüschsofas in kleine Abteilungen geteilt war.

Die Kellner hatten wohl bis auf den einen, der ihn bedient hatte, frei. Er stand dort hinten über das Billard gebeugt und las in einem Witzblatt.

Svend hörte in seinem Halbschlaf, daß hinter dem Büfett etwas vorging. Die Mamsell schien abgelöst zu werden. Zwei Frauenstimmen sprachen vom Wetter und wünschten sich ein glückliches Neujahr.

Der Kellner trat hinzu und erzählte, daß die Kirchenglocken das neue Jahrhundert eine ganze Stunde nach Mitternacht einläuten sollten.

Eine Tür wurde geschlossen, der Kellner kehrte zu seinem Witzblatt zurück. Die neue Mamsell zog eine Schublade heraus, rasselte mit Geld und wurde darauf ganz still.

Svend wartete auf den Schlaf. Er war so unsagbar müde und frei von Gedanken, jetzt, wo er gesättigt und durchwärmt war. Aber jedesmal, wenn er dicht am Einschlafen war, störte ihn etwas und hielt den Schlaf zurück.

Er richtete sich auf und bettete seinen Kopf bequemer gegen die Plüschlehne; aber das Störende war wieder da.

Da öffnete er die Augen und blickte in die Richtung, von wo die Störung kam. Es zog wohl von einer offen stehenden Tür her.

Aber es war nichts zu sehen außer dem Büfett, das durch einen Schenktisch von dem Gastzimmer getrennt war.

Merkwürdig. Es zog noch immer, so daß er sich wieder umwenden mußte.

Dieses Mal traf sein Blick die Mamsell, die die Arme auf den Schenktisch gestützt hielt und ihm den Kopf zugewandt hatte. Was sie für hübsche, weiße Hände hatte! Und wie sie ihn ansah, als ob sie ihn kenne!

Er wandte den Kopf unwillig ab. Als er ihren Blick aber noch immer auf sich gerichtet fühlte, drehte er sich wieder um.

Sie hatte sich erhoben und betrachtete ihn jetzt mit Blicken, wie jemand, der nicht länger im Zweifel ist.

Etwas an diesem Blick tat ihm wohl in seiner Einsamkeit.

Er stand auf und trat ans Büfett, um sich einen Kuchen auszuwählen.

Sie standen sich gegenüber. Sie zog ihren Kopf mit dem reichen aschblonden Haar etwas zurück, während ihre blauen Augen ihn groß ansahen; um ihren Mund, der halb geöffnet war, lag ein seltsam zärtliches oder wehes Lächeln.

»Es ist leer hier!« sagte er, während er sich einen Kuchen aussuchte, »aber Sie schließen heute abend wohl auch früh!«

Sie antwortete nicht gleich. Ihre weißen Finger spielten mit der goldenen Uhrkette auf der grauen, gefältelten Bluse, die ihren vollen Busen stramm umschloß.

»Kennen Sie mich nicht?« fragte sie dann mit einer leisen Stimme, die im selben Augenblick sein Herz mit einem Erinnerungsschimmer durchleuchtete.

Er ließ seinen Blick über die ruhigen, blauen Augen schweifen, über die feste, runde Stirn, auf der das Haar sich üppig kräuselte, über die vollen, etwas sommersprossigen Wangen, auf die weichen und doch festen

Lippen, um die jetzt wieder das zärtliche oder wehe Lächeln spielte.

Ja, dieses Gesicht –

66. KAPITEL

»Lisbeth!« sagte sie und beugte ihm ihren Kopf mit einem Lächeln entgegen, das ihre Zähne zeigte.

Diese Grübchen kannte er – ja, das war Lisbeth.

Eine heftige Freude und gleich darauf eine hilflose Scham jagte ihm das Blut in die Wangen.

Weshalb gerade jetzt – weshalb mußte er ihr gerade jetzt begegnen, wo alles vorbei war?

»Lisbeth!« flüsterte er verwirrt und ergriff die Hand, die sie ihm reichte.

»Ich hab Sie gleich erkannt! – Wie geht es Ihnen?«

Sie wollte sagen: ich habe gehört, daß Sie Frau und Kinder haben. Aber sie unterdrückte es. Er sah nicht aus wie ein glücklicher Mann. Es war Mitleid mit der einsamen, müden Gestalt dort in der Sofaecke gewesen, das sie auf ihn aufmerksam gemacht hatte.

»Es ist lange her, seit wir uns gesehen haben!« beeilte er sich zu sagen. »Ich glaube, ich sah einen Schimmer von Ihnen, als ich das alte Haus mit meiner Schwester besuchte.«

»Ja – das sind jetzt sieben Jahre her. Damals war ich einige Wochen zu Hause gewesen, und Vater fuhr mich zum Bahnhof.«

Er lehnte sich gegen die Wand und gab sich plötzlich den Erinnerungen hin.

»Ja, das Witwenhaus!« seufzte er, »jetzt soll meine Mutter dort auf Lebzeiten wohnen, nach den testamentarischen Bestimmungen der Konferenzrätin.«

Der wehmütige Klang seiner Stimme schnitt ihr ins Herz.

Sie fühlte mit sicherem Instinkt, daß das Leben ihm schlimm mitgespielt habe. Sie dachte an ihre Kinderliebe, und es tat ihr leid um ihn. Nun, sie kannte ihn ja nicht, und wahrscheinlich erntete er, was er selbst gesät hatte. Aber dennoch. Jetzt, wo sie sich am letzten Abend des Jahrhunderts so allein gegenüberstanden, konnte sie ihrem Wunsch, etwas über sein Schicksal zu erfahren, nicht widerstehen.

»Svend!« sagte sie, und das zärtliche oder wehe Lächeln legte sich wieder um ihren Mund, »so hab ich Sie ja früher immer genannt – wie ist es Ihnen im Leben ergangen?«

Ihr Ton war so herzlich, daß es um seine Lippen zu beben begann. Er unterdrückte seine Bewegung, aber sie hatte sie gesehen, und wandte ihren Blick ab, um nicht zu verletzen.

Er sah sich in dem leeren Café, wo der Kellner auf einem Stuhl eingeschlafen war, hilflos um. Dann drängte die schreckliche Öde, in der er lebte, ihn ihrer Teilnahme entgegen. Es war so lange, lange her, seit jemand zu seinem Herzen gesprochen hatte.

Er blickte in ihre blauen Augen und versuchte zu lächeln, während er seinen Nacken gegen die Wand drückte.

»Schlecht genug!« sagte er. »Von Frau und Kindern geschieden. Ohne Stellung. Ohne Heim.«

Ein leises Rot stieg in ihre Wangen. Ihre Augen wurden dunkel, während sie auf ihm ruhten. Dann suchte ihr Blick die Uhr über dem Schrank, streifte darauf den Kellner, der auf dem Stuhl schnarchte.

»Gehen Sie heute abend aus?« fragte sie und sah auf ihre Hände herab.

»Ja, nach Amager hinaus,« sagte er mit dem Schatzen eines Lächelns, »dort wohne ich.«

»Auf Amager?« sie sah erstaunt auf.

Es war etwas an ihr, das ihn zur Offenheit zwang. Diesen blauen Augen gegenüber, die sich der Vergangenheit so gut erinnerten, halfen keine Ausflüchte. Und gleichzeitig empfand er es wie eine Linderung, sich aussprechen zu können.

»Ich habe niemanden, mit dem ich Neujahr feiern kann.«

»Ich auch nicht!« sagte sie. »Ich wohne hier in der Nähe in einem kleinen Gartenhaus. Wollen Sie mit mir nach Hause kommen? Dann feiern wir zusammen.«

Das kam so natürlich und ruhig – ohne Hintergedanken und ohne Furcht.

Er ergriff ihre Hand und drückte sie zum Dank.

»Setzen Sie sich wieder auf Ihren Platz!« flüsterte sie.

Nach einer Weile klingelte sie dem Kellner, der erwachte, sich streckte und langsam herauskam.

»Wie ist es hier öde, Hansen!«

»Ja, verflucht langweilig.«

»Heute abend kommt sicher kein Mensch mehr. Wissen Sie was, Hansen, wir wollen lieber gleich schließen und Altjahrsabend feiern. Aber Sie dürfen es dem Alten nicht petzen.«

»I wo! Der kommt nicht vor morgen früh mit seiner Alten nach Hause. Und dem Schutzmann stecken wir ne Flasche Bier zu, damit er reinen Mund hält.«

Mit einem verdrossenen Blick auf Svend begann er lärmend das Licht zu löschen.

Svend klingelte, bezahlte und ging.

Er wartete einige Minuten draußen an der Ecke; dann kam sie rasch und munter auf ihn zu.

»Wie schön, daß ich Sie getroffen habe!« sagte sie.

Sie schritten schnell zusammen aus. Der Altjahrsabendlärm hatte begonnen. Einige Knaben schossen Spritzteufel ab, sie zischten und strahlten in allen Farben und warfen ein scharfes Licht auf Lisbeths Gesicht.

Svend fuhr bei jedem Knall zusammen.

»Wie sind Sie nervös!« sagte sie und betrachtete sein mageres, blasses Gesicht.

Sie bogen rechts in eine Seitenstraße ein, die in eine Allee mit jungen Bäumen und kleinen Gartenhäusern, die sich wie Geschwister glichen, endigte.

Sie öffnete eine Gittertür und ließ ihn auf einem kiesbestreuten Weg vorangehen.

»Dort oben ist es!« sagte sie und zeigte auf zwei dunkle Giebelfenster und eine Glastür, die zu einem Balkon über der Veranda des Parterres führte.

Der Schein des Ofens tanzte in einem breiten Streifen über dem Fußboden, eine starke Wärme schlug ihnen entgegen.

»Hu, sie hat ordentlich eingeheizt!« sagte Lisbeth munter, zündete die Lampe auf dem Tisch an und schloß die Ofentür.

»Ich wohne bei den Leuten, die das Parterre haben, zur Miete. Es sind nette Leute. Der Mann ist Tischler. Jedes Jahr bezahlt er ab, und in zehn Jahren gehört das Haus ihm.«

Ihre klaren Augen fügten anerkennend hinzu: So muß man es machen!

Es war eine kleine zierliche Stube mit modernen, billigen Möbeln, so wie Tischler sie dutzendweise anfertigen. Auf der roten Tapete hingen Ölgemälde, mit und ohne Rahmen – einige Studienköpfe, Landschaften, der Rücken eines Aktmodells, das ihr Haar aufsteckte. Über dem Sofa hing ein längliches Bild, das ein altes Haus mit einem hohen Dach vorstellte, über

das einige große Kastanienbäume ihre knorrigen Äste streckten.

Svend wurde es ganz warm ums Herz.

»Das ist ja das ›Witwenhaus‹,« sagte er, »das alte Haus!«

»Können Sie es erkennen?«

Sie stellte sich froh neben ihn, um das Bild mit seinen Augen zu betrachten und das Wiedererkennen mit ihm zu genießen.

Er stand lange schweigend da und betrachtete das Dach, die Fenster und die Kastanien voller Rührung.

Sie dachten beide an dasselbe. Sie fragte mit dem zärtlichen oder wehen Lächeln von vorhin:

»Wissen Sie noch die Ziege Jens?«

Ihre Stimme bekam einen anderen, einen wärmeren Klang, wenn sie sie senkte.

»Was ist aus ihr geworden?«

»Sie brach ein Bein in der Mergelgrube und Vater mußte sie erschießen.«

»Ach du lieber Gott!«

»Ich war trostlos, wie Sie sich denken können!«

»Wie sind Sie nur zu dem Bild von dem alten Haus gekommen?«

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann sah sie ihn offen an und sagte:

»Ein Maler wohnte einen Sommer bei uns. Es war in dem Jahr, als ich Ihnen und Ihrer Schwester begegnete.«

Jetzt war wieder der warme, tiefe Klang in ihrer Stimme. Der bricht immer durch, wenn sie mit dem Herzen spricht, dachte Svend bei sich; mit diesem Maler hat sie sicher etwas gehabt.

Ein blondlockiger Kinderkopf lachte ihm von der Wand mit großen Augen entgegen.

Er betrachtete ihn lange. Es waren Lisbeths Augen. Er hätte gern etwas Näheres gewußt, aber er wagte nicht zu fragen.

Sie sah ihn von der Seite an und las seine Gedanken.

»Das ist mein Kind!« sagte sie still. »Aber es ist tot.«

Er wurde in ihrem Namen verlegen. Dann aber stieg ein warmes Gefühl der Teilnahme in ihm auf; er drehte sich um und hielt ihren Blick fest. Sie sah ihn mit dem zärtlichen oder wehen Lächeln an, und jetzt war es, als ob sich Tränen dahinter verbargen.

»Man muß nehmen, was das Leben gibt!« sagte sie stark, und nach einem Augenblick des Zögerns fügte sie hinzu: »Es ist der Vater des Kindes, der das Haus und all das andere gemalt hat.«

Svend wurde wieder verlegen; bevor er aber die teilnehmenden Worte, die ihm auf den Lippen lagen, gesagt hatte, wandte sie sich ab und begann ihre Mäntel an den Garderobenhaken an der Tür aufzuhängen. Ihre Gestalt war kräftig und voll, weich und fest zugleich. Sie hatte eine schnelle und sichere Art, die Dinge anzugreifen.

»Jetzt wissen Sie es also!« sagte sie keck, »ich habe ein Verhältnis gehabt und ein Kind bekommen – ein uneheliches Kind –«

Sie drehte den Kopf zu ihm um und betrachtete ihn mit einem Blick, der prüfend, aber gleichzeitig schelmisch war, als wolle sie sagen:

Hättest du geglaubt, daß ich so eine sei? Denn du findest wohl, daß es schrecklich ist.

Er hatte wohl etwas Ähnliches gedacht. Aber es war seltsam, wie das alles, durch die Art, wie sie es sagte, und bei dem starken, unverzagten Blick, der ihren Worten folgte, von ihm abfiel. Das Herz wurde ihm warm. Du lieber Gott, die kleine Lisbeth mit der Ziege. Er vergaß für einen Augenblick seine Müdigkeit und seine eigene Not.

»Sie haben wohl viel durchgemacht!« sagte er.

»O ja!« sagte sie kurz und knapp.

»Wie hieß Ihr Kind?« fragte er und betrachtete wieder den blonden Kinderkopf an der Wand.

»Svend!« sagte sie einfach. Bevor er aber Zeit fand, sich zu wundern oder zu fragen, zog sie einen Stuhl an den Tisch, setzte sich ihm gegenüber, beugte sich zu ihm, wobei ihr volles aschblondes Haar vom Lampenschein beleuchtet wurde, und fragte ernst, als ob es selbstverständlich sei, daß sie wieder Freunde wie ehemals waren:

»Und wie ist es Ihnen ergangen?«

Sie setzte sich zurecht und richtete ihre großen Augen aufmerksam auf ihn.

67. KAPITEL

Es wurde eine lange und traurige Erzählung.

Anfangs suchte er verlegen nach Worten. Sie war ihm doch so fremd. Aber diese klaren, festen Augen wollten nichts von Umschweifen wissen, duldeten keine Beschönigung. Als er erst erfaßt hatte, daß sie voller Menschlichkeit waren, da beichtete er ihnen sein Leben, mit Wort und Blick. So stark war seine Ehrlichkeit, daß er fühlte, daß er sich nie so offen und unverschleiert jemandem offenbart hatte – nicht einmal sich selbst. Und wie er sich diesen Augen anvertraute, war es, als ob er die Bürde einen Augenblick von den Schultern nehmen und in Ruhe und Frieden Atem schöpfen konnte.

Als er aber zu der letzten großen Niederlage kam, daß er, dessen Gedanken und Wünsche so hoch gespannt gewesen waren, jetzt ganz von unten beginnen, die Schmach erleiden sollte, in demselben Kontor, wo er die größten Chancen gehabt hatte, als Schreiber zu beginnen, da übermannte ihn dennoch sein Elend.

»Übermorgen,« sagte er mit bebender Stimme, ohne daran zu denken, seine Bewegung vor diesem Blick zu verbergen, der sein Schicksal so teilnehmend in sich aufnahm, »übermorgen melde ich mich bei dem Mann,

der sein Versprechen nicht hielt, und bitte demütig um Verzeihung.«

»Nein, das tust du nicht!«

Sie merkte selbst nicht, daß sie ihn geduzt hatte. Sie war blaß, und ihre Augen hatten einen dunklen Schein bekommen. Sie preßte die Lippen aufeinander, während ihr fester Busen heftig unter ihrer Taille wogte.

»Sie sind doch ein Mann!« fügte sie hinzu, indem sich zum erstenmal ein Zug von Unwillen um ihren Mund legte.

Svend sprang auf.

»Ja, was soll ich denn tun?« sagte er heftig, »meinen Sie nicht, daß ich Tage und Nächte gegrübelt und gegrübelt habe?«

Sie blieb sitzen und sah zu ihm aus, das Kinn in ihre weißen Hände gestützt. Als sie nicht antwortete, fügte er hinzu:

»Sie vergessen meine Schulden!«

»Ach, Ihre Schulden!« sagte sie verächtlich. »Wem schulden Sie denn?«

Er nannte den Wucherer.

»Na, und? – Der hat ja Ihr Mobiliar. Das mag er behalten!«

Svend sah sie unsicher an. Das war ihm noch gar nicht eingefallen. Die alten Möbel, von denen die meisten seinem Vater gehört und die seine Mutter ihm mitgegeben hatte, als er zur Stadt gezogen war, um zu studieren!

Er sprach von den Erinnerungen, die –

»Erinnerungen!« unterbrach sie ihn höhnisch, »wenn es das Leben gilt, streicht man die Erinnerungen.«

Sie lächelte vor sich hin, halb höhnisch, halb schmerzlich, als dächte sie: Was habe ich alles streichen müssen?

Was war es nur mit diesem Lächeln? Es schien die Erinnerungen aus seinem Gemüt zu verwischen. Es war, als entglitte ihm die Verantwortung, die er im Namen seines Geschlechtes zu tragen meinte, als sähe er plötzlich mit ganz neuen Augen: Das, was er nicht loslassen zu können meinte, wurde plötzlich zu etwas Feindlichem, das ihn niederdrückte, weil es ihn nicht loslassen wollte. Es lag da und versperrte ihm den Weg.

»Und wem sonst noch?« fragte sie.

Er nannte den Wechsel von Doktor Fratz.

»Ach, dieser Rechtsanwalt wußte ja, was er riskierte.«

Aber der Restaurateur und all die anderen, die dem reichen Erben Kredit gegeben hatten?

Ja, was denn weiter? Er wollte sie ja nicht um ihr Geld betrügen. Sie müßten nur warten.

Sie überlegte einen Augenblick. Dann sagte sie bestimmt:

»Aber du mußt fort aus Kopenhagen.«

Dieses Mal entdeckte sie das »Du«. Sie wurde rot, wiederholte den Satz mit »Sie«, mußte aber im selben Augenblick lächeln.

»Bitte, nein,« bat er und faßte nach ihrer Hand, »wir haben uns ja früher auch geduzt.«

Sie betrachtete ihn mit einem festen und prüfenden Blick, gab ihm aber nicht die Hand. Dann legte sich das zärtliche oder wehe Lächeln um ihren Mund.

»Gut, sagen wir du,« sagte sie einfach.

»Dann ist da noch meine Wirtin,« sagte er, »Frau Henrichsen. Und das ist das Schlimmste. Denn sie ist arm.«

»Wieviel schuldest du ihr?«

»Fünfundachtzig Kronen.«

Sie ließ einen Augenblick ihren Blick ins Weite schweifen, als rechne sie.

»Die kann ich dir leihen!« sagte sie dann ohne weiteres.

Svend blickte sie erstaunt an. Was sollte er sagen? Er hatte Lust, ihre weiße Hand in die seine zu nehmen, weil sie so warm an seinem Elend teilnahm.

Aber sie ließ ihm keine Zeit zum Danken.

Sie studierte sein Gesicht, während sie ihn verwundert anblickte.

»Was willst du eigentlich in diesen staubigen Kontoren?« sagte sie.

»Das ist doch mein Fach.«

»Wenn man so viel gelernt hat wie du, muß man doch auch was anderes können. Kannst du Sprachen?«

»O ja!« Er lächelte über ihren Eifer. »Englisch kann ich am besten. Ich bin sehr gut durchgekommen, als ich in London war.«

Sie griff das Wort auf.

»Kennst du jemanden in London?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich war mal beim Gesandten zum Diner. Aber sonst« – er hielt bei der Erinnerung an alte Tage inne; dann fügte er mit einem bitteren Lächeln hinzu: »Richtig – ich kenne auch noch den Portier eines Hotels – er war in Kopenhagen gewesen – ich war eines Abends Gast in seinem Hause.«

Ihre Augen wurden dunkel. Sie erhob sich und ging mit raschen Bewegungen durchs Zimmer, als würde ihr das Denken leichter beim Gehen.

Mitten im Zimmer wandte sie sich zu ihm um, umfaßte die goldene Uhrkette mit beiden Händen und sah ihn fest mit ihren blauen Augen an.

»Reise nach London!« sagte sie.

Er blickte erstaunt auf.

»Das Reisegeld – und der Aufenthalt?«

Sie antwortete nicht, fuhr nur fort, seinen Blick festzuhalten, damit er ihr nicht ent schlüpfen sollte.

»Meinst du, daß ein dänischer Assessor in London etwas wert ist?«

»Ach was, Assessor!« sagte sie geringschätzig, »es ist dein Fehler, daß du zu viel gelernt hast. Alles, was du

dir zusammenstudiert hast, ist ja nur eine Fessel um dein Bein.«

Er erhob sich überrascht.

Seltsam, daß sie das, was ihm in den letzten Tagen, während er Brennholz in seinem Garten sägte, so un- deutlich vorgeschwebt hatte, ganz ruhig und ohne Um- schweife aussprach.

»Wenn du ein ganz gewöhnlicher Arbeiter oder Handwerker wärest, so würdest du dich nicht so her- eingerudert haben. Ihr sitzt und studiert in euren vier Wänden, während das Leben euch zwischen den Fin- gern hindurchschlüpft. Und wenn ihr zufällig eines schönen Tages ins Leben hinausgestoßen werdet und euch selbst oben halten sollt, dann zappelt ihr wie ein junger Hund, der ins Wasser fällt.«

Was sagte sie da – so einleuchtend und selbstver- ständlich?

Seine Augen starrten sie groß und rund an.

Woher kamen ihr diese Worte? Das war es ja, was auf dem Grund seiner nächtlichen Seufzer gezittert, was er aber nicht hatte ans Tageslicht ziehen können, weil soviel Staub, so viele Schichten jahrelanger Vorurteile darauf gelegen hatten.

Sie sprach sich warm, wie sie da vor ihm stand und an ihrer goldenen Kette zerrte.

»Glaubst du, daß das Leben sich etwas aus deiner Gelehrsamkeit macht? Was ist sie wert, wenn sie dir nicht mal zum täglichen Brot verhelfen kann, sobald

du mit einem deiner dummen Bureaumenschen aneinander gerätst? Glaube mir, die neue Zeit, der wir entgegengehen – das neue Jahrhundert –, fragt nicht mehr nach Examen, sondern danach, was ein Mann unter Männern wert ist.«

Sie betrachtete ihn von oben bis unten, seine Gestalt, seine Hände, als wolle sie ihn taxieren.

»Du hast es nicht gelernt, deine Hände zu gebrauchen, das ist klar – aber du bist sprachgewandt, bist groß und schlank und hast ein nettes, gebildetes Wesen.«

Sie bekam eine Idee. Wie ein Funke, der Feuer fängt, so huschte das zärtliche oder wehe Lächeln über ihr Gesicht.

»Portier – ja – das wäre etwas für dich. – Portier!«

Svend sah sie an. Verhöhnte sie ihn in seinem Elend.

»Portier?« fragte er unsicher.

»Ja – Portier!«

Sie trat ganz nah an ihn heran und blickte ihm so fest ins Auge, daß er ihr nicht zu entflüpfen vermochte.

»Warum willst du dich hier in Dänemark verhöhnen und hunzen lassen? Pfeife ihnen ein Stück und stürze dich kopfüber ins Leben hinein! – Ja, das rate ich dir, Svend! – Reise morgigen Tages nach London! Keine lange Bedenkzeit. Glaube mir, ich kann dir ansehen, daß du ganz krank bist vor Überlegen und Prüfen, ob

das ehrlich genug ist und das groß genug und das dritte – hu! – ich wäre schon längst verrückt geworden, wenn ich du gewesen wäre.«

Svends Herz klopfte heftig; er hatte sich höher aufgerichtet. Sie lächelte wieder, weil sie den Knaben von damals jetzt wiedererkannte.

»Portier?« Er sah das große Hotel und den distinguierten Herrn vor sich, der gegen alle so höflich gewesen war und sein Hausboot auf dem Fluß hatte. Es war ein lächelndes Bild, das da vor ihm auftauchte.

Sie sah, wie es in ihm Wurzel schlug und beeilte sich, nachzuhelfen.

»Ich sage dir, darin liegt eine Zukunft. Wer sich auf solche Weise emporgearbeitet hat, der wird ein reicher Mann, während andere, Akademiker, es zu nichts weiter bringen, als andere anständige Leute über den Kopf anzusehen. Sie erlangen mit knapper Not gerade das, was sie zum Leben brauchen – und einen noblen Titel kurz bevor sie sterben. Aber weder Reichtum noch Macht.«

Da merkte sie, daß er an seine Zukunftsträume dachte, die sich nicht so in Geld werten ließen.

»Und wenn du dich erst in England emporgearbeitet hast,« fuhr sie fort, »dann kehrst du zurück und kannst deinem Lande noch immer nützen.«

»Portier!« wiederholte er.

»Findest du es vielleicht schöner, übermorgen um Verzeihung zu bitten und einen Knochen zugeworfen

zu bekommen, von dem du weder leben noch sterben kannst? Pfui!«

Sie warf den Kopf verächtlich in den Nacken und nahm ihre Wanderung durch die kleine Stube wieder auf.

Zum erstenmal seit dem Tage bei Doktor Fratz begann es für ihn zu dämmern. Es war, als habe sie ihn mit ihren starken Armen von der Bürde befreit und ihm gezeigt, wie wenig sie des Tragens wert gewesen sei.

»Lisbeth!« sagte er und trat neben sie, ohne zu wissen, was er von ihr wollte.

Sie aber dachte: Wird er jetzt alles zwischen uns beiden verderben, indem er mich küssen will – er ist ja ein Mann und hat sich gewiß lange keinem Weib genähert. Deshalb zog sie sich von ihm zurück und stand fest und abweisend auf ihren Füßen.

»Aber das Reisegeld – und der Aufenthalt für die erste Zeit?« sagte er; das hatte sie ja vergessen.

»Das kann ich dir leihen!«

Es ist wie ein Traum. Er sieht sie zur Kommode gehen und ein Sparkassenbuch herausnehmen, in dem viele Scheine liegen. Sie hat das Geld heute gehoben, für ein Mobiliar, das sie sich zusammengespart hat; aber das kann warten.

»Bitte! Hier ist das Geld für deine Wirtin. Und hier sind zweihundert Kronen für die Reise und die ersten Tage in London.« Plötzlich fällt ihr etwas ein – »Du hast doch deinen Frack? Den kannst du nicht entbehren?«

Denn sie denkt bei sich: gesetzt, er wird Kellner; aber sie spricht es nicht aus, dazu ist sie zu klug.

Er errötet bis an die Stirn. Wie sie das Leben kennt und an alles denkt!

»Wieviel?«

»Fünfundzwanzig Kronen!«

»Schön. Dann schuldest du mir alles in allem dreihundert und zehn Kronen. Die schickst du mir, sobald du dir etwas verdient hast.«

Sie sieht ihn fest an, ohne eine Spur von einem Lächeln.

Als sie ihm aber das Geld reicht, wagt er es nicht anzunehmen. Er schüttelt den Kopf und tritt einen Schritt zurück.

Das Geld nehmen, das sie sich im Schweiß ihres Angesichts erarbeitet hat, während ihm von anderen geholfen worden ist – vom Kinde zum Studenten – vom Studenten zum Assessor – bis er jetzt alles zugesetzt hatte!

Nein – nein! Er konnte ihr Geld nicht nehmen.

»Unsinn, Svend!«

Sie reichte es ihm von neuem.

»Ich kann nicht, Lisbeth!«

Erst stampft sie heftig auf den Fußboden. Dann wird sie betrübt und sagt mit dem zärtlichen oder wehen Lächeln und mit dem tiefen Klang in der Stimme:

»Nimm es meinetwegen, Svend!«

»Deinetwegen –?« fragen seine Augen.

»Ich will wissen, ob du etwas taugst.«

Jetzt ist es gesagt. Er betrachtet sie und das Geld in ihrer Hand; aber sie gibt ihm nicht mehr Worte.

Da nimmt er die Scheine, steckt sie zu sich, faßt ihre weiße Hand und sieht sie mit einem bittenden und fragenden Blick an.

Sie läßt ihre klaren Augen eine Weile in den seinen ruhen. Sie zieht ihn durch ihren Blick zu sich heran und hält ihn doch gleichzeitig in Abstand. Dann zieht sie behutsam ihre Hand zurück.

»Nein!« sagt sie mit ihrem Lächeln.

»Wann denn?« fragt er ohne Worte.

»Ich will erst wissen, ob du etwas taugst.«

Sie wendet sich ab und schließt die Kommode.

Er weiß nicht, ob er gehen oder bleiben soll.

»Du mußt jetzt lieber gehen!« sagt sie, ohne sich umzuwenden.

»Soll ich gehen?«

»Nein – wir wollen erst auf ein glückliches neues Jahr anstoßen!«

Sie zieht ihre Uhr zwischen zwei Knöpfen der strammsitzenden Taille hervor – es sind nur wenige Minuten von dem alten Jahrhundert noch übrig. Dann nimmt sie eine Flasche Portwein und zwei Gläser aus dem Schrank.

Nachdem sie eingeschenkt hat, öffnet sie die Tür zum Balkon. Sie treten hinaus. Es ist mild und sternklar. In der Allee ist es ganz still, aber aus der Ferne

dringt der Neujahrslärm zu ihnen. Sie sitzen auf dem Balkongitter und warten mit den Gläsern in der Hand.

Die Uhr schlägt zwölf. Alle Kirchenglocken der Stadt beginnen das neue Jahrhundert einzuläuten, sie begrüßen eine neue Zeit und eine glückliche Zeit.

»Ein glückliches neues Jahrhundert!« sagt sie und stößt mit ihm an.

Sie leeren ihre Gläser bis auf den Grund, während ihre Blicke ineinander ruhen.

»Lisbeth,« fragt er und faßt wieder ihre Hand, »darf ich dich etwas fragen?«

Sie nickt.

»Weshalb hattest du deinen Knaben Svend genannt?«

»Ach, das war ein Traum!« sagt sie und zieht ihre Hand an sich.

»Gute Nacht, Svend!«

»Gute Nacht, Lisbeth!«

Als er über den stillen Weg geht, wo der Kies unter seinen Füßen knirscht, sitzt sie noch oben auf dem Balkon und blickt hinab.

»Glückauf!« flüstert sie auf seinen Weg hinab.

Sie bleibt auf dem Balkon, bis sie ihn nicht mehr sehen kann.

Dann klirrt die Glasscheibe ihrer Tür durch die Nacht. Und während die Glocken läuten, wandert er mit Morgengrauen im Herzen in das neue Jahrhundert hinein.

68. KAPITEL

Er kam nachmittags mit dem Zuge nach Aaberg.

Ein dicker, gelber Nebel lag über dem Hafen und erstickte alles Licht und Leben, so daß der Dampfer nicht abfahren konnte.

Die Passagiere mußten an Bord bleiben, um besseres Wetter abzuwarten. Aber es wurde Abend und Nacht, ohne daß sich ein Luftzug rührte. Der Nebel herrschte unentwegt über Land und Meer.

Svend warf sich unruhig in seiner engen Koje hin und her. Er fuhr zweite Kajüte.

Er erinnerte sich seiner vorigen Reise nach London, als er voller Erwartung auf dem Deck der ersten Kajüte auf und ab spazierte und den Himmel voller Geigen hängen sah.

Dann aber unterdrückte er seine Gedanken – er hatte ja gelernt, daß sie es waren, die ihn irre führten – biß die Zähne zusammen, dachte an Lisbeths seltsame Worte, die an etwas auf dem Grunde seiner Seele gerührt hatten: »Ich will wissen, ob du etwas taugst!« – und schlief schließlich ein.

Am Morgen war der Nebel noch so dicht, daß man kaum die Schuppen auf dem Kai unterscheiden konnte.

Er ging mit den anderen Passagieren an Land, tastete sich über die Schleusenbrücke und folgte der langen Mole bis zur Spitze. Dann ging er auf der Innenseite zurück, wo dicht bei dicht Fischerboote lagen, die ihre nebelfeuchten Segel gehißt hatten und auf Umschlag

im Wetter warteten, während die Fischer sich in kleinen Gruppen auf dem Kai herumtrieben.

Da waren alte verwitterte Gesichter, wie er sich ihrer von der Fischerdeputation aus Sandöre erinnerte, aber auch ganz junge Burschen, deren gutmütige, treuherzige Kindergesichter in drolligem Gegensatz zu ihren schweren Gliedern und langsamen Bewegungen standen.

Es kam ein strammer und verfaulter Geruch vom Meere her. Ein Hafenangestellter, der damit beschäftigt war, Signallaternen im Brückenhaus zu hissen, sah Svend auf dem Bollwerk stehen und diesen Geruch prüfend durch die Nase ziehen.

»Ja, so riecht es hier immer!« sagte er, »das kommt von all dem Abfall und den toten Fischen, die die Fischer über Bord werfen. Die liegen hier und verfaulen.«

Svend gab seiner Verwunderung Ausdruck.

»Ja, was sollen sie denn sonst mit dem Abfall machen?«

Ob hier denn kein Abfluß sei?

Nein, das sei ja gerade das Unglück. Das Wasser müsse denselben Weg zurück zwischen den Brückenköpfen – wo es hereinkäme.

Svend meinte, daß durch eine Öffnung weiter unten in der Mole und durch den Werfthafen auf der anderen Seite Strom geschaffen werden könne.

Freilich, aber darauf wollte der Werftbesitzer sich nicht einlassen und er sei selbst technisches Mitglied im Stadtrat.

Wie konnten da die Fische in den Fischkästen frisch gehalten werden?

Ja, damit hätte es auch seine liebe Not. Sie wurden matt im Fleisch und starben bald.

Aber das sei ja eine sinnlose Kapitalverschwendung!

Der Hafenangestellte zuckte die Achseln: So sei es von jeher gewesen.

Svend sah hier zum erstenmal ein Stück von der Wirklichkeit, nach der er sich so gesehnt hatte, als er mit dem Fischereigesetz beschäftigt gewesen war.

Er gedachte der beständig einlaufenden Klagen, bald über dieses und bald über jenes, und dachte mit einem Seufzer daran, wie sehr er gewünscht hatte, sich an Ort und Stelle von den Verhältnissen zu überzeugen, um den Fischern zu helfen.

Jetzt war es zu spät. Der Weg war versperrt. Die Sache ging ihn nichts mehr an.

Gegen Mittag kam ein Wind aus Nordwest auf. Der Nebel wurde zu weißen Wolken zusammengeballt und klebte sich an die Häuser am Lande, bis der Wind sie auch dort wegfegte.

Die Schiffsglocke mahnte, und die Passagiere eilten an Bord.

Svend war abermals in London.

Er fand den Weg zum Hotel und erinnerte sich seiner Eindrücke von damals. Als er aber des Einganges zum Hotel ansichtig wurde und daran dachte, daß die nächsten fünf Minuten für sein zukünftiges Leben entscheidend sein würden, mußte er seinen ganzen Mut zusammennehmen, um nicht umzukehren.

Er duckte sich unwillkürlich, als er an dem Groom vorbeiging, der ihm die Tür öffnete. Dann biß er die Zähne zusammen, fest entschlossen, dem Augenblick wie ein Mann entgegenzutreten.

Aufrechten Ganges schritt er auf die offenstehende Tür der Glasloge zu.

Ein junger Mann erhob sich und fragte höflich, wen er zu sprechen wünsche.

»Mr. Johnstone.«

Der Inspektor frühstücke, würde aber gleich wieder hier sein. Ob er so freundlich sein wolle, solange Platz zu nehmen.

Svend dankte und blieb stehen.

Kurz darauf hörte er die klare, angenehme Stimme in der Halle, deren er sich so gut erinnerte.

Er sah, wie der junge Mann sich über die Tonbank beugte und ihm etwas sagte. Im nächsten Augenblick stand Mr. Johnstones schlanke, tadellose Gestalt vor ihm, glattrasiert, das dunkle Haar fest an den Kopf gebürstet, mit seinen ehrerbietig wohlwollenden Augen und dem scharfen, energischen Mund.

Svend nannte seinen Namen.

Mr. Johnstone ließ seinen Blick einen Augenblick aufmerksam auf Svends Gesicht ruhen. Dann tauchte ein plötzliches Wiedererkennen in ihm auf.

»Wie geht es Ihnen?« fragte er lächelnd und drückte Svend die Hand.

Jetzt galt es. Er fühlte selbst, wie seine Züge sich strammten, und merkte, wie sein veränderter Ausdruck sich in Mr. Johnstones Gesicht spiegelte.

»Es ist mir schlecht gegangen!« sagte er leise, damit der junge Mann am Pult ihn nicht hören konnte, »ich habe mein Vermögen verloren und kann es in meinem eigenen Lande nicht mehr aushalten.«

Bei dem Wort »Vermögen« wurde Johnstones Gesicht kalt und verschlossen, nur die Höflichkeit war noch geblieben.

»Was wünschen Sie?« fragte er kurz, als Svend eine Pause machte, um Mut zu sammeln.

Er fühlte, daß der Versuch mißglückt war, bevor er noch gesprochen hatte. Mit einer verzweifelten Anstrengung brachte er dennoch die Worte hervor:

»Ich wollte Sie fragen, ob Sie vielleicht hier im Hotel für mich Verwendung haben. Ich bin sprachgewandt und verstehe mich auf Buchführung. Ich habe die Absicht, in Ihr Fach überzugehen.«

Mr. Johnstones Blick musterte ihn kurz und scharf, während seine Hand an die Uhrtasche griff. Ein halb mitleidiges, halb erstauntes Lächeln legte sich einen

Augenblick um seinen schmalen Mund und entzündete einen Hoffnungsschimmer in Svends Herzen.

»Es tut mir leid, Mr. – äh –« er suchte einen Augenblick vergeblich nach Svends Namen –, »aber wir haben leider keine Verwendung für Ihre ausgezeichneten Kenntnisse.«

»Sie brauchen nichts zu befürchten!« beeilte Svend sich zu sagen, da er annahm, daß Johnstone ebenso wie Lisbeth meinte, daß seine akademische Ausbildung eine Fessel sei, die ihn unpraktisch und anspruchsvoll mache. »Ich habe mit meiner ganzen Vergangenheit abgeschlossen und bin bereit, ganz von unten anzufangen.«

Ohne darüber nachzudenken, hatte er sich der Worte Geheimrat Weltens bedient.

»Gestatten Sie mir nur, dem Portier zur Hand zu gehen und das Fach zu erlernen!« beeilte er sich hinzuzufügen, als Mr. Johnstones Zögern ihm von neuem Hoffnung machte.

Der Inspektor betrachtete ihn noch einmal scharf, überlegte kurz und sagte dann in einem entscheidenden Ton, indem er sich zum Gehen wandte:

»Es tut mir leid, aber das Hotel nimmt keine Lehrlinge an.«

Eine plötzliche Mutlosigkeit machte Svends Augen bleich.

Mr. Johnstone sah es und zögerte einen Augenblick.

»Sagen Sie mir dann wenigstens, wo ich ein billiges Logis finde und in die Lehre kommen kann.«

Aus der Halle ertönten jetzt laute Stimmen.

Ein Herr und zwei Damen standen gestikulierend am Fuße der Treppe und versuchten sich verständlich zu machen.

Mit einem »Entschuldigen Sie!« ließ der Inspektor Svend stehen und trat zu den Gästen.

Aber er hatte nicht mehr Glück, obgleich er es sowohl mit Französisch wie mit Deutsch versuchte.

Svend hörte, daß die Fremden Schweden seien. Der Herr wollte die Adresse eines Arztes und einer Masseurin wissen.

Die eine der Damen hatte Ischias und mußte massiert werden.

Eine Chance, dachte Svend, die er ergreifen wollte!

Er trat an Mr. Johnstone heran und erklärte ihm, was die Fremden wünschten. Er bemühte sich, den Fremden gegenüber eine artige Zuvorkommenheit zu entfalten, denn dies war ja wie eine Probe, die er zu bestehen hatte.

Die Fremden freuten sich, daß sie endlich verstanden wurden und der Herr, der Svend für einen Angestellten des Hotels hielt, klopfte ihm auf die Schulter und bat, sich in Zukunft an ihn wenden zu dürfen.

Als die Fremden gegangen waren, sagte Svend ernst zu Mr. Johnstone:

»Ein wenig Nutzen könnte ich doch vielleicht tun!«

Johnstone überlegte einen Augenblick, sagte dann »*please*« und ging voran in die Glasloge. Dort unterhandelte er leise mit dem jungen Mann am Pult, der Svend einen raschen Blick zuwarf, darauf in einem Buch nachsah und einen Nummernplan über die Zimmer des Hotels zu Rate zog.

Der Inspektor sagte »*well*« und nickte, ging darauf auf Svend zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

»Sie können ein kleines Dienerzimmer in der obersten Etage bekommen und Frühstück am Tisch der Angestellten, wenn Sie dem Portier zur Hand gehen oder hier im Bureau Hilfsdienste leisten wollen. Sie müssen die Arbeit nehmen, wie sie fällt, bis wir sehen, was Sie taugen. Wollen Sie?«

»Mit Vergnügen!« sagte Svend und dankte Mr. Johnstone, der dem Hausknecht klingelte, ihm kurz Bescheid gab und Svend aufforderte, mit dem Bediensteten-Lift nach oben zu fahren.

69. KAPITEL

Die Stube, in der Svend schlief, lag unmittelbar unterm Dach und bekam von einer Milchglasscheibe in der Decke Licht. Wenn es regnete, konnte er bei dem Prasseln der Regentropfen kaum einschlafen.

Sein Nachbar, hinter einer dünnen Bretterwand, war ein junger Kellner, der selten vor zwei Uhr zu Bett kam. Dann warf er seine Stiefel mit einem Krach vor die Tür,

entkleidete sich unter Schnaufen und Schimpfen und verfiel sofort in einen schnarchenden Schlaf.

Um sechs Uhr ging der Hausknecht von Tür zu Tür und weckte.

Svend war immer zu rechter Zeit unten. Es galt ja, jede Arbeit so pünktlich wie möglich zu verrichten.

Er verbrachte die meiste Zeit des Tages in der Halle, nahm Aufträge entgegen oder wies Zimmer an, wenn der Portier beschäftigt war. Hin und wieder rief der junge Mann hinter der Glaswand ihn herein, trug ihm auf, eine Seite im Hauptbuch zusammenzuzählen oder eine Rechnung auszustellen.

Anfangs fiel es Svend schwer, weil er die besondere Hotelbuchführung nicht kannte, und er hatte gleich eingesehen, daß er auf niemandes Wegweisung rechnen könne. Alles, was gelernt werden sollte, mußte er erraten.

Sowenig Worte wie möglich, das schien das Prinzip in diesem Fach zu sein. Es war, als ob die Angestellten zum Ersatz für all die überflüssigen Worte, die sie an beschwerliche und weitschweifige Fremde verschwenden mußten, sich gegenseitig ausschwiegen.

Svend konzentrierte seine Gedanken auf seine Arbeit. Der Tag ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. Er erinnerte sich noch Mr. Johnstones Geschäftsgeheimnis von seiner früheren Reise her: Jedem Gast vollkommen zur Verfügung zu stehen, solange man mit ihm zu tun hatte.

Mehrere Male hatte er Gelegenheit, seine Liebenswürdigkeit in Mr. Johnstones Gegenwart zu entfalten, aber es wurde ihm nie klar, ob er den Beifall des Inspektors gewann. Johnstone war immer höflich, behandelte ihn aber nicht anders als die übrigen Angestellten. Svend sah wohl ein, daß es so in jeder Beziehung das beste sei; dennoch berührte es ihn anfangs wie eine Demütigung.

Nachdem ein Monat vergangen war, wurde der eine Portier krank, und Johnstone trug Svend auf, seine Stellung vertretungsweise zu übernehmen.

Es wurde sehr anstrengend. Er hatte abwechselnd Tag- und Nachtdienst. Da es ihm aber selbst trotz größter Wachsamkeit, bei seiner eigenen Fremdheit, unmöglich war, den Fremden genügende Auskunft über die verwickelten Verkehrsverbindungen der ungeheuren Stadt zu geben, so passierte es ihm mehrere Male beim Nachtdienst, daß er sich irrte und für die Folgen verantwortlich gemacht wurde.

Als infolgedessen ein französischer Geschäftsreisender, dem er einen verkehrten Bahnhof angegeben hatte, seinen Zug verfehlte und in seiner Wut das Hotel dafür verantwortlich machte, rief Mr. Johnstone Svend zu sich und sagte ihm, daß er ihn nicht als Portier gebrauchen könne, jedenfalls vorläufig noch nicht.

Dagegen erhielt er auf Grund seiner Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit im Rechnungswesen das Amt, die Einkäufe zu kontrollieren.

Morgens um fünf Uhr fuhr er mit dem Materialwagen zum Fisch- und Gemüsemarkt, notierte, was eingekauft wurde, und trug die Verantwortung dafür, daß alles, was aufgeschrieben war, auch richtig im Hotel abgeliefert wurde.

Jetzt bekam er Kost und einen Wochenlohn. Aber die Arbeit war auch viel mühsamer als seine frühere – und unangenehmer. Denn er mußte früh und spät auf dem Posten sein, und dadurch machte er sich unbeliebt, sowohl bei den Lieferanten, die gewohnt waren, den Einkäufern Angeld zu geben, als auch bei den Leuten des Hotels, die jetzt nicht mehr wie sonst etwas für ihren privaten Haushalt beiseite bringen konnten.

Sie versuchten ihm Fallen zu legen, wälzten jeden Fehler, der begangen wurde, auf ihn ab, und machten sich auf alle Weise seine Fachkenntnis zunutze.

Es glückte ihnen auch häufig, seine Rechnung in Unordnung zu bringen; aber sein guter Wille und seine Umsicht machten, daß Mr. Johnstone sich fest auf seine Ehrlichkeit verließ und ihn in seiner Arbeit unterstützte.

Manche Nacht warf er sich todmüde auf sein Bett, verzweifelt über seine freudlose Einsamkeit zwischen Menschen, die in allem, außer robuster Arbeitskraft, tief unter ihm standen.

Er gelobte sich, daß er dieser Tätigkeit, die noch dazu schlecht besoldet war, bei der ersten besten Gelegenheit den Rücken kehren wollte.

Es mußte doch kleinere Hotels geben, wo die Ansprüche, die an einen Portier gestellt wurden, nicht größer waren, als daß er sie bereits jetzt bewältigen konnte.

Der eine graue Morgen löste den anderen ab, nur unterbrochen von der schläfrigen Ruhe des Sonntags, der fast noch unerträglicher war als die Werkstage, weil die Untätigkeit Gedanken heraufbeschwor.

Er hatte sich selbst gelobt, daß er Lisbeth nicht schreiben wolle, bevor er ihr das Geld schicken konnte. Dennoch saß er mehrere Male des Sonntags mit der Feder in der Hand und dachte an ihre seltsame, wie vom Schicksal bestimmte Begegnung am letzten Abend des alten Jahrhunderts. Aber er brachte es nie weiter als zu »Liebe Lisbeth!« Dann erhob er sich mißmutig und riß den Bogen entzwei.

Seiner Mutter aber hatte er gleich geschrieben, als Mr. Johnstone ihn engagiert hatte. Er schrieb, daß er fortgereist sei, weil die Verhältnisse in Dänemark ihm zu eng geworden seien. Sie solle sich nicht ängstigen, es ginge ihm gut und er sei im Begriff, einen ganz neuen Weg einzuschlagen.

Er bekam Antwort aus dem »Witwenhaus«, in das sie bereits eingezogen war.

Der Brief war voller Besorgnis für seine Zukunft. Sie bat ihn, nach Hause zu kommen. Jetzt, wo sie freie Wohnung und die 800 Kronen im Jahr habe, könne sie

ihm sehr gut helfen, besonders da Gerda ihr Examen ausgezeichnet bestanden und bereits eine Stellung als Hilfslehrerin bekommen habe.

Svend war tief gerührt über ihren Brief, aber er war fest entschlossen, sie nicht um Geld zu bitten, wie es ihm auch gehen würde. Sie hatte seinetwegen Kummer genug gehabt.

Er schrieb darum einen sehr vergnügten Brief nach Hause, daß er alles habe, was er brauche, und daß er hoffe, sie in nicht zu langer Zeit im »Witwenhause« besuchen zu können.

70. KAPITEL

Eines Morgens, als Svend und der Einkäufer wie gewöhnlich auf dem Billingsgate-Markt von Tisch zu Tisch gingen, kam ein junger, gut gekleideter Herr auf sie zu und richtete einige Worte an den Einkäufer, der ihn zu kennen schien.

Als Svend hörte, daß der junge Mann Johnstones Namen nannte, nahm er ihn näher in Augenschein. Ihm war, als kenne er die feingezeichneten, schrägen Augenbrauen, das gelbliche Gesicht, die großen, klugen Augen.

Im selben Augenblick, als er feststellte, daß der junge Mann ein Chinese sei, wußte er, daß er Mr. Johnstones Chinaboy vor sich hatte. Der Knabe war jetzt ein geschmeidiger Jüngling, mit einem selbstbewußten und beherrschten Ausdruck in Blick und Haltung.

Svend begrüßte ihn und erinnerte ihn an seinen Besuch auf dem Flusse.

Mr. Chanfoe betrachtete ihn aufmerksam, nickte und lächelte mit seinen schmalen Lippen; Svend aber hatte doch den Eindruck, als ob er sich seiner in Wirklichkeit nicht erinnern könne. Es war jetzt, ebenso wie damals, etwas einschmeichelnd Liebenswertes im Gesicht des Chinesen, das Svend anzog.

Er gedachte der mütterlichen Gefühle Mrs. Johnstones für ihn und der Liebe des Knaben für sie. Und als er hörte, daß Chinaboy jetzt sein eigenes kleines Hotel in Eastend habe, für Gentlemen aus den Kolonien, wie er sich ausdrückte, da beeilte er sich zu sagen, daß er eine Stellung als Portier in einem kleinen Hotel suche.

Chanfoe betrachtete ihn mit einem plötzlichen Wechsel im Ausdruck, der seine Rasse verriet. Er wolle gelegentlich daran denken, sagte er.

Sie trafen sich noch mehrmals auf dem Markt, wo Chanfoe persönlich seine Einkäufe machte.

Svend merkte, daß die Augen des Chinesen ihm beständig folgten, bis er sich ihm eines Tages näherte und fragte, ob er Lust habe, zu ihm zu kommen.

Der Chinese erzählte, daß sein Hotel klein sei und meistens Leute beherberge, die mit den großen China- und Ostindienfahrern in den Docks von Eastend lägen.

»Sehr anständig,« versicherte er mit ernstesten Augen. Es kämen Offiziere der Schiffe, Leiter der europäischen Faktoreien in den chinesischen Hafenstädten,

Leute aller Nationen, auch einzelne reiche Chinesen, die mit seinem Vater in Schanghai in Geschäftsverbindung stünden. Aber alle »sehr anständig«.

Svend bat sich bis zum nächsten Tag Bedenkzeit aus.

Als er mit Johnstone darüber sprach, merkte er gleich, daß der Chinese sich nach ihm erkundigt habe.

Zum erstenmal erwähnte Johnstone etwas von seinen Familienverhältnissen.

»Seit dem Tode meiner Frau,« sagte er, »sehe ich Chanfoe nur selten. Er hat das Hotel in Eastend im vorigen Jahr von einem Freunde seines Vaters, der nach China zurückkehrte, übernommen. Ich will Ihnen weder ab- noch zuraten. Chanfoe ist ein tüchtiger Mensch und das Geschäft ist sicherlich gut. Aber ob es für Sie paßt, das weiß ich nicht. Sie können es ja versuchen.«

Svend verstand, daß kein herzliches Verhältnis zwischen Johnstone und seinem früheren Mündel herrschte; aber er wollte nicht fragen.

Als er tags darauf Mr. Chanfoe wieder traf, schlug er ein. Er sollte volle Kost bekommen, aber keinen Lohn außer den Trinkgeldern.

Mr. Chanfoes Hotel lag weit draußen in Commercial Street und hieß: »Old Swan«.

Es war ein graues Gebäude mit zwei Stockwerken, deren Fenster weit auseinander lagen und mit ihren gleichartig gemusterten Stores einen vornehmen Eindruck in dem sonst einfachen Viertel machten.

Über der Tür prunkte aus alten Tagen ein in Holz geschnitzter Schwan, dessen Vergoldung die Zeit geraubt hatte.

Es war ein Hotel, in dem nie ein Geräusch laut wurde. Dicke Teppiche bedeckten die Fußböden und Korridore. Die elektrischen Lampen waren mit matten Kugeln bedeckt und bunte, undurchsichtige Fensterscheiben führten zu dem dunklen Hof hinaus, in dem nie ein Mensch zu sehen war.

In dem ganzen Hotel gab es nicht einen einzigen weiblichen Dienstboten. Außer Svend, der abwechselnd mit Chanfoe selbst den Portierdienst versah, waren ein alter Oberkellner und der Hausknecht Jack die einzigen Europäer. Sonst waren alle Angestellten des Hotels Chinesen. Junge, schweigsame Leute, die Mr. Chanfoe glichen, mit verschlossenen Gesichtern und einem freundlichen, selbstbewußten Lächeln für jeden.

Alle Kunden des Hotels schienen Stammgäste zu sein. Leute verschiedenartigen Standes und aus allen Nationen, aber mit einem gemeinsamen Stempel: alle standen sie auf irgendeine Weise mit ostasiatischen Ländern in Verbindung.

Da waren Kapitäne; wuchtige, schweigsame Leute mit wettergebräunten, von Seemannsbärten umrahmten Gesichtern. Da waren Angestellte aus englischen Handelshäusern in Schanghai, die sich auf Urlaub oder in Geschäften in London aufhielten. Leute mit einer seltsam vergilbten Haut und seltsam unruhigen Augen.

Hin und wieder ein Chinese von hohem Rang, dessen Aufwartung Mr. Chanfoe selbst übernahm.

Aber außer diesen Gästen aus der Fremde gab es auch Besucher, die aus der Stadt kamen und nichts außer einer Handtasche bei sich hatten.

Sie kamen in regelmäßigen Zwischenräumen in der Dämmerung angefahren, bekamen ihre bestimmten Zimmer und blieben nur eine oder zwei Nächte. Es war leicht zu durchschauen, daß der Name, den sie angaben, fingiert war; und Svend lernte bald, daß am liebsten gar nicht gefragt werden sollte; er konnte einen Namen nach Belieben einschreiben.

Vereinzelte Damen waren dazwischen. Sie kamen nach Dunkelwerden mit einem Wagen, glitten dichtverschleiert an der Portierloge vorbei und wurden von Chanfoe, der sie kannte und erwartete, in ein Zimmer geleitet.

Es dauerte einige Tage, bis es Svend, der sein Zimmer hinter der Portierloge hatte, klar wurde, was eigentlich die Anziehungskraft dieses abgelegenen Hotels ausmachte.

Vom Hotel führte eine Hintertür und ein enger Korridor zu einer Bar, die ihren eigentlichen Eingang von einer Seitenstraße hatte.

Svend war an einem der ersten Tage dort hineingegangen, um einen Porter zu trinken. Er wunderte sich, wie ungemütlich leer es in dem halbdunklen Raum

aussah, von dem doch so viele der Gäste durch die Hintertür angezogen wurden.

Hinter der Schenke stand ein Chinese und trocknete Gläser. Er betrachtete Svend mit demselben schweigend freundlichen Lächeln, das allen Leuten Chanfoes eigen war, und schien überrascht, als Svend einen Porter verlangte.

Als der Chinese aber eine Luke in der Wand öffnete, um eine Whiskyflasche hindurchzuschieben, konnte Svend aus einem dahinterliegenden Zimmer Stimmen unterscheiden.

Da kam ihm der Gedanke, daß die Bar und die Schenke ein Schirmbrett für ein Opiumhaus sei.

Im selben Augenblick wurde ihm alles klar. Mr. Chanfoe besaß auch dieses Haus. Es war die Opiumkneipe, die seine ostasiatischen Gäste aufsuchten und die englischen Gesetze ihn zu verbergen zwangen.

Svend ließ Mr. Chanfoe verstehen, daß er alles erraten habe.

Der Chinese leugnete nichts, lächelte nur und wiederholte sein »sehr anständig«.

Die Entdeckung reizte Svends Neugierde, beunruhigte ihn aber gleichzeitig, obgleich er zugeben mußte, daß es wirklich ein sehr anständiges Hotel sei.

Es kam vor, daß ein Gentleman durch die Hintertür der Bar getaumelt kam und die teppichbelegte Treppe zu seinem Zimmer hinaufschwankte; aber es war ein

stummer Rausch, der mehr an Krankheit als an Trunksucht gemahnte.

Oder einer der chinesischen Kellner aus der Bar mußte in der Nacht einem der Gäste hineinhelpfen, der wie eine lebende Leiche an seinem Arm hing.

Es waren immer dieselben Gäste, denen dies in gewissen Zwischenräumen, wie ein periodischer Krankheitsanfall, passierte. Aber nie gab es Zänkereien oder Auftritte unangenehmer Art.

Svend eignete sich schnell das still diskrete Wesen, das ehrerbietig vertrauliche Flüstern an, das überall in Mr. Chanfoes Hotel Brauch war. Trotz des beständigen Halbdunkels, das in dem Hotel herrschte und bei dem man nur schwer die Gesichtszüge unterscheiden konnte, wurde es Svend doch bald klar, daß sich unter den Gästen des Hotels sogar sehr distinguierte Personen befanden.

Anfangs war Svend die stille Ruhe des Hotels, die friedliche Tagesarbeit, die selten vor zehn Uhr vormittags begann, ein wahres Labsal gewesen nach dem rastlosen Verkehr in dem großen Hotel und der harten Morgenarbeit.

Nachdem er sich aber erst ausgeruht hatte, begann die beständige Eingeschlossenheit in dem gedämpft beleuchteten Raum, die schwere Luft in seinem kleinen Schlafzimmer wie ein Alpdruck auf ihm zu lasten. Obgleich er nichts mit der Opiumkneipe zu tun hatte, ja, so tun konnte und sollte, als ginge sie das Hotel

gar nichts an, so wirkte es doch stark auf seine Nerven, sich mit menschlichem Elend in so naher Berührung zu wissen.

Er sah Gesichter, starr und bleich wie Masken, an seiner Loge vorbeigehen, nahm ihr Geld entgegen, hörte ihre seltsamen Stimmen, verzweifelte über die grenzenlose Stumpfheit ihrer Gedanken. Er konnte den Gästen wieder und wieder auf ihre gleichen Fragen nach Gepäck und Schiff Gelegenheit Antwort geben, ohne daß er zu dem Rest des Bewußtseinslebens, das noch in ihnen war, durchzudringen vermochte.

Aber er hatte es bereits in Mr. Johnstones Hotel gelernt, sich hart zu machen. Jeden Abend, bevor er zu Bett ging, zählte er nach, was der Tag ihm eingebracht hatte, und tröstete sich mit der Größe der Summe. Die Gäste dieses Hotels schienen dem Geld keinen besonderen Wert beizulegen; die Trinkgelder waren so groß, daß Svend jede Woche eine hübsche Summe zurücklegen konnte.

Ab und zu aber mußte seine Natur sich dennoch Luft verschaffen. Ganz plötzlich, wie ein Platzregen kam es, wenn es des Nachts so dumpf in seinem Zimmer war, daß er nicht schlafen konnte. Dann warf er sich verzweifelt in seinem Bett hin und her, wollte sich nach oben schleichen, fliehen, stöhnte, daß er es nicht mehr aushalten könne. Schließlich nahm er dann ein Schlafpulver, das Mr. Chanfoe ihm gegeben hatte, als er einst über Schlaflosigkeit klagte. Dann schlief er wunderbar,

bis Jack, der alte, mürrische Hausknecht, ihn am Arm rüttelte, um ihn wach zu bekommen.

71. KAPITEL

Eines Abends kam eine elegante junge Dame in Begleitung eines sehr distinguierten Herrn.

Sie war groß und schlank. Sie standen vor der Portierloge und sprachen mit Mr. Chanfoe, der sie gut zu kennen schien.

Als der Herr sich eine Zigarre anzündete, fiel der Lichtschein scharf auf ihr Gesicht. Es war sehr bleich. Svend sah zwei seltsam verschleierte Augen, mit Pupillen wie aus dunklem Samt.

Ihr Kavalier ging die Treppe hinauf. Sie blieb noch stehen und wechselte einige Worte mit Chanfoe.

Es war etwas in der Art, wie er seine geschmeidige Gestalt katzengleich gegen ihren Arm rieb, ohne daß sie die Berührung zu bemerken schien, die Svend sagte, daß zwischen diesen beiden ein besonderes Verhältnis bestehe.

Mr. Chanfoe flüsterte ihr einige Worte zu, worauf sie sich nach der Portierloge umblickte.

Trotz des Halbdunkels sah Svend einen Blitz des Wiedererkennens auf ihrem Gesicht. Eine Eingebung, die ihm selbst unverständlich war, sagte ihm, daß die Dame Mr. Johnstones Tochter sei – das schlanke junge

Mädchen mit dem gesenkten Blick und dem mißvergnügten Gesicht, dessen er sich dunkel von seinem Besuch in dem Hausboot auf der Themse vor fünf Jahren erinnerte.

Er versuchte vergeblich ihr Gesicht in der Nähe zu sehen zu bekommen, am nächsten Morgen aber kam sie von selbst in die Loge und gab ihm einen Auftrag.

Sie heftete ihre Samtaugen auf ihn – sie waren mandelförmig und gaben ihrem blassen, mageren Gesicht etwas eigenartig Anziehendes.

»Ich erinnere mich Ihrer noch sehr gut!« sagte sie lächelnd.

»Sie haben mich damals kaum angesehen!« sagte Svend.

Sie kam häufig ins Hotel, entweder allein oder mit Herren, die Chanfoe mit ausgesuchter Höflichkeit behandelte und die scheinbar an eine erstklassige Bedienung gewöhnt waren.

Weder sie noch ihre Kavaliere gingen in die Bar. Dennoch war Svend überzeugt, daß sie dasselbe suchten, wie die anderen Gäste, denn der erste Angestellte der Bar servierte ihnen auf ihren Zimmern.

Svend konnte aus dem Verhältnis zwischen ihr, Mr. Johnstone und dem Chinesen nicht klug werden, bis er entdeckte, daß der alte Jack Bescheid wußte, den er eines Sonntagnachmittags bei einem Whisky zum Reden brachte.

Jane, wie er sie nannte, war eine Pflégetochter von Johnstones.

Da sowohl Mr. wie Mrs. Johnstone tagsüber von ihrer Arbeit in Anspruch genommen waren, war sie fast ganz sich selbst überlassen gewesen, und so kam es, daß sie von einem jungen Schauspieler, einem Vetter von Mr. Johnstone, verführt wurde, mit dem sie ein Kind bekam, das ihr gleich fortgenommen und irgendwo auf dem Lande in Pflege gegeben wurde. Kurz darauf nahmen Johnstones den Chinesenjungen ins Haus. Dies war ein so vorteilhaftes Geschäft, daß Mrs. Johnstone sich von der Arbeit zurückziehen und sich ihrem Heim widmen konnte. Jane, die früher ihre volle Freiheit gehabt hatte, mußte sich nach ihrem Abenteuer eine sehr strenge Behandlung gefallen lassen und es außerdem mit ansehen, wie Chinaboy bei jeder Gelegenheit vorgezogen wurde.

Sie wollte von Hause fort, aber sie bekam keine Erlaubnis dazu.

Auf diese Weise vergingen einige Jahre. Chinaboy entwickelte sich überraschend schnell und wurde so einschmeichelnd wie eine Katze. Sie verliebte sich in ihn, kokettierte mit ihm und brachte ihn dazu, sie zu entführen, als er kaum erwachsen war.

Mrs. Johnstone, die längere Zeit leidend gewesen war, nahm sich dies sehr zu Herzen und starb kurze Zeit darauf. Das Heim wurde aufgelöst, und Johnstone sagte sich vollkommen von seiner Pflégetochter los.

Svend erinnerte sich ihres stummen, mürrischen Wesens, als er bei Johnstones zu Gast gewesen war. Er erinnerte sich der Kälte, die sie mit sich ins Zimmer brachte, als sie den Tee servierte. Und er begriff, weshalb Mr. Johnstone, der ihm damals so freundlich begegnet war, ihn diesmal vollkommen außerhalb seines Privatlebens hielt.

Jane hatte ihre Samtaugen auf Svend geworfen. Er war etwas Neues, etwas Fremdartiges für sie. Mr. Chanfoe sah es und lächelte.

Sie sorgte dafür, daß Svend gute Trinkgelder von den Herren bekam, die sie mitbrachte. Wenn sie allein war, stellte sie sich neben seine Logentür und unterhielt ihn leise, während sie ihr Gesicht über ihn beugte und ihre Samtaugen in den seinen ruhen ließ. Ihr Blick machte ihn unruhig; aber sie war zu groß und zu mager für seinen Geschmack, und ihr Lächeln war ihm zu sehr vom Leben gezeichnet, um ihn zu reizen.

Als sie sah, daß ihre Annäherungen vergeblich blieben, hielt sie sich einige Zeit von ihm fern. Wenn sie spät abends mit einem Herrn im Smoking kam, glitt sie schnell an Svend vorbei, ohne ihn anzusehen. Trotzdem bekam er größere Trinkgelder von ihren Kavaliere als von den anderen Gästen.

Kurze Zeit darauf trat sie eines Abends, als Chanfoe nicht zu Hause war, zu Svend in die Loge, reichte ihm die Hand und bat ihn um seine Freundschaft.

»Man kann sehr gut befreundet sein, auch wenn man sich verachtet!« sagte sie mit einem Lächeln und fügte hinzu: »Denn ich verachte Sie auch, weil Sie sich damit abfinden, wie ein Gefangener in dieser Hölle zu leben.«

Von da an sprachen sie häufiger zusammen, auch wenn Chanfoe es sah. Obgleich er freundlicher als je lächelte, wenn er sie im Gespräch antraf, so hatte Svend doch den Eindruck, als sähe er ihre Vertraulichkeit nicht gern.

Als Svend ihr eines Tages etwas davon sagte, meinte sie:

»Er haßt mich zu tief, um mir einen Freund zu gönnen.«

»Er haßt Sie? Ich dachte im Gegenteil —«

»Ja, damals. Aber dann ließ ich mich von ihm entführen; das kostete ihn Mrs. Johnstones Freundschaft. Jetzt hält er sich schadlos, indem er sich über das Leben freut, das ich führe, was übrigens mit der Zeit eine gute Einnahme für ihn geworden ist. Aber er sieht es nicht gern, wenn jemand gut gegen mich ist. Früher konnte er mich vor Liebe nicht entbehren, jetzt kann er mich vor Haß nicht lassen.«

»Und Sie selbst?«

»Was ich —?«

Sie betrachtete ihn mit einem Blick, der plötzlich leer wurde.

»Mir geht es ja sehr gut so.«

Svend schwieg. Trotz allem, was er in diesem Jahre gesehen und wogegen er sich abgehärtet hatte, griffen ihre Worte doch ans Herz.

Es entstand wirklich eine Art Vertrauen zwischen ihnen nach diesem Gespräch.

Sie fand, daß er ein freudloses Leben führe und begriff nicht, wie er es in diesem halbdunklen Gefängnis aushalten könne.

Svend gestand ihr, daß es ihm schwer genug falle; aber er müsse Geld haben, Geld um jeden Preis.

Dann wunderte sie sich, daß er kein Opium nähme. Sie erzählte davon mit leuchtenden Blicken, während sie in seiner Loge saß und auf dem Stuhl zusammensank:

Es sei das einzige, was sie mit dem Leben aussöhne. Man müsse nur vorsichtig sein, nicht übertreiben, ganz langsam vorgehen. Weder Liebe noch sonst etwas könne damit verglichen werden.

Dagegen ankämpfen – einen Tag oder zwei – gegen die Lust und das Verlangen, und dann am dritten Tag den Kampf aufgeben, sich in ein Cab setzen und mit der süßen Unruhe bebender Erwartung im Blute sich dem Ort nähern, wo Seligkeit einen erwartet – wie zur ersten Liebesvereinigung!

Sie überredete ihn, es einmal zu probieren. Es war nach düsteren Stunden schmerzlicher Verzagtheit, als er sich dazu entschloß.

Sie kam zu einer späten Stunde, als alles im Hotel ruhig geworden war, mit ihren lautlosen Schritten die Treppe herunter aus ihrem Zimmer und brachte ihm eine Pfeife.

Sie entzündete sie für ihn und wies ihm den Gebrauch an. Ihre langen Hände bebten, als sie sie ihm reichte; und als er sich auf sein Bett streckte, glitt ihre Hand einen Augenblick liebkosend über sein Haar, bevor sie ihn verließ.

Er merkte, wie die Schläfrigkeit sich seiner bemächtigte und träumte, daß es ihre lange, schmale, bebende Hand war, die ihn mit sich zog. Er fühlte wie der Raum sich hob, sich weitete und mit Licht und ferner Musik erfüllt wurde, Lisbeth kam zu ihm und alle frohen Erinnerungen seines Lebens. Er fühlte sich groß und heilig und unnahbar in seinem Glück.

Am Morgen erwachte er ganz verstört. Der Kopf schmerzte ihn; die Glieder waren ihm schwer wie Blei; als er sich schließlich mit Anstrengung erhoben hatte, bekam er einen furchtbaren Anfall von Erbrechen.

Da kam die Reaktion. Sie kam mit einer Gewalt, daß er sich selbst wunderte. Er wollte fort aus dieser Höhle, deren Halbdunkel sich bereits über seine Seele zu breiten begann.

Als sie spät am Tage zu ihm kam, das Gesicht grau und schlaff, mit dunklen Ringen unter den halbgeöffneten, mattglühenden Augen, das schmerzlich lasterhafte Lächeln um den Mund, da sah sie den festen Entschluß in seinen Augen. Und als sie seine entschlossenen Worte hörte, da bereute sie, was sie getan hatte.

Sie konnte dieses Vertrauen nicht mehr entbehren, das von keiner Berechnung getrübt wurde und an dem ihr Herz mit seinem letzten Rest von Menschlichkeit hing.

»Ja,« beeilte sie sich zu sagen, »Sie sollen hier nicht länger bleiben. Ich will Ihnen etwas anderes, etwas Besseres verschaffen. Oder bin ich es, die Sie nicht mehr sehen mögen?« fragte sie und sah demütig zu ihm auf.

»Nein! – Obgleich – was wollen Sie eigentlich von mir?«

Ihre lange Gestalt fiel in einer plötzlichen Schlaffheit auf dem Stuhl zusammen.

»Ich will jemand haben, mit dem ich mich aussprechen kann, jemand, der mich weder kaufen noch verkaufen will!«

Dann nahm sie sich zusammen, erhob sich und reichte ihm die Hand.

»Haben Sie Geduld! Ich habe eine Idee. Ich werde Ihnen morgen Bescheid bringen. Ich denke an etwas, was viel, viel besser ist, als dieses.«

Am nächsten Abend kam sie in einem Cab, das sie draußen halten ließ. Sie wußte, daß Chanfoe nicht zu Hause war.

»Der Inspektor bei Wilkins ist vor einer Woche gestorben. Wenn Sie seine Stellung haben wollen, können Sie sie bekommen. Ich habe mit dem Geschäftsführer gesprochen.«

»Wer ist Wilkins?«

»Das ist das vornehmste Nachtrestaurant in Picadilly.«

»Wohin soll ich mich wenden?«

»Bitten Sie sich morgen früh frei und wenden Sie sich dort an den Geschäftsführer. Sie können ihn von mir grüßen.«

72. KAPITEL

Svend wurde nach einem kurzen Verhör über seine Vergangenheit angenommen. Es sei seine absolute Gentleman-Erziehung, mehr als seine Sprachkenntnisse und übrigen Fähigkeiten, die den Ausschlag gäbe. Das sagte ihm der Geschäftsführer ganz offen.

Aus ihrem weiteren Gespräch ging hervor, daß Jane Johnstone eine der besten Kundinnen des Restaurants sei. Offenbar fand sie hier die Kunden, die sie Chanfoes Hause verschaffte, indem sie den Lebensmüden eine neue Zuflucht und den Geübten ein sicheres Asyl für ihre Leidenschaft zeigte.

Endlich hatte Svend eine gute Stellung bekommen.

Allerdings mußte er fast die ganze Nacht auf dem Posten sein, aber dafür begann seine Arbeit nicht vor acht Uhr abends; und er hatte es nach und nach gelernt, den Schlaf, den er nachts nicht bekam, am Tage nachzuholen.

Er hatte die Oberaufsicht über die Kellner, mußte persönlich die vornehmsten Gäste empfangen, auf ihre Wünsche achtgeben und war dafür verantwortlich, daß sie in jeder Weise befriedigt wurden.

Er bekam ein festes Gehalt, von dem er reichlich leben konnte, außerdem Tantieme und Prozente von den Lieferanten. Letzteres war eigentlich ein Mißbrauch; aber Svend begriff, daß es ein durch Verjährung erworbener Mißbrauch war, den er lieber unbeanstandet lassen mußte.

Gleich nachdem er engagiert worden war, schrieb Svend seinen ersten Brief an Lisbeth und schickte ihr das Geld, das sie ihm geliehen hatte; den Rest, der ihm noch fehlte, deckte er durch den Vorschuß, den er bekommen hatte.

Jane Johnstone sah er häufig, und hier in dem starken Licht entdeckte er bald, worin ihre Anziehungskraft bestand.

Eine eigenartige, diskrete und anmutige Trägheit über der schlanken Gestalt und den langen, geschmeidigen Gliedern. Ihre Toilette immer diskret und anmutig wie sie selbst, von persönlicher Eigenart bis in

die kleinsten Details geprägt; unter der Oberfläche ihres bleichen, unbeweglichen Gesichts schien ein verborgenes Leben zu spielen. Man ahnte hinter den Linien ihres müden Mundes die rücksichtslose und harte Leidenschaftlichkeit, die ihn schlaff gemacht hatte, und die noch mit einem plötzlichen Funken in den länglichen, samtweichen Augen aufblitzen konnte. Es hatte etwas Gewagtes, sich mit ihr einzulassen. Man wußte nie, wo es endigen würde. Es war, als wandere man längs des Abgrundes eines Kraters, der ausgebrannt schien, aber durch ein plötzliches Beben verraten konnte, daß noch Glut unter der Asche sei.

Wilkins war eine Aktiengesellschaft, der außerdem mehrere Tagrestaurants in London gehörten. Der Geschäftsführer kam deshalb nur selten einmal in der Nacht wie ein gewöhnlicher Gast.

Er behandelte Svend ganz wie einen Gleichgestellten; er hatte sich selbst vom Kellner heraufgearbeitet. Svend war so klug, seine Kleidung zu kopieren, seinen Bart abrasieren zu lassen und dieselbe Frisur mit dem über die Schläfe nach vorn gestrichenen Haar zu tragen.

Svend hatte zwei möblierte Zimmer in einer Seitenstraße in der Nähe des Restaurants gemietet, lebte sehr sparsam und fing an, sich Geld zurückzulegen.

Es dauerte nicht lange, bis er einen Brief von Lisbeth bekam.

Es strahlte von Freude zwischen den Zeilen. Sie schrieb, daß sie keinen Augenblick an ihm gezweifelt habe, daß sie aber dennoch so froh geworden sei, als sie von seinem Erfolg gehört habe. Denn jetzt könne sie ihm ja sagen, wie schwer ihr am nächsten Tage, am ersten in dem neuen Jahrhundert, die Verantwortung aufs Herz gefallen sei, die sie auf sich genommen, indem sie in sein Leben eingriff, als er so zerschmettert war, daß jeder Rat ihm als ein guter erscheinen mußte. Sie hätte ihn ja nicht gekannt, hätte nicht wissen können, ob er stark genug sein würde, das harte Leben auf sich zu nehmen. Und wenn nicht –

Aber jetzt, jetzt wisse sie, daß er etwas taue. Und jetzt solle er in London bleiben, wenn sie ihm raten dürfe, bis er sich einige Tausende zusammengespart habe.

Svend hatte geschrieben, ob sie ihn nicht besuchen wolle. Darauf antwortete sie mit einem Nein. Wenn er sie Wiedersehen wolle, müsse er zu ihr kommen. Aber noch nicht. Er sei ja noch ganz im Anfang.

Nach diesem Brief kam eine regelmäßige Korrespondenz zwischen ihnen in Gang.

Er erzählte ausführlich, wie es ihm ergangen sei, wie schwer er es gehabt habe und wie es jetzt stehe. Jane Johnstone nannte er nur flüchtig.

Und sie erzählte ihm von ihrem Leben bis zu dem Tage, wo sie sich getroffen hatten, erzählte von dem

Maler, der sich bei ihren Pflegeeltern eingemietet hatte, um Skizzen von der dänisch-deutschen Grenze zu machen.

Sie erzählte von ihrem Kind, von dem Kummer, als sie es bekommen sollte, von der Freude, als sie es hatte, und von dem erneuten Kummer, als sie es lassen mußte.

Sie erzählte, wie sie sich nach dem Tode der Alten selbst habe durchs Leben schlagen müssen. Wie sie erst als Mädchen gedient hätte. Aber wie alle selbständigen Naturen habe sie ihre Freiheit nicht entbehren können. Eine Zeitlang habe sie sich selbst aufgegeben und sich ohne einen Gedanken an die Zukunft einem leichtsinnigen Leben hingegeben – oh, es gäbe Dinge aus jener Zeit, die sie bereue – aber dann habe sie sich wieder auf sich selbst besonnen. Und nun – nun sei sie also Büfettmamsell, stehe allein in der Welt, auf eigenen Füßen, ohne daß sie sich etwas vorzuwerfen habe.

73. KAPITEL

Drei Jahre waren vergangen. Svend war im Denken und Aussehen ein Engländer geworden. Das Akademische war ganz von ihm abgeglitten. Niemand hätte diesem eleganten Weltmann mit dem sicheren Auftreten ansehen können, daß er über Büchern geträumt und seine besten Jugendjahre in einem Kontor gesessen hatte.

Er selbst aber hat nichts vergessen. Wohl mag er nachsichtig über dieses und jenes lächeln, was ihm einst groß und unumgänglich notwendig erschien. Aber er hat nicht vergessen, was er sich selbst und seinen schweren Lehrjahren schuldet. Das Leben ist ihm zugänglicher geworden, und er weiß, wo er es angreifen soll. Es ist etwas ganz anderes, was er jetzt will und was er für notwendig und nützlich ansieht – und dennoch im Grunde ganz dasselbe. Nur sein Gesichtspunkt hat sich geändert – jetzt, wo er mit beiden Füßen fest auf der Erde steht.

Es war an einem Abend in der Saison, ungefähr Mitte Juni. Die Uhr war nach zwölf. Die Luft war so warm, daß Svend die Tür zu seinem Privatkontor, einem kleinen Zimmer hinter der Halle, das für ihn eingerichtet worden war, nachdem man ihm auch die Buchführung des Restaurants übertragen, geöffnet hatte.

Eine Gesellschaft kam in die Garderobe, wo der gepuderte Diener ihnen beim Ablegen der Mäntel behilflich war.

Da traf eine bekannte Stimme Svends Ohr. Er blickte von seinem Hauptbuch auf und lauschte. War das nicht Dänisch?

Dann ertönte noch eine Stimme, hoch und klar, gleichsam lachend in ihrer schönen Klangfülle.

Er hatte sich nicht geirrt. Es war Dänisch, und es war die Stimme eines Sängers. Darauf verstand er sich; die

Herren vom Covent Garden kamen hier häufig nach der Theaterzeit.

Er stellte sich in die Tür und lauschte, die Garderobehaken verdeckten die Aussicht.

Da erklang eine hohe, zwitschernde Damenstimme, die sein Herz zum Schlagen brachte.

»Durchlaucht scheinen hier wie zu Hause zu sein!« sagte sie neckend.

Es war Ellens Stimme. Er hätte sie unter Tausenden erkannt.

Und jetzt hörte er auch die Stimme des Prinzen, aber er konnte nicht verstehen, was er sagte, weil er den Rücken zukehrte.

»Bitte, laß das Rauchen, Gunnar!« das war wieder Ellen, »bedenke, daß du morgen abend wieder singen sollst.«

Gunnar –?

Richtig. Das war ja der Vorname des Kammersängers, für den sie so geschwärmt hatte, der ihr Gast gewesen war und den Falk so bewunderte.

»Gunnar« und »du«!

Svend wartete, bis er die Glastür zum Saal zuschlagen hörte. Dann kam er aus seinem Zimmer und blickte in das Restaurant. Ellen sah sich im selben Augenblick um, als ob jemand sie gerufen habe. Es glückte ihm nur mit Mühe und Not, ihren Blicken zu entgehen.

Sie war in Gesellschaftstoilette, die Herren im Smoking. Sie hatte ihren Arm unter den des Kammersängers geschoben und stützte sich auf ihn, während der Prinz voranging, von dem alten Oberkellner geführt.

Sie setzten sich so, daß Ellens Gesicht gerade auf die Tür gerichtet war, wo Svend stand. Er zog sich eiligst zurück, nahm eine Zeitung und suchte in den Theateranzeigen.

Ganz recht. Der Kammersänger aus dem königlichen Theater in Kopenhagen hatte heute abend gesungen.

»Gunnar« und »du«!

Sie waren also verheiratet oder verlobt.

Ja, warum auch nicht? Er hatte einen glänzenden Stellvertreter bekommen. Der Kammersänger brachte seine Stimme und seine Berühmtheit mit – und sie ihres Vaters Geld. Das eine war des andern wert.

Er wollte und mußte Bescheid wissen – denn wenn es wirklich so war –

Hineingehen und den vornehmen Herrschaften seine Aufwartung machen, wie es eigentlich seine Pflicht war, ihnen Gelegenheit geben, ihn wiederzuerkennen?

Um keinen Preis!

Es war nicht der Prinz, nicht der Kammersänger, sondern es waren Ellens Augen, denen er nicht begegnen und von denen er sich nicht demütigen lassen wollte!

Aber er wollte und mußte Bescheid wissen.

Er wartete ungeduldig, daß sie gehen würden. Aber sie hatten das große Souper bestellt.

Sie kamen vom Theater, wo der Kammersänger aufgetreten war. Er hatte seine junge Braut oder Frau bei sich. Und der Prinz war zufällig Zuschauer gewesen, hatte ihnen seine Karte geschickt und sie zum Souper eingeladen.

Eine merkwürdige Wahl, dieses Restaurant, dachte Svend bei sich, wenn man eine wirkliche Dame bei sich hat. Oder – ja, natürlich, das sah ihr ganz ähnlich. Und Svend erinnerte sich des Abends im *Quartier latin* – es war wahrscheinlich auf Ellens Wunsch, daß man ein richtiges erstklassiges Nachtrestaurant besuchte.

Und die Knaben – wo hatte sie sie untergebracht, während sie mit ihrem Kammersänger umherreiste?

Er *wollte* und *mußte* es erfahren. Denn wenn er wußte –

Dann sollte sie die Knaben herausgeben, koste es was es wolle. Das war sein gutes Recht.

Svend dachte an sein Bankbuch. Es fehlten ihm nur noch einige hundert Pfund, dann hatte er die Zweitausend beisammen, die er sich als Ziel gesetzt hatte, bevor er heimkehren wollte.

Zum erstenmal seit langen, langen Zeiten wurden ihm die Augen feucht. Er dachte sonst nur selten an seine Knaben, aber jetzt, wo er ihre Mutter wiedersah, rückten sie ihm ganz nah. Er sah sie vor sich, wie er sie zuletzt an jenem Neujahrmorgen im Park gesehen hatte.

Wie lange, lange war das her!

Als der Prinz und seine Gesellschaft schließlich aufbrachen, war es zwei Uhr geworden.

Svend klingelte dem Groom unten von der Eingangstür.

»Hält ein Wagen unten und wartet?«

»Nein, Sir!«

»Gut, hör zu, was ich dir sage. Es geht jetzt eine Gesellschaft fort, zwei Herren und eine Dame. Wenn du nach einem Wagen für sie flöten sollst, dann flötest du auch nach einem für mich. Verstanden?«

»Ja, Sir. Und wenn nicht –?«

»Dann nichts.«

Svend zog sich an und wartete.

Er hörte Ellens muntere Stimme in der Garderobe. Er konnte den Champagner heraushören. Es erinnerte ihn an einen Abend in dem zweiten Jahre ihrer Ehe, als sie zwitschernd nach Hause gekommen war und erzählt hatte, daß sie bei Emmy Danielsen gewesen sei und Champagner bekommen habe. Damals war sie natürlich mit dem Prinzen zusammen gewesen. Er lächelte über seine jugendliche Treuherzigkeit von damals, jetzt tat es nicht mehr weh.

Er folgte ihnen langsam, als sie die Treppe hinunterstiegen.

Er sah, wie der Groom die Tür aufriß und wie der Prinz ihm wegen eines Wagens Bescheid gab. Der Kleine flötete; noch einmal. Kurz darauf kamen zwei Cabs in schneller Fahrt.

Unter Lachen und Scherzen nahmen sie alle drei in dem einen Platz. Kaum waren sie fort, als Svend durch das Vestibül eilte und in das andere sprang.

»Folgen Sie dem Cab dort aus der Ferne!« sagte er.

Als er sie vor dem Carlton-Hotel im Haymarket halten sah, stoppte er seinen Kutscher und stieg etwas vom Hotel entfernt aus.

Nachdem er eine Weile gezögert hatte, ging er in die Portierloge und erkundigte sich.

Ja, es stimmte. Der Kammersänger und seine Frau wohnten im Hotel. Sie pflegten bis nach dem Lunch, den sie im Hotel einnahmen, zu Hause zu sein.

74. KAPITEL

Als Svend nach fünfjähriger Abwesenheit mit dem Dampfer nach Aaberg kam, war er ein Mann, der wußte, was er wollte, und der es gelernt hatte, Zeit und Gelegenheit seinem Willen dienstbar zu machen.

Es war zeitig im Jahr. Die Luft war milde und der Himmel voll Frühjahrsahnungen.

Der Dampfer kam bei Nacht an. Svend blieb an Bord; er wollte doch nicht weiter reisen, hatte kein anderes Ziel.

Von Gerda hatte er vor einigen Monaten Mitteilung bekommen, daß ihre Mutter in dem alten Haus gestorben war. Während ihrer letzten Tage hatte sie froh und hoffnungsvoll von Svends Zukunft gesprochen; aber

sie wußte, daß sie ihn nicht mehr zu sehen bekommen würde.

Gerda war jetzt als Lehrerin in einem Landdistrikt hoch oben in Jütland angestellt. Er wollte ihr schreiben, wenn die Schulferien begännen, damit sie bei ihm sein und es gut haben könnte.

Als er am Morgen vom Deck aus über den Hafen blickte – die langen Molen, die roten Zollgebäude, den Abhang mit den Anlagen, den Wasserturm, der sich über die niedrige Häuserreihe erhob – mußte er lächeln. Er hatte dennoch nicht gedacht, daß die Verhältnisse hier so klein seien.

Indem er langsam durch den Hafen ging, nahm er einen Überblick über die Stadt, von der aus er jetzt wirken wollte. Er hatte sein Gepäck mit dem Wagen zum Hotel geschickt. Er selbst ging zum Telegraphenbureau. Er hatte Lisbeth geschrieben, daß sie ihn hier in Aaberg treffen sollte; jetzt erwartete er ihre Antwort.

»Kann nicht kommen,« stand im Telegramm, »erwarte dich hier!«

Dann muß sie lange warten, dachte er und lächelte. Sie würde schon anderen Sinnes werden, wenn sie näheren Bescheid bekäme.

Aber ärgerlich war es doch. Er hatte sich nach ihr gesehnt.

Als er bis zum höchsten Punkt des Abhanges gekommen war, blieb er stehen und blickte von der Aussichtsbank in den neuen Anlagen über das Meer.

Die Dünen drüben lagen noch im Morgennebel; weiter oben aber war der Himmel klar. Die Sonne zwang sich durch eine weiße Wolkenschicht hindurch und warf schillernde Streiflichter über das Wasser.

Er stand lange in tiefe Gedanken versunken. Dann wandte er sich ab und ging langsam bis zur Hafensstraße.

Die meisten Häuser waren kleine Neubauten, nur eine einzelne Villa brüstete sich zwischen dem kleinen Gewürm.

Als er das Hotel erreichte, betrachtete er es genau, bevor er hineinging, und im Laufe des Tages suchte er mehrmals Gelegenheit, es auch von innen näher in Augenschein zu nehmen.

Der Wirt, der alte Hagensen, war ein ehemaliger Schiffskapitän, mit einer hohen blanken Glatze und einem langen grauen Bart.

Er litt an Gicht in den Beinen, bewegte sich mühsam an zwei Stöcken vorwärts und saß meistens in seinem Lehnstuhl in der Wirtsstube mit der Pfeife im Munde.

Als Svend zu Abend gegessen hatte, setzte er sich zu ihm mit seinem Whisky, zündete sich eine Zigarre an und vertraute ihm auf eine bescheidene und ruhige Weise an, daß er hierher gekommen sei, um ein modernes Hotel zu errichten.

Der Alte zuckte zusammen, griff nach seinen Stöcken, blieb aber doch sitzen und atmete mühsam.

»Hier in der Stadt,« sagte er, »haben wir keinen Bedarf für mehr Hotels.«

»Für meines wird schon Bedarf werden.«

Der Alte maß ihn einen Augenblick. Dann trocknete er mit seinem roten Taschentuch den Tabaksaft von der Pfeifenspitze und sagte: »Wenn Sie Ihr Erspartes aus dem Fenster werfen und in Ihrem eigenen Haus hungern wollen, so kann ich Sie ja nicht daran hindern!«

»Das ist auch meine Meinung!« antwortete Svend bedächtig und rauchte schweigend weiter.

»Was kosten wohl die Baugründe hier in der Hafensstraße?« begann er kurz darauf.

Der Alte sah ihn wieder an. Dann seufzte er tief auf, legte seine Pfeife auf die Fensterbank und sagte:

»Wenn Sie ein neues Hotel vor meiner Nase errichten, so werden wir beide am Hungertuch nagen. Aber weshalb soll ich hungern, wenn ich fragen darf? Können Sie Ihr Geld nicht wo anders anlegen, ohne daß Sie mir das Brot vom Munde fortnehmen?«

»Das meine ich auch, weshalb sollen wir beide hungern? Ich könnte Ihnen ja auch das Hotel abkaufen.«

»So lasse ich mich nicht an der Nase herumführen!« sagte der alte Hagensen hitzig und schüttelte seinen blanken Kahlkopf. »Ich verkaufe *nicht*.«

»Wenn Sie ein modernes Konkurrenzhotel als Nachbarn bekommen, werden Sie wohl trotzdem dazu gezwungen werden« – Svend sah ihn sanft an –, »aber

dann wird es Ihnen wohl schwer werden zu verkaufen.«

»Das ist meine Sache!« sagte der Alte und griff nach seinen Stöcken. Er mußte sich Bewegung machen, um sein Blut zu beruhigen.

»Gewiß, gewiß! Ich will ja auch weder heute noch morgen anfangen, und wir können immer noch über die Sache reden. Aber Sie könnten mit Ihrem Rechtsanwalt darüber sprechen.«

»Ich habe keinen anderen Rechtsanwalt als mich selbst!« sagte der Alte und stolperte schnaufend davon.

»Desto besser!«

75. KAPITEL

Eine Woche später hatte Svend das Hotel für eine ziemlich geringe Summe gekauft.

Hagensen hatte sich für Lebzeiten zwei Dachzimmer im Hotel ausbedungen. Die Kost sollte er auch für ein Billiges haben.

Als der Handel erst abgeschlossen war, wurden sie gute Freunde. Der Alte lehrte ihn Sechsendsechzig spielen, und Svend mußte jeden Abend einen Grog mit ihm trinken.

Jetzt, wo er sein eigenes Haus hatte, schrieb er Lisbeth und forderte sie auf, die Leitung des Hotels mit ihm zu übernehmen. Das war der zweite Schritt, den er schon längst beschlossen hatte.

Sie antwortete mit einem telegraphischen Ja und verzichtete auf den Rest ihres Lohnes in dem Café, wo sie angestellt gewesen war, um gleich kommen zu können. Dann brauchte sie einige Tage, bis sie alles gepackt und geordnet hatte, denn sie dachte sich wohl, daß sie fürs erste nicht zur Hauptstadt zurückkehren würde.

Svend stand auf dem Bahnhof, um sie zu erwarten.

Schon bevor der Zug hielt, sah er ihr aschblondes Haar unter der Reisemütze und ihre großen klaren Augen, die nach ihm ausspähten.

Sie erkannte ihn nicht gleich, bis sich ein großes Lächeln des Wiedererkennen um ihren Mund legte.

»Ich habe Sie nicht gleich erkannt. Sie sehen ohne Bart so englisch aus.«

Sie versuchte sich in seinem Gesicht zurechtzufinden und dachte darüber nach, ob sie sich seit dem letztenmal näher gekommen seien.

»Sie, Lisbeth?« sagte er, während er ihr mit ihrem Gepäck behilflich war.

Sie blickte sich hastig auf dem Perron um und sagte:

»Bedenke, wir sind in einer kleinen Stadt. Es geht nicht an, daß der Wirt zu seiner Büfettmamsell du sagt.«

»Zu seinem Kompagnon, meinst du.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich habe mir alles unterwegs überlegt. Das mit dem Kompagnon geht nicht. Du weißt, was die Leute sagen

werden. Uns kann es ja einerlei sein, aber es schadet dem Geschäft.«

»Well,« sagte er, »dann muß es aber auch bei ›Fräulein‹ bleiben.«

»Natürlich!«

Sie warf ihm von der Seite einen prüfenden Blick zu und fügte mit leiserer Stimme und mit dem tiefen Klang, dessen er sich von jenem Abend so gut erinnerte, hinzu:

»Hoffen wir, daß es gehen wird!«

»Es soll gehen!« sagte er und preßte seine Lippen fest aufeinander.

Es ging.

Es war ein Leben und ein Zug in dem Unternehmen, daß die Kunden mit Verwunderung fragten, ob es wirklich das alte Hotel sei.

Lisbeth war früh und spät auf ihrem Posten und hatte ihre Augen überall. Sie hatte die Küche, die Zimmer, die Leinensachen und die Wäsche unter sich und regierte mit einer natürlichen Autorität, die niemals fehlgriff und bei der dennoch die Freundlichkeit nicht zu kurz kam.

Das Personal des Hotels liebte sie sehr. Sie hatte etwas an sich, daß jeder, der mit ihr in Berührung kam, Lust fühlte, ihr sein Herz zu öffnen.

Sie sagte einmal im Scherz zu Svend: »Man kann doch nicht allen Leuten in ihren Herzensangelegenheiten helfen. Was soll man eigentlich, mit all der Vertraulichkeit?«

Svend dachte an sich selbst in jener Neujahrsnacht.

»Es ist die Teilnahme in deinen Augen, die tröstet,« sagte er, »die Leute können dir ansehen, daß du es gut mit ihnen meinst.«

Das Hotel wurde bald ein so gutes Geschäft, daß Svend an den dritten Schritt denken konnte.

Er erkundigte sich in Kopenhagen, wo Ellen sich aufhielt und wo seine Knaben in Kost waren.

Der Kammersänger und seine Frau waren von London nach Paris gereist, dann nach Italien, wo sie den Winter über bleiben wollten, bis er im Mai auf großen deutschen Bühnen singen sollte.

Svend schrieb ihr einen freundlichen Brief, worin er sie an die Verabredung bei ihrer Scheidung erinnerte, daß die Knaben bei ihm sein sollten, falls sie sich wieder verheiraten würde.

Es dauerte einige Zeit, bevor er Antwort bekam. Sie schrieb ebenso freundlich wie er, konnte sich aber dennoch die Bemerkung nicht versagen, daß sie natürlich vorausgesetzt habe, die Knaben würden eine Erziehung bekommen, wie sie ihnen durch ihre Geburt und ihren Stand zukäme.

Svend begriff, daß es das Provinzhotel war, vor dem die Tochter des Departementschefs zurückschreckte.

In einer augenblicklichen Bitterkeit tauchten die alten Gefühle wieder in ihm auf.

Aber die Verstimmtheit dauerte nur einige Minuten. Dann lachte er vor sich hin und dachte an alles das, an was er seinerzeit selbst geglaubt hatte. Alle diese Unterschiede würden nach und nach ihre Bedeutung verlieren. Auch hier in Dänemark würde man es lernen zu fragen: *Wer bist du, und wie arbeitest du?* – statt wie die Alten: Aus welcher Familie bist du, und hast du eine standesgemäße Beschäftigung?

Er dachte daran, wie diese fünf Jahre die Vorurteile aus seinem Gemüt herausgedrängt hatten. Und jetzt, wo das, was er damals durchgemacht hatte, wie etwas Historisches hinter ihm lag, fiel es ihm zum erstenmal ein, daß er Welten eigentlich verkannt hatte.

Diese gesunde, starke Frage: »Was taugst du?« die immer in Geheimrat Weltens Blick blitzte, wenn er jemanden ansah, durchschnitt ja gerade alle Vorurteile. Aber tüchtig wie er als Kaufmann war, rechnete er mit dem sozialen Humbug, verstand den Kurswert desselben auszunutzen und kaufte ihn, um ihn für seine Interessen zu verwenden.

Ja, Welten – es war nicht unmöglich, daß der Tag käme, an dem er sich von neuem mit ihm messen würde.

Dann sollte Geheimrat Welten spüren, daß Svend Byge in der Zwischenzeit »festen Grund unter den Füßen« bekommen und das Leben kennen gelernt hatte.

Wie hatte er sich durchkämpfen müssen, als er mit dem Hotelkoch auf den Markt von Billingsgate ging und von nichts etwas verstand! Wie hatte er gelernt, sich zu ducken, und wie schwer war seine Lehrzeit gewesen!

Und nun sollte er seine Knaben dazu erziehen, dasselbe Fegefeuer durchzumachen? Ihnen dieselben Fußfesseln geben, die sein eigenes Vorwärtskommen gehindert hatten? Sie in dem Glauben erziehen, daß ihnen etwas anderes und Besseres vorbehalten sei als das, was sie sich selbst erzwingen würden? Gab es jemanden, der besser wußte, wie schicksalsschwanger es war, auf ein Erbe zu warten, als er?

Nein. Wenn es das war, was Ellen mit einer Erziehung meinte, die ihnen nach Geburt und Stand zukäme, so würden sie sich niemals einig werden.

Zum *Leben* sollten sie erzogen werden! Und Lisbeth sollte ihm dabei helfen – sie, die ihn selbst ins Leben hinausgestoßen hatte.

Was wäre er jetzt ohne sie gewesen? Er hätte seinen Charakter verdorben, indem er durch Kriechen und Schöntun dorthin zurückgelangt wäre, wo er vor seinem Abschied gestanden – ohne die Chancen, die er damals gehabt hatte.

Ins Leben hinaus sollten sie, auf eigenen Beinen stehen! Etwas moralischer Wert, etwas seelisches Feingefühl ging vielleicht dabei verloren – das hatte er selbst in diesen Jahren erfahren. Aber dabei war nichts zu machen. Das waren die Kriegskosten. Und das Leben ließ sich nur durch Kampf erobern.

Er antwortete Ellen, daß er seine Verantwortung den Knaben gegenüber ebensogut kenne wie sie. Nach einem Briefwechsel mit Didrichsen, der noch Ellens Vertrauensmann war, wurde bestimmt, wo und wann er die Knaben holen konnte.

Svend und Lisbeth wurden sich einig, daß sie die Sorge für die Knaben auf sich nehmen wollte. Sie schlug ihm vor, daß er eine Büfettmamsell engagieren sollte, die einen Teil ihrer Arbeit übernehme, damit sie sich den Knaben mehr widmen konnte.

Svend hatte keine Zeit zum Reisen. Auch wollte er ungern mit Didrichsen zusammentreffen, der in Ellens Namen die Knaben abliefern wollte. Bevor das Ziel erreicht war, das er sich gesetzt hatte, wollte er niemanden von seinen früheren Bekannten wiedersehen. Deshalb war es Lisbeth, die sich auch dieser Pflicht unterziehen mußte.

76. KAPITEL

Es war Anfang Mai.

Svend spaziert mit Lisbeth und seinen Knaben in den Dünen.

Henning und Jörgen sind zwei frische Jungen. Sie haben die Augen ihrer Mutter, aber Svends Stirn und Nacken.

Obgleich Henning erst acht Jahre alt ist, hat er doch schon die Nackenhaltung, wenn er seinen Willen nicht bekommt, die Onkel Kasper als eine Familieneigentümlichkeit bei Svend erkannte, und deren auch Lisbeth sich aus der Zeit erinnern kann, als sie mit Svend zusammen in dem Garten des alten Hauses spielte.

Seit die Knaben da sind, sind Svend und Lisbeth mehr noch als sonst zusammen. Jeden Nachmittag spazieren sie nach derselben Stelle in den Dünen und atmen das starke Frühjahr ein, das über das Meer zu ihnen kommt und Unruhe in ihr Gemüt bringt. Lisbeth fühlt, was zwischen ihnen in der Luft liegt und jeden Augenblick zu Worten werden kann. Aber sie beherrscht ihre Unruhe und vermeidet es, mit ihm allein zu sein.

Sie hat es seit seiner Heimkehr erwartet; aber sie kann weder über sich selbst noch über ihn Klarheit bekommen. Es ist so einfach, fast selbstverständlich, daß sie jetzt zueinander gehören –, daß sie Furcht davor hat. Es ist, als sei ein Zwang dabei, und sie liebte ihre Freiheit über alles.

Aber sie hat angefangen, sich nach ihm zu sehnen, wenn sie des Nachts wach liegt; und sie tröstet sich damit, daß er auf den Augenblick wartet, wo Worte überflüssig zwischen ihnen sein werden.

Bisweilen, wenn er es nicht sieht, sucht ihr Blick ihn voll und dunkel, als flüstere sie ihm zu: »Sag es jetzt, Svend, dann sind wir uns einig.«

Aber wendet er sich dann um und sieht sie an, dann schlägt sie hastig ihren Blick nieder, ruft die Knaben zu sich, läuft mit ihnen an den flachen, weißen Strand, wo die Brandungswellen ihren Fuß netzen; hinterher fragt sie sich dann, weshalb sie eigentlich fortgelaufen ist.

Sie fühlt sich zwischen den Wogen wie ein junges Mädchen, so ausgelassen und lebenslustig. Sie sehnt sich nach Küssen und Umarmungen und denkt an ihn, der ihr langsam aus den Dünen nachkommt.

Aber dennoch. –

Das, was sie zurückhält, ist, daß sie ihrer selbst wegen erwählt werden will.

Sie will nicht des *Hotels* wegen geheiratet werden, denn sie weiß selbst, was sie auf ihrem Posten wert ist. Sie will auch nicht als Mutter für die Knaben engagiert werden, obgleich sie die Kinder in ihr Herz geschlossen hat.

Sie ist noch jung und stark und warm. Sie will von seinen Armen und seinem Mund, nicht von seinen Interessen erwählt werden.

Und das ist es, worüber sie keine Klarheit bekommen kann. Denn Svend ist ein anderer wie der, der in jener Neujahrsnacht verzweifelt und ratlos in ihrer Stube saß – ein armer Vogel mit gebrochenen Flügeln, dem

sie geradeswegs in das verwundete Herz hineinsehen konnte.

Er hat es in diesen Jahren gelernt, seine Gefühle zu verbergen.

In seinen Augen ist ein kalter Glanz, als dächte er nicht mehr mit dem Herzen, sondern nur mit dem Verstand. Es ist ja nur gut, daß er gelernt hat, wie man vorwärtskommt; sie hat ihn ja selbst dort hinaus gestoßen. Dennoch ist es das, was sie unsicher macht.

Sie haben lange schweigend nebeneinander gesessen.

Sie sind dem Spiel der Knaben unten am Strande mit den Augen gefolgt, haben ihre eifrigen Rufe gehört, während sie auf ihren nackten Füßen herumsprangen.

Svend ist in tiefe Gedanken versunken gewesen und hat den trockenen Sand durch seine Finger laufen lassen.

Da fängt Jörgen plötzlich an zu schreien. Der große, braune Hund des Leuchtturmwärters kommt auf ihn losgesprungen.

Er läuft auf die Dünen zu und ruft:

»Mutter! – Mutter!«

In seiner Herzensangst sagt er nicht »Lisbeth«, wie er zu tun pflegt und wie sie es ihn gelehrt hat, sondern »Mutter«.

Henning, der mutiger ist, jagt den Hund mit Rufen und Steinwürfen fort; und da Jörgen sieht, daß der Hund flüchtet, bleibt er stehen und wagt sich zurück.

Svend und Lisbeth haben sich erschrocken bei dem Ruf erhoben. Lisbeth ist ganz rot geworden und das zärtliche oder wehe Lächeln, das er so gut kennt, liegt um ihre Lippen. Er kann ihr ansehen, wie der Ruf »Mutter« noch in ihrem Herzen nachzittert.

Sie merkt seinen Blick auf ihren Wangen. Das Blut steigt ihr zu Kopf.

Wenn er jetzt seine Arme um sie legen würde, so daß sie fühlte, daß er es ihretwegen, nicht der Knaben wegen täte, dann wäre alles gut.

Sie wendet den Kopf halb zu ihm um, so daß sie von der Seite seinen Blick fängt. Sie liest darin, daß er seine mutterlosen Knaben nennen will.

Das tut ihr weh. Sie wendet ihm ihr Gesicht enttäuscht zu und schüttelt den Kopf, als habe er bereits gefragt.

Dann läuft sie zu den Knaben an den Strand und ruft sie beim Namen. Sie fassen ihre Hände und zeigen ihr eifrig die Festung, die sie gebaut haben.

Svend folgt ihr langsam, mit festgeschlossenen Lippen.

Die neue Büfettmamsell, Fräulein Franzen, war eine lange und dünne Person, mit strohgelbem Haar und sehr viel Selbstbewußtsein.

Sie hatte sich gleich in den Kopf gesetzt, daß sie Hotelbesitzersfrau werden wollte; und kaum hatte sie sich zurechtgefunden, als sie anfang, ihre Netze nach Svend

auszuwerfen, indem sie ihm auf dem Gang auflauerte, wo es dunkel und eng war, sich jeder Zeit dienstefrig erwies und seinen Blick festzuhalten versuchte. Er entdeckte es nicht, bevor Lisbeth ihn eines Tages auf ihrer gewöhnlichen Spaziertour damit neckte. Da ärgerte er sich darüber und gab von nun an seine Befehle durch Lisbeth.

Fräulein Franzen fühlte sich gekränkt und ging einige Tage mit einer roten, verweinten Nase umher.

Der alte Hagensen aber, der, nachdem er sich auf das Altenteil gesetzt hatte, überall und nirgends war, sah und merkte alles – er hatte eines Abends gehört, daß Svend »Lisbeth« zu Fräulein Ström gesagt hatte. Seit der Zeit war er auf dem Posten.

Er stand manchen Abend auf seine Stöcke gestützt und guckte von seiner Dachetage über das Gelände, wenn er hörte, daß Svend und Lisbeth unten auf der Treppe mit Abschließen beschäftigt waren. Obgleich es ihm nie glückte, den Laut eines Kusses aufzufangen, war er doch davon überzeugt, daß die beiden etwas miteinander hatten.

Er glaubte, daß nur sein langsamer Gang an den beiden Stöcken, die noch dazu Spektakel machten, schuld seien, daß er nie etwas entdeckte. Da bekam er den Einfall, Fräulein Franzen aufzuhetzen.

»Es nützt Ihnen doch nichts,« sagte er eines Tages zu ihr, während er seinen Nachmittagskaffee am Büfett trank, »daß Sie Ihre Augen auf ihn werfen.«

»Ich? Was soll das heißen?«

Fräulein Franzen fuhr beleidigt in die Höhe und stemmte ihre Hände in die Seiten.

Hagensen fuhr ruhig fort:

»Er hat alles, was er braucht. Können Sie das nicht sehen?«

Hagensen machte eine Bewegung nach Lisbeth hin, die gerade mit ihrer Schürze voll Eier, die sie aus dem Hühnerhaus geholt hatte, über den Hof ging.

Fräulein Franzen vergaß es, beleidigt zu sein. Es ging ihr ein großes Licht auf, und von diesem Augenblick an steckten sie und der alte Hagensen die Köpfe zusammen.

Lisbeth merkte bald, daß etwas vorgefallen war.

In dem Gruß des Hausknechtes lag etwas Unbestimmbares, das ihre Aufmerksamkeit wachrief.

Der Portier nickte familiär, wenn sie vorbeiging, als habe er Lust, das eine Auge zuzukneifen, wenn er es nur gewagt hätte.

Die Mädchen lächelten auf eine eigene Weise, wenn sie ihnen einen Auftrag gab. Nur Fräulein Franzen schienen um verändert. Sie war eher höflicher und ehrerbietiger als früher.

Selbst der alte Hagensen, mit dem Lisbeth Mitleid hatte und dem sie es so gemütlich wie möglich zu machen versuchte, schmunzelte, wenn er von Svend sprach.

Fräulein Franzen erfand einen ganzen Roman, an den sie schließlich selbst glaubte –, von den Knaben, die in Wirklichkeit Lisbeths seien; sie sprach verblümt davon, daß man eigentlich zu gut sei, um diesen Skandal mit anzusehen.

Als es Lisbeth schließlich klar wurde, worüber man munkelte, sagte sie es Svend. Er aber lachte und meinte, man solle sie reden lassen. Sowohl sie als auch er seien ja selbständige Menschen.

77. KAPITEL

Als der Sommer vorbei war, sollten die Knaben zur Schule.

Es war die höchste Zeit. Henning war acht und Jörgen sieben Jahre alt. Sie hatten bei dem Fräulein, in dessen Obhut sie gewesen waren, bevor ihr Vater sie zu sich nahm, lesen gelernt, aber im Laufe des Sommers hatten sie alles wieder vergessen.

Svend überlegte lange hin und her. Dann faßte er einen Entschluß und sagte eines Nachmittags auf ihrem gewohnten Spaziergang zu Lisbeth:

»Weißt du, wo ich heut gewesen bin?«

»Nein.«

»Ich habe die Jungen in der Volksschule angemeldet.«

Lisbeth betrachtete ihn eine Weile forschend; sie dachte an die Rede, die sie ihm an jenem Neujahrsabend gehalten hatte.

»Ich glaube, du hast recht daran getan!« sagte sie schließlich und nickte vor sich hin.

Als es bekannt wurde, daß die Knaben des Hotelbesitzers wie ganz gewöhnliche Arbeiterkinder in die Volksschule gehen sollten, war zuerst ein großes Erstaunen im Hotel. Das erfinderische Fräulein Franzen aber hatte schnell eine Erklärung bei der Hand.

Wenn der Vater nicht einmal eine ordentliche Erziehung an die Knaben wenden wollte, so könne man ja leicht ausrechnen, auf welche Weise sie zur Welt gekommen seien! Daß sie sich nicht schämten!

Es wurde in der ganzen Stadt darüber geklatscht.

Svend kannte nicht viele Bürger persönlich. Er hielt sich am liebsten unten am Hafen auf, wo er stundenlang auf der äußersten Mole saß und die Fischerboote aufs Meer fahren oder schwer beladen mit schlaff hängenden, nassen Segeln zeitig am Morgen heimkehren sah.

Jetzt, wo das Geklatsch über ihn und Lisbeth in der ganzen Stadt verbreitet war, begannen die wenigen, die er kannte, ihm aus dem Wege zu gehen. Niemand wollte gern mit diesem Byge gesehen werden, von dem niemand etwas anderes wußte, als daß er eines schönen Tages mit einem Haufen Geld in die Stadt gekommen sei und den alten Hagensen aus seinem eigenen Haus herausgekauft hatte.

Hagensen gefiel sich plötzlich in seiner Märtyrerrolle. Er legte sich eine gottergebene Miene zu. Wenn er

an seinen Stöcken umherstolperte und alten Bekannten begegnete, schüttelte er seinen kahlen Kopf, sprach von seinem alten Haus, das der andere ihm weggenommen habe, bis er selbst ganz gerührt wurde.

Der Beamtenstand der Stadt suchte bei jeder Gelegenheit zu zeigen, daß er sich diesen Byge und sein »Fräulein« drei Schritt vom Leibe hielt.

Es hieß, daß sogar der Bürgermeister die treffenden Worte zu Christensen, dem Matador der Stadt, der im Stadtrat das große Wort führte und den er sonst nicht leiden konnte – gesagt habe, der wahre Grund, weshalb der Mann seine Kleinen in die Volksschule gegeben habe, sei natürlich der, daß er selbst die Empfindung habe, daß die armen Kleinen sich nicht zwischen Kindern besserer Leute wohl fühlen würden.

Christensen, der die große Schiffswerft und Holzsägerei auf der anderen Seite des Fischereihafens besaß, war sonst ein vorurteilsfreier Mann, der sich nicht in die Privatangelegenheiten anderer Leute mischte. Wenn der Bürgermeister dem Hotelbesitzer übles nachsagte, wäre es sonst Grund genug für ihn gewesen, den Mann in Schutz zu nehmen, da er und der Bürgermeister immer Gegner zu sein pflegten. Aber es schien, als wolle der Herr Byge oder wie er sonst hieß, seine Nase in Christensens Sachen stecken. Wenn man der Sache auf den Grund ginge, war er vielleicht ein verkappter Sozialdemokrat.

Christensens Werkführer hatte im Hafen gehört, daß Byge mit den Fischern, wenn sie des Morgens heimkamen, ein Gespräch anzuknüpfen pflegte. Er trieb sich ja immer in aller Herrgottsfrühe am Hafen herum. Und wie es hieß, nicht nur um Fische für das Hotel einzukaufen; denn er ging zu den Leuten an Bord und traktierte sie mit Zigarren und Bier.

Neulich hatte ein ganzer Haufe um ihn herumgestanden, und er hatte zu ihnen gesagt, daß es eine Schande sei, wie die Fische halb tot in den Fischkästen lägen, weil sie den Abfall über Bord würfen, so daß das Wasser faulig würde. Und als dann einer der Fischer gefragt hatte, welchen Vorteil sie hätten, wenn sie es unterließen, da das Wasser ja doch keinen Abfluß habe, da antwortete er, daß sie zum Stadtrat gehen und eine Öffnung im Bollwerk des Schiffswerfthafens verlangen sollten.

Die Leute hatten ihn ausgelacht. Ob er glaube, daß Christensen sich darauf einließe. Er wolle nicht, daß die Schweinerei durch seine Werft abflösse oder daß Strom zwischen seine Docks käme. Und Christensen führe ja das große Wort im Stadtrat.

»Zum Teufel, so stimmt doch gegen ihn, damit er bei der nächsten Wahl fällt!« sagte Byge.

Mit dem, was der Werkführer gehört hatte, hatte es seine Richtigkeit; er wußte aber nicht, daß Svend später mit jedem Mann einzeln gesprochen und ihm

klargemacht hatte, welcher Verlust durch das verfaulte Wasser für sie entstände.

Alles, was Svend sagte, hatte ein gewisses Gewicht, weil die Fischer wußten, daß er sich als Ihresgleichen betrachtete, da er seine Kinder in die Volksschule geschickt hatte.

Ihre Kinder und seine Kinder spielten zusammen und prügelten sich und badeten zusammen; so mußte es sein.

Svend befand sich nirgends wohler, als wenn er von Boot zu Boot ging und den Fang besah.

Dann dachte er an all das, womit er sich im Ministerium beschäftigt, worüber er gelesen und geschrieben und was er später in lebendiger Wirklichkeit auf dem Markte von Billingsgate gesehen hatte, wo Fischladungen aus allen Weltgegenden zusammenkamen, außer aus Dänemark.

Heimlich und sicher arbeitete er jetzt auf das Ziel zu, das er sich gesteckt hatte, als er nach Dänemark zurückkehrte.

Es war der Schiffsbauer Christensen, auf den er es zuerst abgesehen hatte.

Christensen war ein großer Mann, weil er so vielen Mündern Brot gab. Da waren die Arbeiter an der Werft und der Holzsägerei und dem großen Holzhandel. Außerdem war er Unternehmer im großen; alle, die kommunale Arbeiten bekamen, waren seine Strohmänner. Es war Christensen, der derartige Sachen im Stadtrat

entschied. Man war daran gewöhnt und fand sich darin, weil er ein tüchtiger Mann war, der der Stadt im allgemeinen nützte.

Svend aber wollte es anders.

Er sprach zu den Arbeitern von dem Gestank, der zu ihren Häusern hinaufstieg – zu der langen Reihe von Arbeiterwohnungen, die ein Stück oberhalb der Werft lagen. Die Arbeiter hatten ihn bis jetzt noch nie gespürt; jetzt aber verpestete er geradezu die Luft, so daß sie sich räusperten und spuckten, wenn sie sich des Morgens in Hemdsärmeln vor ihrer Tür reckten.

Wenn ein Kind in der Häuserreihe krank wurde und sie keine andere Erklärung bei der Hand hatten, so war der pestartige Gestank daran schuld, der durch ihre Fenster hereindrang, weil Christensen dem Wasser keinen Abfluß geben wollte.

Und wie war es mit dem Lohn? Er schmälerte ihn, wo er konnte, er, der sich im Stadtrat mästete und alle Arbeiten der Gemeinde an sich raffte.

Aber das sollte jetzt ein Ende haben. Sie hatten lange genug geschwiegen. Damit hatte er recht – dieser Byge – daß es eine Schande für einen freien Mann sei, für jemanden zu stimmen, nur weil er der Arbeitgeber war.

So ging das Gerede von Mann zu Mann, sowohl im Fischereihafen wie auf dem Arbeitsplatz. Svend blies ins Feuer, wo er nur konnte, und als die Stadtverordnetenwahlen vor der Tür standen, da war die Sache reif.

78. KAPITEL

Svend hatte am Vormittage eine Deputation von Fischern und Arbeitern empfangen, die ihn baten, sich an Stelle von Christensen in den Stadtrat wählen zu lassen.

Er hatte gehnt, daß es soweit kommen würde und sah auch ein, daß er seine Freiheit zum Opfer bringen müsse, wenn er seinen Willen durchsetzen wolle.

Es lag gar nicht in seiner Absicht, Stadtverordneter zu werden. Er betrachtete das nur als einen Zeitverlust und sein Ehrgeiz ging nur in eine Richtung, für die er seine ganze Kraft einsetzen wollte.

Die Frage war nur, ob eine Stellung als Stadtverordneter nicht für seine Zwecke notwendig sei.

Er hatte sich deshalb von der Deputation eine Be- denkzeit von vierundzwanzig Stunden ausgebeten.

Jetzt machte er seine gewohnte Spaziertour mit den Knaben; und das Schicksal wollte, daß Lisbeth gerade an diesem Nachmittage keine Zeit hatte; es war große Wäsche im Hotel.

Es war ein frischer Oktobertag mit klarem Himmel und hoher See. Der Strand war voller Muscheln und Seesterne, die der erste Herbststurm herangespült hatte.

Henning und Jörgen waren entzückt. Sie hatten Erlaubnis bekommen, Stiefel und Strümpfe auszuziehen, um unbehindert von den Brandungswellen den Strand absuchen zu können.

Sie hatten zu Hause bereits eine große Sammlung von See-Merkwürdigkeiten und erwarteten eine reiche Ernte nach dem Sturm.

Svend ging auf dem festen Sandboden, worin die Flutwellen ihre zitternden Linien geritzt hatten.

Er ging mit den Händen auf dem Rücken, den Blick suchend auf die Erde gerichtet, wie es seine Gewohnheit war. Da sah er, als er aufblickte, daß jemand ihm entgegenkam. Es war eine Dame mit einem Knaben. Er konnte noch nicht unterscheiden, ob er sie kannte.

Er dachte einen Augenblick daran, in die Dünen zu gehen, um eine Begegnung zu vermeiden. Er war nicht aufgelegt, heute mit jemandem zu sprechen. Aber dann mußte er erst seine Knaben rufen, die weit draußen im Wasser gingen, die Hosen hochgezogen und die Schuhe, in denen die Strümpfe steckten, in der Hand. Sie waren so eifrig, daß er es nicht übers Herz bringen konnte, sie zu rufen.

Jetzt sah er, daß es eine Dame aus der Stadt war. Sie hatte einen kleinen, dicken Knaben an der Hand, der aufmerksam zu Henning und Jörgen hinüberspähte, die mit bloßen Füßen in dem kalten Wasser patschten.

Die Mutter blieb stehen und wollte ihn scheinbar zu etwas überreden; er aber weigerte sich hartnäckig. Dann setzten sie ihren Weg fort. Jetzt waren sie Svend so nahe gekommen, daß er den Knaben erkannte. Es

war Christensens Sohn. Die große, ziemlich starke Dame mit dem freimütigen und dennoch etwas beschwerten Gang war dann wohl die Frau des Matadors.

Er hatte sich gerade so lebhaft in Gedanken mit ihrem Mann beschäftigt, daß er sie mit Interesse betrachtete.

Im selben Augenblick machte sie eine unfreiwillige Bewegung, als ob sie ihn kenne. Einen Augenblick sah es aus, als wolle sie stehen bleiben und umkehren.

Dann aber steuerte sie entschlossen auf ihn los.

Jetzt war es Svend auch, als ob er diesen freimütigen Gang, den stolzen Kopf und das güldenrote Haar kenne.

Plötzlich ging ihm ein Licht auf:

»Agnete Grønvold!«

Als sie sah, daß er sie wiedererkannt hatte, streckte sie ihm schon aus der Entfernung ihre behandschuhte Hand entgegen.

»Svend Byge!« sagte sie freimütig und betrachtete ihn mit ihren grauen Augen, die nicht mehr so dunkel und verborgen lustig waren wie früher.

»Sind Sie's wirklich?« sagte sie und drückte ihm die Hand, als ob nie etwas zwischen ihnen passiert sei.

Er überwand seine Verlegenheit schnell.

»Wenn der Kleine da Ihr Junge ist,« sagte er, »dann sind Sie jetzt Frau Christensen.«

»Ja, und Sie? – Nein, das hätte ich nie gedacht, daß der neue Hotelbesitzer, der meinem Mann soviel

Schwierigkeiten bereitet, derselbe Byge ist, den ich einst gekannt habe.«

Ihre Wangen waren etwas blaß und aufgeschwemmt; auf der blanken runden Stirn hatten die Jahre einige Fältchen gezogen. Er sah, daß sie an das dachte, was sie damals getrennt hatte.

Sie lachte etwas verlegen und sagte:

»Es war mein Mann, der nach Ihnen in Frau Jensens Pensionat zog.«

Svend lächelte. Wie weit lag das alles zurück. Christensen war also der Kaufmann aus der Provinz, den Frau Severine Jensen seinerzeit so bewundert hatte.

Während er vergeblich in ihrem wohlgenährten Gesicht jene Agnete suchte, in die er seinerzeit so verliebt gewesen war, sagte sie:

»Und ich glaubte, daß Sie in einem Ministerium angestellt seien! – Nein, dies hätte ich nie für möglich gehalten!«

Sie setzte sich etwas atemlos in den Sand und bereitete sich auf eine recht behagliche Unterhaltung vor.

Sie erzählte offenherzig aus ihrem Leben, und merkte nicht, daß Svend ihr Vertrauen nur sehr spärlich erwiderte.

Sie sagte, daß sie anfangs alt zu werden; das Gehen sei ihr beschwerlich und sie könne nichts mehr vertragen.

»Es ist Ihnen zu gut gegangen,« sagte Svend und lächelte.

»Ach Unsinn! – Nein, nein, es ist seit ich den kleinen Stammherrn hier bekommen habe,« sagte sie und zog den Knaben näher zu sich heran. Er war fast ebenso alt wie Henning, aber größer und dicker. Er blickte sehnsüchtig zu Svends Knaben hinüber, die über einen interessanten Fund gebeugt standen.

»Wie sind Ihre Kleinen gesund und geschmeidig!« sagte sie, »es ist ein wahres Vergnügen, ihnen zuzusehen, wie sie mit bloßen Füßen im Wasser patschen. Ich wollte Knud überreden, ihrem Beispiel zu folgen, aber er war nicht dazu zu bewegen.«

Sie seufzte und blickte müde vor sich hin.

»Er ist wohl Ihr Einziger?« sagte Svend, während er darüber nachdachte, wie er diese seltsame Begegnung ausnützen könne.

»Ja, und ich will gern zugeben, daß es meine Schuld ist, daß er so verzärtelt ist. Mein Mann sagt immer, daß ich ihn verziehe. Wissen Sie, es taugt nicht, wenn man in zu jungen Jahren Kinder bekommt; dann hat man selbst darunter zu leiden; aber bekommt man sie, wenn man älter wird, dann haben die Kinder darunter zu leiden. Ich sehe selbst, daß er ein kleines Mutter-söhnchen geworden ist.«

Sie seufzte wieder, während sie liebevoll mit ihrer kleinen dicken Hand über des Knaben Nacken strich.

»Sie waren doch damals so modern!« sagte Svend und sah sie fest an, »Sie predigten damals immer, daß man mit den Jungen jung sein solle!«

»Ja damals!« seufzte sie, »mein Mann sagt immer, daß ich mich nicht zur Mutter eigne. Vielleicht hat er recht. Andererseits aber weiß man auch nicht, ob seine Gesundheit so kräftig ist. Mit Ihren Jungen ist das etwas anderes.«

Svend faßte den Kleinen unters Kinn und sah ihn scharf an.

»Was sollte ihm fehlen? Er ist ja groß und kräftig für sein Alter! – Sie sollten es so machen wie ich, Frau Agnete!«

Es ging ein nervöser Zug über ihr Gesicht, als er sie beim Vornamen nannte.

»Wie meinen Sie das?«

»Schicken Sie ihn in die Volksschule, da wird er wie andere Jungen werden.«

Er sagte es so stark und natürlich, daß sie ihn ansehen und darüber nachdenken mußte, was er eigentlich mit diesen Worten meinte.

»Lebt die Mutter der Knaben?« fragte sie kurz darauf vorsichtig.

Svend erzählte ihr mit wenigen Worten von seiner Ehe und Scheidung.

Es war also doch nicht wahr, was man von ihm erzählte. Und sie überlegte, wie sie diese merkwürdige Begegnung ausnützen könne.

Hier saß sie mit dem Feinde ihres Mannes. Sie wußte besser als irgend jemand, was auf dem Spiel stand, wenn Christensen nicht wieder in den Stadtrat gewählt

würde. Er hatte sich an seiner neuen Werft verhoven. Und jetzt, wo die schlechten Zeiten die Bauunternehmungen beeinträchtigten, stand es auch schlecht mit seinem Holzhandel. Er hatte große Kapitalien hineingesteckt. Aber es galt den Schein und die Stellung zu wahren, bis wieder gute Konjunkturen kämen. Jetzt war die große Lieferung für das neue Rathaus da, wenn er die nicht bekam – –

Oh, er hatte eine ganze Stunde lang gerast, als er erfuhr, was gegen ihn geplant wurde. Und sie war es immer, die alles ausbaden mußte; denn sie war die einzige, die seine Angelegenheiten so genau kannte, daß er offen mit ihr zu sprechen wagte.

Hier saß sie nun neben dem, der sich vorgenommen hatte, ihn zu stürzen – und dieser Mann war ihr ehemaliger Geliebter!

Einen Augenblick dachte sie daran, auf den alten Saiten zu spielen, gab es aber gleich auf. Sie hatte seinen Augen angesehen, daß es mit ihrer alten Anziehungskraft vorbei war.

Aber ihm auf den Zahn fühlen, das konnte sie. Zu erfahren versuchen, was die ganze Sache *ihm* wert war.

»Sagen Sie mal,« begann sie ohne Einleitung und heftete ihre dunklen Augen fest auf ihn, »weshalb verfolgen Sie eigentlich meinen Mann? – Was hat er Ihnen getan?«

»Ich verfolge ihn durchaus nicht!«

»Sie wollen ihn doch aus dem Stadtrat ausdrängen und sich an seine Stelle setzen?«

Svend antwortete nicht gleich; er bürstete etwas Sand von ihrem Kleid, um Zeit zur Überlegung zu bekommen.

»Darf ich Ihnen einen Rat geben!« sagte er statt einer Antwort, »einen guten Rat von einem alten Freund.«

Sie nickte.

Er machte ihr ein Zeichen zu, den Knaben fortzuschicken.

»Geh hin, mein Junge, und sieh zu, was Herrn Byges Jungen im Wasser gefunden haben.«

Knud aber trat von einem Fuß auf den anderen und drängte sich nur fester an seine Mutter.

»Geh hin und rufe die Knaben!« sagte Svend und sah den Kleinen fest an.

Er starrte den fremden Herrn mit offenem Mund an. Dann wurde ihm plötzlich klar, daß hier gehorcht werden mußte. Und ohne ein Wort zu sagen ging er beleidigt auf seinen kleinen dicken Beinen davon.

»Da sehen Sie selbst!« sagte sie und seufzte.

»Ja, da sehen Sie!« sagte Svend, »er hat eine etwas feste Behandlung nötig. Das war gerade der Rat, den ich Ihnen geben wollte. Verabschieden Sie Ihr Fräulein und schicken Sie den Knaben in die Volksschule.«

»Zwischen Arbeiterkinder – deren Brotherr er einst werden soll?«

»Ja gerade!«

»Warum soll ich das tun?«

»Das würde die Stellung Ihres Mannes stärken.«

Sie betrachtete ihn mißtrauisch mit ihren braunen Augen.

»Und welchen Vorteil würden Sie davon haben?«

»Läßt Ihr Mann mit sich verhandeln?« fragte er statt einer Antwort.

»Das kommt darauf an.«

»Was ist ihm mehr wert – seine Stellung im Stadtrat oder die Verweigerung eines Abflusses für den Fischereihafen?«

Ach, sie kannte diese Geschichte. Gerade das hatte sie ihrem Mann immer gesagt. Er solle der Forderung der Fischer nachgeben, dann würde er an ihnen eine Stütze haben. Wenn er geahnt hätte, daß er seine Stadtratsstellung aufs Spiel setzen würde, dann hätte er es wahrscheinlich schon längst getan, wie eigenwillig er sonst auch war.

»Ich weiß nicht, ob er nicht willens ist, die Forderung der Fischer zu erfüllen. Hat jemand ihn kürzlich danach gefragt?« fragte sie mit gemachter Treuherzigkeit.

Svend durchschaute sie.

Er hatte nicht gewußt, daß die Stadtratsstellung Christensen so viel wert sei, wie ihr Gesicht verriet.

Hier war etwas zu machen.

»Hören Sie mal, Frau Agnete,« sagte er und nahm ihre Hand, »Sie können mir glauben oder Sie können

es bleiben lassen; aber ich möchte Ihnen unserer alten Freundschaft wegen nach bestem Ermessen helfen.«

Sie wollte ihre Hand an sich ziehen. Er aber hielt sie fest.

»Wenn Sie mir versprechen wollen, Ihren Sohn in die Volksschule zu schicken, wie ich es mit meinen Knaben getan habe, so will ich morgen zu Ihrem Mann gehen und ihm anbieten, daß ich mich unter der Bedingung zurückziehen will, daß er für eigene Rechnung einen Abfluß für den Hafen machen lassen will.«

Sie wurde purpurrot; es blitzte in ihren braunen Augen. Dennoch zögerte sie einen Augenblick.

»Aber warum das mit dem Kleinen?«

»Sonst glauben die Leute, daß er in der Hafenan gelegenheit nachgibt, weil er seine Stellung als Stadtrat nicht entbehren kann. Wenn er sich aber so schwach zeigt, dann werden sie der Versuchung, ihn zu stürzen, nicht widerstehen können. Schickt er dagegen den Knaben in die Volksschule, was niemand von ihm verlangt hat, so bedeutet das einen Umschlag in seiner Gesinnung; und dann werden die Arbeiter selbst kommen und ihn bitten, zu bleiben.«

»Ist es wirklich –,« sie zögerte, nahm darauf ihren Mut zusammen und beendigte den Satz, indem sie ihn mit einem wehmütigen Lächeln betrachtete, »der Augen wegen, die Sie einst schön fanden?«

Er ließ ihre Hand fallen.

»Nein!« sagte er und erwiderte ihren Blick fest, »aber *meine* Pläne kann ich Ihnen nicht verraten. Es muß Ihnen genügen, daß ich Ihnen bewiesen habe, daß Ihr Mann keinen Feind in mir hat.«

»Soll ich ihm von unserer Begegnung erzählen?« fragte sie, indem sie sich erhob.

»Ich glaube, es wäre klug, es zu lassen; das mit dem Knaben muß am besten Ihre eigene Idee sein. Haben wir uns verstanden?«

»Ja!« sagte sie und blickte zu ihrem dicken Jungen hinüber, der auf dem Trocknen stand und Henning und Jörgen herbeiwinkte.

Dann reichte sie ihm die Hand und betrachtete ihn wieder mit ihren braunen Augen, während sie an das dachte, was einst zwischen ihnen gewesen war. Svend merkte es und beeilte sich, ihren Gedankengang zu unterbrechen.

»Dann werde ich mir das Vergnügen machen, Ihren Mann morgen zu besuchen!« sagte er geschäftsmäßig.

»Ja, bitte,« sagte sie und ging mit ihm den Knaben entgegen.

Nachdem Henning und Jörgen vorgestellt worden waren und Stiefel und Strümpfe angezogen hatten, kehrten sie alle zusammen zur Stadt zurück.

79. KAPITEL

Lisbeth war gerade mit ihrer Arbeit fertig geworden. Sie saß müde am Fenster und blickte hinaus. Wo blieben sie doch nur? Es war schon halb dunkel. Und die Kinder hatten ihre Schularbeiten noch nicht gemacht.

Da sah sie im Fensterspion Svend mit einer fremden Dame die Straße entlang kommen, so vertraulich, als hätten sie sich schon jahrelang gekannt.

Es ging wie ein Stich durch ihr Herz. Sie versuchte vergeblich, es auf die leichte Schulter zu nehmen, sie wollte ihn nicht einmal fragen, er schuldete ihr ja auch keine Rechenschaft. Als er aber auf dem Vorplatz stand und sich die Füße auf der Matte trocknete, während die Knaben ihr entgegensprangen, um ihr zu zeigen, was sie gefunden hatten, da konnte sie es doch nicht lassen.

»Mich dünkt, du gehst mit einer Dame,« sagte sie in einem Ton, der gleichgültig sein sollte.

»Ja,« sagte er, und sah hastig auf, ob er ihren Tonfall richtig verstanden habe. »Es war Frau Christensen, die Frau des Schiffsbauers. War das nicht eine amüsante Begegnung? Wir sind gute Bekannte aus meinen Studententagen, haben fast ein ganzes Jahr in demselben Pensionat gewohnt —«

Lisbeth antwortete nicht, sondern beschäftigte sich eifrig mit den Knaben.

»Aha!« dachte Svend und war froher als seit langem.

Am nächsten Tage machte Svend sich fein. Er nahm seinen Zylinder aus dem Kleiderschrank und bürstete ihn sorgsam.

Das war ein so ungewohnter Anblick, daß Lisbeth, die im selben Augenblick vorbeiging, die Frage nicht unterdrücken konnte:

»Willst du einen Staatsbesuch machen?«

»Ja, bei Christensens!«

Sie blickte von der Seite zu ihm auf.

»So!« sagte sie nur und ging weiter.

Das Herz war ihr schwer und sie grübelte darüber, was dies wohl zu bedeuten habe.

Nicht einmal sein Vertrauen besaß sie mehr.

Es verging eine Stunde; Svend kam nicht. Es vergingen zwei; er war noch immer nicht da.

Sie war schlechter Laune und antwortete den Leuten kurz.

Es wurde Mittag. Das Essen war fertig, aber Svend kam noch immer nicht.

Sie setzte sich mit den Knaben an den Tisch und zwang sich freundlich zu sein.

Als Svend spät am Nachmittage nach Hause kam, ging er gleich zu ihr ins Zimmer, ohne vorher Mantel und Hut abgelegt zu haben.

»So, jetzt kommt Schwung in die Sache!« sagte er strahlend.

Sie antwortete nicht. *Ihr* hatte er ja nichts anvertraut, und sie wollte sich nicht aufdrängen.

»Wir haben schon gegessen!« sagte sie nur.

Ihr Ton verletzte ihn. Er sah sie einen Augenblick an. Dann nahm er seinen Hut, um hinauszugehen. In der Tür wandte er sich noch einmal um und sagte:

»Frau Christensen wollte durchaus, daß ich bei ihnen zu Mittag essen sollte.«

»Das kann ich mir denken,« sagte Lisbeth und biß sich auf die Lippen.

Am nächsten Morgen ging Svend zu den Arbeitern und sagte, er habe sich die Sache überlegt und er könne die Bürde eines Stadtverordneten nicht übernehmen. Aber er wolle ihnen raten, es noch eine Weile mit Christensen zu versuchen.

Sie waren sehr enttäuscht. Davon könne keine Rede sein. Christensen müsse auf alle Fälle weichen. Und wolle Byge nicht seine Stelle einnehmen, so müßten sie einen anderen suchen.

Aber es waren keine drei Tage vergangen, als der »schwarze Jensen«, derjenige von den Arbeitern, mit dem Svend am meisten zu tun gehabt hatte, in der Mittagszeit am Hafan hinter Svend hergelaufen kam.

»Wissen Sie schon das Neueste,« sagte er ganz atemlos vor Eifer, »Christensen hat seinen Jungen in die Volksschule geschickt. Was mag das zu bedeuten haben?«

»Er hat sich wohl überlegt, daß es so am besten für seinen Jungen ist!« sagte Svend unbefangen.

»Nee, nee! Ich will eher glauben, daß er sich nicht von Ihnen übertrumpfen lassen will. Weiß er schon, daß Sie die Wahl nicht annehmen wollen?«

»Das glaube ich kaum!«

»Sehen Sie wohl, da haben wir's! – Aber es ist dennoch ganz schneidig von ihm.«

Eine Stunde später war das Gerücht in der ganzen Stadt verbreitet. Nicht nur auf der Werft und im Hafen wußte man es, sondern die Leute in den Straßen hielten sich gegenseitig an, um die unerhörte Begebenheit zu besprechen.

»Das ist dieser Byge mit seinen verfluchten Ideen!« sagte der Apotheker zum Zahnarzt. »So was steckt an, will ich Ihnen sagen.«

Als Christensen gegen Feierabend groß und breit mit seinen langen Schritten zur Werft kam, um die Arbeit des Tages in Augenschein zu nehmen und dem Werkführer seine Befehle für den nächsten Tag zu geben, da begegnete er den Arbeitern, die nach Hause gingen. Sonst pflegten sie müde und übellaunig allein oder zu zweien zu gehen. Heute abend gingen sie in einem großen Haufen.

Der »schwarze Jensen« war der erste, der des Prinzipals ansichtig wurde. Sie hatten gerade von ihm gesprochen und fühlten sich wie auf frischer Tat ertappt.

Einige zögerten, andere wollten zur Seite treten. Jensen aber hielt sie zurück. Er hatte sich zur Feier des Tages einige Extraschnäpse zu Gemüte geführt und

hatte die dunkle Empfindung, als ob etwas Besonderes geschehen müsse.

Als Christensen an ihnen vorbeiging, zog er zuerst den Hut. Es lag ein schelmischer Blick in seinen Augen, als verberge sich ein Lächeln in seinem großen Vollbart.

Der Haufe blieb stehen und erwiderte seinen Gruß; und ohne daß jemand wußte, wie es eigentlich zuging, brachten sie dem Schiffbauer ein Hurra.

Christensen sah aus, als ob er etwas sagen wollte; aber es wurde nichts weiter als ein »Danke«, während er weiterging.

Eine Woche vor den Stadtratswahlen wurde der Hafen und die Werft durch eine neue sensationelle Begebenheit in Aufruhr versetzt.

Eines Morgens begann eine Schar Arbeiter unter Aufsicht eines Hafenbeamten die großen Steine in Christensens Bollwerk, die die Grenze zwischen dem Fischereihafen und der Werft bildeten, zu lockern. Von beiden Seiten kamen Neugierige und wollten sehen, was hier los sei.

Man wollte es nicht glauben, bevor man sah, daß es mit dem Abfluß ernst wurde.

Als Christensen tags darauf zur Mittagszeit groß und breit dahergegangen kam, um die Arbeit zu besichtigen, stand ein Haufe Fischer auf dem Bollwerk mit der Pfeife im Munde.

Es ging hier wie auf der Werft. Zuerst wollte man sich drücken; aber dann war da ein beherzter Mann, der fand, daß der Schiffsbauer wissen solle, daß man zufrieden sei.

Christensen grüßte wie gewöhnlich zuerst. Als man die Mützen abnahm, wurde es zu einem langen Hurra, ohne daß jemand wußte, wer eigentlich angefangen hatte.

Von dem Tage an war Christensen ein beliebter Mann in der Stadt. Und wenn Svend nicht selbst sein Lob am eifrigsten verbreitet hätte, würde zweifellos seine eigene Popularität darunter gelitten haben.

Nachdem die erste Überraschung sich gelegt hatte, errieten die Verständigsten, daß Byge selbst einen Finger im Spiel gehabt hatte.

Christensen wurde mit Glanz gewählt und was noch mehr war, es ging, wie der Apotheker prophezeit hatte: Die verfluchte Idee mit der Volksschule steckte an.

Die Kontoristen des Schiffsbauers und die übrigen festen Angestellten, die sonst mit Mühe das teure Schulgeld in den Privatschulen bezahlt hatten, wurden plötzlich demokratisch und schickten ihre Kinder in die Volksschule. Was Christensen tun konnte, das konnten sie auch wohl.

Es wurde eine reine Modesache für die Kaufleute und Handwerker der Stadt, Christensens Beispiel zu folgen, um so mehr, als es eine so angenehm sparsame Mode war.

Der Beamtenstand aber war wütend.

Es kam ihnen vor, als läge eine Revolution in der Luft in ihrer guten Stadt.

Jetzt galt es, die gesunden konservativen Prinzipien gegen die verderblichen Auswüchse des Sozialismus zu verteidigen, die dieser Schelm, der von Gott weiß woher gekommen war, mit seiner Konkubine und seinen unehelichen Knaben, einführen wollte.

Die beiden Realschulen der Stadt, die sonst in offener Feindschaft miteinander gelebt hatten, schlossen sich in dem gemeinsamen Interesse zusammen. Die Direktoren gingen zusammen zum Bürgermeister und klagten ihre Not. Die Schülerzahl sei so stark zusammengeschmolzen, daß man das Lehrpersonal einschränken oder das Schulgeld erhöhen müsse, wenn man keine Hilfe bekäme.

Der Bürgermeister war ein steifer und recht denkender Bürokrat. Er meinte, daß das Geschehene ein Auswuchs desselben Geistes sei, der zu dem unglückseligen Systemwechsel geführt, der Leuten, die ohne die geringste akademische Bildung waren, das Ministerportefeuille verschafft hatte. Hier sah man die Folgen. Es würden noch schlimmere Dinge geschehen, wenn man nicht an höchster Stelle einsah, daß eine Umkehr notwendig sei. Er sah aber ein, daß vorläufig nichts anderes zu machen war, als daß die gute Gesellschaft selbst Justiz üben müsse.

Der Apotheker übernahm mit Freuden den ehrenvollen Auftrag, im »Klub von 1888« – der die Spitzen der Stadt zu Sitzungen, Konzerten und Bällen vereinigte, und zum Gegensatz zu dem uralten allgemeinen Bürgerklub »der feine« genannt wurde – den Vorschlag vorzubringen, daß das Hafenhôtel boykottiert werden solle.

Die Demonstration wurde einstimmig angenommen. Die Mitglieder verpflichteten sich, die Lokale des Hôtels weder zu öffentlichen noch privaten Zusammenkünften zu benutzen.

80. KAPITEL

Fräulein Franzen war die erste, die die Neuigkeit erfuhr.

Sie kam des Morgens zu Lisbeth in die Plattstube und sagte: »Ich will Ihnen nur sagen, Fräulein, daß es so nicht weiter geht.«

»Was soll das heißen?«

»Der ›feine‹ hat gestern beschlossen, daß er dem Hôtel seine Kundschaft entziehen will. Darauf habe ich schon lange gewartet.«

»Was geht das Sie an?«

»Das geht mich insofern etwas an, als ich hiermit zum Ersten kündige. Wollen Sie so freundlich sein, Herrn Byge das zu sagen.«

»Warum tun Sie das nicht selbst?«

»Ach Gott, es geht ja immer alles durch Sie, Fräulein.«

Lisbeth verstand. Es war also so weit gekommen, wie sie gefürchtet hatte.

Sie dachte an die erste Zeit ihres Hierseins. Wie waren sie glücklich miteinander gewesen! Wie hatte sie sich der Kinder gefreut!

Damals war sie ihm unentbehrlich gewesen. Und jetzt – kein Vertrauen mehr, keine Kameradschaft. An dem Tage, an dem sie ihn zuerst mit Frau Christensen gesehen hatte, war der Umschlag geschehen.

Was die beiden nur zusammen hatten? Ob es wirklich nur Geschäfte waren, die ihn zu Christensens führten?

Und trotzdem das grundlose Geklatsch über Svend und sie. Es war bald nicht mehr zum Aushalten. Wenn es nicht der Knaben wegen wäre, so ginge sie auf und davon.

Als Svend nach Hause kam, erzählte sie ihm, was Fräulein Franzen gesagt hatte.

Er lachte nur darüber.

»Ich pfeife auf den Klub von 1888,« sagte er, »und was Fräulein Franzen betrifft, so ist sie nicht mehr als jede andere wert, laß sie nur gehen.«

»Aber sie war frech,« sagte Lisbeth.

Svend sah auf und verstand sie gleich. Dann klingelte er.

»Fräulein Franzen,« sagte er zum Kellner.

Die Büfettmamsell stellte sich neben die Tür mit den Händen in die Seite und brannte darauf, alles das zu sagen, was sie sich vorgenommen hatte.

Svend zählte eine Summe auf den Tisch.

»Hier,« sagte er ruhig, »ist Ihr Lohn und Kostgeld bis zum Ersten – und nun vor Abend aus meinem Hause!«

Fräulein Franzen war vor Verwunderung ganz stumm. Nachdem sie das Geld genommen hatte, drehte sie sich in der Tür um und sagte nur:

»Adieu und ich danke auch schön!«

Svend hatte ein gutes Wort von Lisbeth erwartet; aber sie sah aus dem Fenster und erwartete, daß er zu ihr kommen sollte.

Da sagte er:

»Ich kann dir eine Neuigkeit erzählen, Lisbeth.«

»So?«

»Ich habe in Sandöre einen Bauplatz für ein Badehotel gekauft, das Christensen für mich bauen will. Es soll bis zum nächsten Sommer fertig sein.«

Sie drehte sich um und sah ihn an. Das sagte er ihr jetzt erst. Frau Christensen hatte es wahrscheinlich schon lange gewußt. Es war vielleicht eine Idee von ihr, da ihr Mann das Hotel bauen sollte.

Das Blut stieg ihr zu Kopf.

»Dann bist du wohl mit Christensen dort gewesen und hast alles Notwendige in Sandöre verhandelt, denn hier zu Hause haben wir dich ja fast nicht gesehen in der letzten Zeit.«

»Ja, das bin ich.«

Sie wandte sich von ihm ab, damit ihre Augen ihm nicht ihren Zorn und ihre Enttäuschung verraten sollten.

»Seine Frau hat euch wohl begleitet?« sagte sie und bereute es im selben Augenblick.

Sie summte vor sich hin und eilte aus dem Zimmer, bevor er Zeit hatte zu antworten.

Von dem Tage ging es beständig mit Lisbeths Laune bergab. Sie fühlte sich überflüssig, obgleich die Arbeit im Hotel vollständig auf ihr ruhte, weil Svend ganze Tage, ja bisweilen auch Nächte in dem etwas nördlich gelegenen Sandöre verbrachte.

Wenn sie so den ganzen Vormittag allein umherging, begann sie ernstlich daran zu glauben, daß ein Liebesverhältnis zwischen Svend und Frau Christensen bestehe. Er sah ja aus wie das personifizierte Glück, während sie sich Tag für Tag grämte, so daß selbst das Personal im Hotel es ihr ansehen konnte. Sogar Henning kam eines Abends zu ihr hin und legte seine Wange gegen ihre, indem er fragte:

»Bist du krank? Du siehst so traurig aus?«

Sie versuchte sich stolz und hart zu machen.

Das Beste wäre vielleicht, sie packte ihr Zeug und ginge davon.

Aber da waren die Knaben, die sie nicht mehr entbehren konnte.

Dennoch war sie reizbar und ungerecht gegen sie. Sie konnte nicht dagegen an, denn sie glichen ihm allzusehr. Wie war es traurig, daß sie gegen die, die ihrem Herzen am nächsten standen, so bitter geworden war! Aber er allein trug die Schuld.

Als das Frühjahr schließlich kam – als die Fenster offen standen und die milde, frische Luft hereinließen, die von dem großen bebenden Meer kam und über Sand und Heide strich, als das Blut durch die Adern jagte und unter der Haut prickelte – da konnte sie es nicht länger aushalten.

Härte und Stolz fielen von ihr ab. Sie, die nicht geweint hatte, seit ihr Kind gestorben war, lag nun ganze Nächte und weinte herzbrechend.

Sie schämte sich dessen, meinte, daß sie nicht wohl sei; sie konnte gewiß die Seeluft nicht vertragen. Und zum erstenmal dachte sie ernstlich daran, fortzureisen.

Die Knaben verstanden sie nicht. Sie fingen an sich vor ihr zu fürchten. Bisweilen zog sie sie an sich und küßte sie mit plötzlicher Heftigkeit, zu anderen Zeiten konnte sie sie hart anblicken und sie wegen des geringsten Versehens bestrafen.

Da geschah es, daß sie Jörgen eines Abends in ihrer gereizten Stimmung eine Ohrfeige gab. Es war das erstemal, daß sie einen von ihnen schlug. Sie bereute es sofort und wollte ihn abends beim Gute-Nacht-sagen küssen. Er aber wandte sich angstvoll von ihr ab. Und Henning kehrte ihr beleidigt den Rücken.

Als sie in ihr Zimmer kam, setzte sie sich ans offene Fenster – die hellen Nächte hatten gerade begonnen – und starrte hilfeschend übers Meer, bis sie schließlich einen Entschluß faßte. Sie sagte sich selbst, wenn es so weiterginge, so würde ihr Gemüt sich gegen ihn und sie und gegen alle verbittern. Sie hatte keine Wahl. Niemand kann sein Herz zwingen. Deshalb faßte sie den Entschluß fortzureisen.

Tags darauf kam Svend von Sandöre nach Hause.

Er war in strahlender Laune, stutzte aber, als er den Ausdruck in ihrem Gesicht sah.

»Bist du krank?« fragte er ängstlich und streckte die Hand nach ihr aus.

Sie wandte sich ab und nahm all ihren Mut zusammen.

Jetzt *wollte* sie es sagen.

»Ich glaube, ich kann die Seeluft nicht vertragen,« sagte sie, »ich will fortreisen.«

Er blickte sie überrascht an und konnte nicht gleich eine Erwiderung finden.

Sie wagte ihn nicht anzusehen, wußte deshalb nicht, daß er bleich geworden war und ihre ganze teure Gestalt – von dem aschblonden Haar bis zu den festen, weichen Schultern und den starken, runden Armen – mit einem warmen Blick umfaßte.

Er aber sah, wie ihre Lippen zitterten, er sah, wie sie sie fest aufeinander pressen mußte, um ihr Gesicht zur

Ruhe zu zwingen. Und alles was er sah, ließ ihn verstehen, was ihre Stirn und ihr Mund und ihre Augen seinem Herzen zuflüsterten. Dennoch wollte er nicht noch einmal beginnen, bevor er seiner Sache ganz sicher war. Sie hatte damals in den Dünen den Kopf geschüttelt. Das hatte er nicht vergessen.

»Ich wollte dir gerade sagen,« begann er schließlich, »daß das Hotel in Sandöre fertig ist. Ich hatte mir gedacht, daß wir alle die Sommerferien dort verbringen wollten. Ich hatte mich so darauf gefreut, wieder wie in der ersten Zeit mit dir und den Knaben am Strande spazieren zu gehen.«

Fast wäre sie ihm um den Hals gefallen – es war der liebevolle Klang seiner Stimme, der sie dazu verlockte; aber sie beherrschte sich und sagte mit der leisen Stimme, die solch tiefen Klang hatte, in den er sich gleich an dem ersten Neujahrsabend verliebt hatte:

»Das will ich gern, Svend. Darauf freue ich mich! Aber« – fügte sie leise hinzu, während der Lichtschein von ihrem Gesicht verschwand, weil ihr eingefallen war, daß Frau Christensen wahrscheinlich auch zum Sommer dort Seebäder nehmen sollte – »aber zum Herbst will ich von hier fort.«

Er sah sie wieder an, nein, er konnte nicht aus ihr klug werden.

»Wie du willst, Lisbeth!« sagte er still und begann die Post durchzusehen, die auf seinem Schreibtisch lag.

81. KAPITEL

Es war an einem stillen Juninachmittag.

Lisbeth und Svend saßen zusammen auf der offenen Veranda, von wo sie einen weiten Ausblick über Himmel und Meer hatten. Die Knaben spielten in einem kleinen sandigen Garten zu ihren Füßen.

Eine ganze Woche hatten sie in schönster Harmonie miteinander verlebt, am Strande spaziert und im Sand gefaulenzt, während die Junisonne ihre Wangen durchglüht hatte. Es war ein gesegnetes Wetter gewesen. Sie hatten große Spaziergänge gemacht, Bernstein gesucht, den Frühlingsschrei des Kibitz über den mageren Ackerfeldern in Sandöre gehört, hatten gesehen wie der Austernfischer mit seinem roten Schnabel im niedrigen Flug das stille Wasser über den Sandbänken durchsuchte. Sie hatten mit den Fischern in dem Sandörer Fischerdorf gesprochen. Svend kannte sie alle, die Alten in ihren Flausröcken mit den goldenen Ohringen, den struppigen Bärten und den Augen, die vom Meer, über das sie vom ersten Tage ihrer Geburt an geblickt hatten, blau geworden sind.

Sie hatte nicht gewußt, daß Svend die Fischer so gut kannte. Sie plauderten mit ihm, als gehöre er zu ihnen.

Wie ein Traum war ihr diese Zeit gewesen, so schön, daß sie sich hüten mußte, daß nicht neue Hoffnung in ihr aufblühte.

Jetzt sitzen sie beim Nachmittagskaffee mit einem kleinen niedrigen Tisch vor sich. Ihnen ist so wohl, daß keiner von ihnen Lust hat zu sprechen.

Da knirschen rasche Schritte über den Kies, der vor dem Hause gestreut ist.

Lisbeth sieht zur Seite, von einer plötzlichen Ahnung ergriffen.

Richtig. Da kommt Knud auf seinen dicken Beinchen auf Henning und Jörgen zugelaufen; er ist leichtfüßiger als früher. Und kurz darauf grüßt Frau Christensen mit ihrem Sonnenschirm zu Svend herauf, der sich erhebt und ihr entgegengeht.

»Guten Tag, guten Tag,« ruft sie atemlos.

Jetzt ist sie ganz bis zum Haus gekommen. Sie schüttelt den Knaben die Hand. Dann wird sie Lisbeths ansichtig, die sich im selben Augenblick erhebt. Sie ist blaß; es ist das erste Mal, daß sie die Frau, deren Rivalität sie fürchtet, in der Nähe sieht.

Svend wendet sich zur Veranda um.

»Darf ich Ihnen Fräulein Ström vorstellen, die meinen Knaben wie eine Mutter ist! – Frau Christensen, von der ich Ihnen erzählt habe.«

Agnete wirft einen scharfen und kritischen Blick über Lisbeths aschblondes Haar und große blaue Augen.

Dann grüßt sie mit vornehmer Zurückhaltung und gibt den Knaben eine Tüte Konfekt, die sie ihnen aus der Stadt mitgebracht hat.

»Ja, lieber Herr Byge, hier haben Sie mich und während der nächsten vierzehn Tage werden Sie mich nicht wieder los. Der Doktor will, daß ich Seebäder nehmen soll, obgleich ich eigentlich keine Lust dazu habe. Aber er sagt, es ist gerade meine Trägheit, die ich überwinden muß.«

Lisbeth fühlt sich grenzenlos überflüssig und merkt auch, daß die Situation Svend bedrückt.

Erst will sie still ihres Weges gehen, aber sie kann doch der Versuchung nicht widerstehen, jetzt, wo sie sie zum erstenmal zusammen sieht, ihr Verhältnis durch persönliche Anschauung zu beurteilen. Weshalb sollte sie auch weichen?

Sie geht die Verandatreppe hinunter und macht eine Bemerkung übers Wetter.

Agnete sieht sie an, als habe sie ihre Gegenwart ganz vergessen.

»O ja, es ist warm – jetzt haben wir ordentlich Sommer bekommen. – Was ich sagen wollte, Herr Byge, denken Sie sich nur, mein Mann hat sich in den Kopf gesetzt, daß er sich hier draußen eine Villa bauen will.«

Svend lächelt und nickt. Dann schlägt er ihr vor, ihr das Hotel zu zeigen.

Als sie nach einer Weile zurückkommen, hört Lisbeth ihn sagen:

»Mit Vergnügen, gnädige Frau! Sie können die beiden Zimmer dort oben mit Balkon bekommen. Von dort haben Sie die herrlichste Aussicht. Aber die Kost

müssen Sie vorläufig im Wirtshaus nehmen. Wir sind nämlich noch nicht fertig mit der Küche und leben ganz auf Feldfuß. Wir haben noch die Handwerker im Hause.«

»Gott sei Dank!« denkt Lisbeth, fühlt sich aber im selben Augenblick durch ihren eigenen armseligen Trost gedemütigt.

Sie richtet sich stolz auf und geht durch die Veranda an den beiden vorbei.

»Gehen Sie fort, Fräulein Ström?« fragt Svend.

»Ja!« sagt sie und geht hochaufgerichtet an ihnen vorbei auf ihr Zimmer.

Als Frau Christensen und der Kleine zum Wirtshaus gegangen sind, wo sie übernachten wollen, bis Svend die Zimmer hat instandsetzen lassen, als Henning und Jörgen schlafen und alles still ist, geht Lisbeth auf die Veranda hinunter, wo Svend sitzt und über das Meer und in die helle Nacht hinausstarrt.

Sie hat es sich lange genug überlegt. Sie fühlt, daß sie dieser Situation nicht gewachsen ist. Deshalb will sie weichen. »Svend!« sagt sie und hält sich fest an dem Stuhl, der neben ihm steht.

Er sieht zu ihr auf, wie sie dort im Halbdunkel steht, während die helle Nacht ihre zitternden Schatten über ihre Schultern und über das weiße Gesicht legt, das geradeswegs auf ihn gerichtet ist.

»Ich kann nicht mehr!« sagt sie tonlos, »ich reise morgen fort.«

Er erhebt sich und will ihre Hand fassen.

»Lisbeth!« Das ist alles, was er über die Lippen bringen kann.

Sie aber zieht die Hand heftig zurück, während sie fühlt, daß sie alles das, was sie solange getragen, nicht mehr zurückhalten kann.

»Ich weiß nicht, ob etwas zwischen dir und ihr ist – es geht mich ja auch nichts an. Aber das weiß ich, daß ich zu gut bin, um mit solchen Blicken betrachtet zu werden, wie diese geputzte Dame sie mir zugeworfen hat. So eine kann leicht mit dem Leben fertig werden. Sie ist zeitlebens auf Händen getragen und von einem Mann beschützt worden, den sie gewiß noch obendrein betrügt. – Rühr mich nicht an! – Du hast ganz recht, davon weiß ich nichts, und es geht mich auch nichts an. Das ist es auch gar nicht, was ich dir sagen wollte.«

Sie tritt ganz nahe an ihn heran; ihre Augen blitzen dunkel durch die helle Dämmerung.

»Ich will nicht bei dir sein, wenn ich überflüssig bin. Ach, es ist ganz anders geworden, wie ich gedacht hatte. Als du schriebst, daß du mich nicht entbehren könntest – erinnerst du dich noch? – Da glaubte ich dir und kam sofort. Aber jetzt weiß ich, daß es dein Hotel war, das mich nicht entbehren konnte. Und als du deine Knaben zu dir kommen ließt – erinnerst du dich noch? – Da konntest du mich auch nicht entbehren. Aber es

waren deine Knaben, die mich nicht entbehren konnten. Nicht du selbst.«

Sie merkt, daß ihre Stimme im Begriff ist, ihr den Dienst zu versagen, aber sie beherrscht sich, denn sie will sich jetzt alles vom Herzen herunterreden.

»Du selbst, Svend, hast mich gut entbehren können. Ja, in der ersten Zeit, da hatte ich dein Vertrauen. Aber das war schnell vorbei. Im letzten Jahr habe ich dich kaum bei den Mahlzeiten gesehen. Ganze Tage und Nächte bist du fort gewesen – hier in Sandöre? – vielleicht – was weiß ich? – Aber es ist wie ich sage, du – für dich bin ich überflüssig geworden!«

Sie wendet sich von ihm ab. Er sieht es ihren Schultern an, wie ein lautloses Schluchzen sie schüttelt, während sie kämpft, um stark zu bleiben.

»Lisbeth!« sagt er und greift nach ihrem Arm; aber sie entzieht sich ihm, »hör mich einen Augenblick ruhig an, dann will ich dir etwas erzählen, was dir Freude machen wird.«

Sie will ihn unterbrechen.

»Du sollst mich hören!« sagt er und tritt dicht an sie heran, »du, die in jener Nacht in mein Schicksal griff, wie niemand anderes es vor dir getan hat, sollst auch wissen, was sich für mich daraus entwickelt hat.«

Es tut ihr wohl, daß er jene Nacht erwähnt. Jetzt schweigt sie, um ihn anzuhören.

»Als ich in London auf den Fischmarkt ging, kam mir zum erstenmal ein bestimmter Gedanke; aber ich

ließ ihn wieder fallen. Welchen Wert hatten auch meine Ideen? Ich hatte es gelernt, mich vor meinen eigenen Gedanken zu hüten. Aber jedesmal wenn ich den ungeheuren Markt sah, wo Fische aus allen Weltgegenden feilgeboten wurden, außer aus Dänemark, kamen mir die Gedanken von neuem. Eine Ernte von vielen Millionen Pfund; wir Dänen aber waren nicht dabei. Dann vergaß ich sie wieder eine Zeitlang, bis ich zum drittenmal hier nach Aaberg kam. Als ich den Fischerhafen hier wiedersah, das übelriechende Wasser, die kleinen Fischerboote, da kamen mir alle die alten Gedanken wieder. Ich erinnerte mich an all das, womit ich mich im Ministerium beschäftigt hatte – ich erinnerte mich der Fischer, die in einer Deputation aus Sandöre gekommen waren. Dieselben, mit denen du hier in diesen Tagen gesprochen hast. Ich hatte einst davon geträumt, ihr Abgeordneter im Reichstag zu werden. Siehst du, Lisbeth, von dem Tage, wo ich meine Füße in diese Stadt setzte, hat mich dieser Gedanke nicht verlassen. Mit ihm vor Augen kaufte ich das Hotel. Aber ich gelobte mir selbst, daß ich niemand von dem Ziel, das ich mir gesetzt hatte, etwas sagen wollte, nicht einmal dir. Denn ich habe einmal durch bittere Erfahrungen gelernt, daß man nicht Herr über einen Plan ist, den man von sich gegeben hat; und ich konnte seine Aussichsmöglichkeiten nicht beurteilen, bevor ich festen Grund unter den Füßen hatte.«

Er wandte sich um und blickte über das stille Meer, das im Dunst der Sommernacht dalag und ihm zu lauschen schien.

»Jetzt sage ich es zum erstenmal: Ich will dem Lande eine neue Einnahmequelle verschaffen, ich will nicht ruhen, bevor die Fischer Schiffe bekommen haben, die zu den großen Fischplätzen fahren und denselben Gewinn mit heimbringen können, wie die Fischer anderer Nationen. Was Deutsche, Holländer, Franzosen, Engländer können – bei Neufundland, bei den Nordseebänken, bei der isländischen Küste – das können Dänen ebensogut. Wir haben ein Geschlecht von Fischern, das hinter keinem anderen zurückzustehen braucht. Ich weiß es, denn jetzt kenne ich sie. Ich glaube sogar, daß sie der Kern unserer Nation sind. Hier in Sandöre, das ich jetzt kenne und das mich kennt, will ich den Anfang machen. In Aaberg soll ein Exempel gegeben werden. Hier sollen die ersten Gelder erhoben und die ersten Schiffe gebaut werden. Keine kleinen Benzin- oder Petroleumboote, wie wir sie schon haben, die einige Meilen von der Küste ins Meer hinaus dampfen können; sondern seetüchtige Schiffe – Schoner von 80 bis 100 Tonnen, die an den großen internationalen Fischfängen teilnehmen können, die monatelang unterwegs bleiben, an Bord reinigen und salzen, die im Biskayischen Meerbusen Steinbutt und Zungen fischen oder mit den Holländern die großen Heringszüge im Frühjahr und Herbst abwarten können. O du kannst

mir glauben, ich weiß jetzt Bescheid! – Siehst du, deshalb habe ich mich um Christensen bemüht; ich konnte ihn gebrauchen. Wenn er uns die Schiffe bauen will, muß er auch behilflich sein, das Geld zu schaffen, deshalb ging ich in seinem Hause aus und ein – deshalb befreundete ich mich mit seiner Frau. Aaberg ist nur der Anfang. Später soll das ganze Land daran teilnehmen. Es soll zu einer nationalen Sache werden, denn es ist eine nationale Sache, einen ganz neuen Erwerb zu schaffen; und es ist unbegrenzt, was aus dem Meer geerntet werden kann. Und wenn es erst eine nationale Sache geworden ist, dann heuern wir durch die Konsulate die Dänen, die in fremden Diensten an den großen Fischfängen teilgenommen haben. Es gibt Dänen sowohl auf amerikanischen wie auf englischen Schiffen. Sie sollen unsere jungen Fischer alles das lehren, was sie selbst gelernt haben. – Dann aber kommt das Wichtigste. Geld, Lisbeth, ist nicht genug. Es ist wie bei einer Landesverteidigung: Festung und Kanonen genügen nicht, man muß Menschen haben, die sie bedienen. Weißt du, warum ich meine Knaben in die Volksschule geschickt habe? Weil sie von klein auf abgehärtet werden und in Kameradschaft mit den Kindern der Fischer und Arbeiter leben sollen. Meine Knaben sollen nicht studieren, sie sollen keine akademischen Bürger werden wie ihr Vater. Nein, sie sollen ins Leben hinaus. Sie sollen in die Fischereilehre! – Das ist etwas Neues, Lisbeth, nicht wahr, und klingt komisch? – In

die Fischereilehre! – Aber du sollst sehen, in zehn Jahren wird es ebenso allgemein sein, seine Kinder in die Fischereilehre wie zur Landwirtschaft oder in die Handelslehre zu geben. Sind nicht alle Fächer überfüllt? Wird nicht überall, wo die Jungen vorwärts wollen, geklagt! Es ist kein Platz für sie da. Und hier lassen wir einen Erwerb liegen, der Tausende und Abertausende von unseren jungen Leuten beschäftigen kann.«

Lisbeth hatte ganz still dagesessen und gelauscht, während ihre Augen groß auf ihm ruhten, wie er vor ihr stand und auf das lauschende Meer hinaus sprach.

Als er innehielt und sich die Stirn trocknete, erhob sie sich und legte ihre Hände auf seine Schultern.

Ihr Gemüt war erfüllt von dem, was er ihr gesagt hatte; es machte ihren eigenen Kummer so klein – es machte sie demütig.

Dann wandte er sich zu ihr um und sagte mit einer Stimme, die tonlos war vor unterdrückter Bewegung:

»Und an all diesem solltest du nicht teilnehmen?«

Sie legte den Arm um seinen Nacken und blickte verwundert in seine hellen Augen. Sie wollte etwas sagen, aber die Stimme versagte ihr den Dienst.

»Ohne dich,« sagte er und beugte sein Gesicht auf sie herab, aber er brachte den Satz nicht zu Ende – »glaubst du, daß ich vergessen habe, daß du es warst, die –?«

Sie antwortete nicht, drückte nur ihr Gesicht gegen das seine.

Jetzt verstand sie endlich alles.

»Du hättest mich gleich haben können!« sagte er und küßte ihre Augen, »erinnerst du dich nicht des Tages in den Dünen, als du den Kopf schütteltest?«

»Ich glaubte, du tätest es der Kinder wegen. Aber ich wollte meiner selbst wegen erwählt werden.«

82. KAPITEL

Am Herbst wurden Svend und Lisbeth in der kleinen Kirche in Sandöre getraut.

Niemand wußte von dem Tage, ausgenommen die Fischer. Sie waren in ihrem besten Staat vertreten und begleiteten sie zum Wirtshaus, wo Svend ein Hochzeitsessen gab.

Erst Tags darauf wurde die Begebenheit in Aaberg bekannt.

Seit Svend bei Christensens aus und ein ging, hatten die Klatschbasen der Stadt genug zu reden bekommen. Es war durchgesickert und von dem Schiffsbauer selbst bestätigt worden, daß die Knaben ehelich geboren waren. Svend sei wirklich verheiratet gewesen und Lisbeth sei nicht ihre Mutter.

Nur »der Feine« von 1888 war noch immer zurückhaltend. Die Hochzeit veränderte nichts an der Sachlage. Das wäre ja nur die offizielle Bestätigung, daß etwas Wahres an den Gerüchten gewesen sei. Die Entüstung war nun einmal in der guten Stadt geweckt worden.

Frau Christensen machte mit ihrem Mann eine feierliche Visite im Hotel. Agnete hatte eigentlich nicht mitgehen wollen; der Schiffsbauer aber, der den größten Respekt vor Svend hatte und ihn außerdem seit der Geschichte mit der Stadtratswahl etwas fürchtete, hatte ein Machtwort gesprochen. Er hatte es durchgesetzt, daß sie in dem neuen Coupé hingefahren waren, eine von Aabergs Sehenswürdigkeiten. Die ehemalige Büfettmamsell sollte doch wissen, in welche Gesellschaft sie durch die Verdienste ihres Mannes gekommen war.

Lisbeth war glücklich. Das zärtliche oder wehe Lächeln, das Svend nicht hatte vergessen können, war auf ihre Lippen zurückgekehrt und schien nicht wieder weichen zu wollen.

Svend fühlte so viele neue Kräfte in sich, daß er sich Gewalt antat, damit die unvorsichtige Übereilung seiner ersten Jugend sich nicht wieder seiner bemächtigen sollte, jetzt, wo es galt, vorsichtig und besonnen zu sein.

Der Bürgermeister saß eines Vormittags in seinem hübschen Studierzimmer, wo die eine Wand Reproduktionen bedeutender Künstler aus der Renaissancezeit geweiht, während die andere teils Familienporträts vorbehalten war, teils einer Auswahl bekannter Politiker, die seit dem goldenen Zeitalter der Nationalliberalen – ein Lieblingsausdruck des Bürgermeisters – die konservativen Interessen des Landes gewahrt hatten.

Er saß in seinem Lehnstuhl am Fenster und hatte einige Akten vor sich, von denen ein größerer Haufe auf dem Schreibtisch lag.

Als er zufällig seinen Blick hinter der Brille hob, sah er den Hotelbesitzer Byge schräg über die Straße auf seine Villa zukommen.

Was in aller Welt will dieser Mensch hier?

Der Bürgermeister wollte gerade klingeln, um sich verleugnen zu lassen, aber seine Neugierde siegte. Er setzte sich schleunigst zurecht, nahm Svends Karte entgegen und sagte dem Stubenmädchen, daß er zu Hause sei.

Einen Augenblick später stand Svend in der Tür und verbeugte sich.

Der Bürgermeister hatte sich halb erhoben, sagte guten Tag und forderte ihn mit einer Handbewegung auf, Platz zu nehmen.

Er war etwas erstaunt über Svends Auftreten. Merkwürdig, was solche Art Leute – Kellner oder Portier oder was er ursprünglich gewesen sein mochte – sich für eine Sicherheit im Auftreten anzueignen vermochten.

»Sie wünschen?«

Der Bürgermeister nahm seine Brille ab, setzte sich im Stuhl zurecht, schlug das eine Bein über das andere und gab mit einer Handbewegung zu verstehen, daß es seine Pflicht als Bürgermeister sei, alle Leute der Stadt, ohne Ansehen der Person, anzuhören.

Svend ging geradeswegs auf die Sache los. Er hatte sich genau überlegt, was er sagen wollte und faßte sich kurz.

Er käme, um den Bürgermeister zu bitten, Vorsitzender in einem Komitee zu werden, das aus dem Schiffsbauer Christensen, aus drei der angesehensten Sandörrer Fischer und aus ihm selbst bestehe. Ein Komitee, dessen Aufgabe es sei, zur Förderung von Fischereiangelegenheiten zu wirken.

Der Bürgermeister ließ vor Überraschung die Unterlippe hängen. Er beugte sich vor, um besser hören zu können.

Dies war eine große Überraschung. Sein alter Gegner, der Matador Christensen, hatte nach *ihm* geschickt!

Svend gab ihm nicht viel Zeit zum Grübeln. Er schilderte in großen Zügen, um was es sich handelte. Man meinte, daß man hier in Aaberg als in der am meisten interessierten Hafenstadt den Anfang machen und die ersten Geldbeträge zeichnen lassen wollte. Man hatte sich die Sache nämlich als ein Aktienunternehmen gedacht.

Dem Bürgermeister imponierte die Sache gegen seinen Willen.

Es war ein schöner Plan. Er erkannte, daß etwas Bedeutendes für die Stadt daraus werden konnte und verstand sofort, daß Christensen die Schiffe bauen sollte.

Es würde durch die Zeitungen des ganzen Landes gehen. Nichts weniger als eine nationale Sache.

Aber es war ja ganz unmöglich, daß – –

So eine Sache mußte von oben ausgehen. Man mußte zur Hauptstadt reisen und mit dem Ministerium konferieren. Bis es so weit war aber – –

»Das ist ja ein sehr hübscher Gedanke, den Sie mir da entwickelt haben,« sagte er schließlich, »ich will auch nicht behaupten, daß ich ihn an und für sich für undurchführbar halte. Aber Sie übersehen, mein Lieber, daß diese Sache von oben ausgehen muß, ebenso wie es ganz unmöglich ist, die Subvention – ich meine die Stütze des Staates zu entbehren.«

»Es ist auch die Absicht des Komitees, die Hilfe der Regierung in Anspruch zu nehmen. Die Initiative aber muß doch von außen kommen – ich meine von den interessierten Parteien selbst.«

»Die Initiative muß von außen kommen –« woher hatte ein ganz gewöhnlicher Provinzhotelwirt solche Worte?

Der Bürgermeister wurde gereizt. Das war der Geist der neuen Zeit. Es endigte noch damit, daß alle Beamten ganz überflüssig würden, wenn ein paar gewöhnliche Bürger und drei einfache Fischer derartige Sachen hinter ihrem Rücken ins Leben riefen. Es war gewiß das Beste, abzuwinken.

»Ich erkenne den guten Willen, der dem Plan der Herren zugrunde liegt, gern an, aber ich will Ihnen

nicht verbergen, Herr – Herr Byge –, daß zwischen den Sachverständigen im – eh – Ministerium kaum Stimmung sein wird, sich dieser Sache auf diesem Wege anzuschließen!«

»O doch,« meinte Svend und lächelte, »ich glaube, Sie unterschätzen die Herren.«

Der Bürgermeister warf ihm einen konsternierten Blick zu.

»Sie – Sie glauben? –«

»Ich kenne die Herren ein wenig und –«

»Hier handelt es sich nicht um die Abgeordneten!« platzte der Bürgermeister heraus. Es würde ihn nicht wundern, wenn diese Leute sich bereits einige Volksvertreter gesichert hätten.

»Nein,« sagte Svend ruhig, »ich meine das Departement für Fischerei und Hafenanangelegenheiten.«

»Sie kennen die Herren im –?«

Der Bürgermeister starrte ihn mit runden Augen an. War es Frechheit oder –?

»Ich habe selbst dort gearbeitet.«

»Sie –?«

»Ich habe vor acht Jahren meinen Abschied als Assessor genommen.«

Der Bürgermeister hatte sich unwillkürlich erhoben.

»Sie? – Assessor –? Ja, haben Sie denn –?«

»Ja, ich habe Jura studiert.« Svend unterdrückte ein Lächeln.

Der Bürgermeister war zuerst sprachlos. Dann zog er seine Weste herunter, strich sich seinen grauen Schnurrbart und nestelte an seinem Kragen. Er betrachtete Svend mit ganz anderen Augen und verstand plötzlich, daß er einen akademisch gebildeten Mann, einen Mann aus seiner eigenen Klasse vor sich hatte. Hier mußte er schleunigst einen Fehltritt gutmachen.

Der Bürgermeister streckte ihm die Hand entgegen und lächelte kollegial, fast vertraulich.

»Es freut mich sehr, Herr Byge, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.«

Dann ging ihm ein neues Licht auf. Er behielt Svends Hand in der seinen und sah zu der Wand hinüber, wo die alten verdienstvollen Politiker hinter Glas und Rahmen hingen und mit ernstesten Mienen auf die Nachkommen herabsahen.

»Byge« – Sind Sie vielleicht –?«

Der Bürgermeister zeigte auf, die bekannten Züge des Konferenzrates.

Jetzt mußte Svend offen heraus lachen:

»Ja, Herr Bürgermeister, Kasper Byge war mein Onkel.«

Der Bürgermeister sah einen Augenblick feierlich aus. Dann drückte er Svend wieder die Hand.

»Aber so setzen Sie sich doch, mein lieber Herr Byge! Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten? – So, Sie rauchen nicht vor Mittag – Sehr vernünftig! – Was ich sagen

wollte, ich kann nicht vergessen, daß Sie solange uns allen gegenüber Ihr Inkognito gewahrt haben.«

Der Bürgermeister überlegte einen Augenblick, ob er ihn seiner Frau vorstellen sollte. Aber er gab den Gedanken doch wieder auf. Dann erinnerte er sich der bedauernswerten Angelegenheit mit der Volksschule.

»Erlauben Sie mir eine Frage rein privater Natur. Eine Sache ist mir vollständig unerklärlich, jetzt, wo ich weiß, wer Sie sind. Warum haben Sie eigentlich Ihre Knaben in die Volksschule geschickt? Der Umgang dort muß sie ja herabziehen – selbst mit dem besten häuslichen Beispiel vor Augen,« beeilte der Bürgermeister sich hinzuzufügen, da ihm im selben Augenblick die Gerüchte, die über das Privatleben des Hotelbesitzers im Umlauf waren, einfielen.

»Solange meine Knaben die einzigen aus den sogenannten besseren Klassen sind,« sagte Svend, »werden die anderen, die Arbeiterkinder, natürlich den Ton angeben. Aber sowohl Herr Christensen wie mehrere andere sind ja bereits meinem Beispiel gefolgt. Und Sie werden sicher einräumen, Herr Bürgermeister: wenn alle es täten, so würden schließlich *unsere* Kinder den Ton angeben und die anderen mit nach oben ziehen.«

Der Bürgermeister dachte nach. Von der Seite hatte er die Sache noch nicht betrachtet, möglich, daß Herr Byge recht hatte.

»Übrigens hat es noch einen anderen Grund. Ich wollte meine Knaben abhärten und sie daran gewöhnen, von Kind auf mit einfachen Leuten wie Kameraden zu verkehren.«

»Abhärten!« Der Bürgermeister verweilte nachdenklich bei dem Wort, »sehr anerkennenswert. Aber dazu haben wir ja Sport und dergleichen – Ihre Knaben sollen doch keine Handwerker werden –«

»Nein, aber sie wollen in die Fischereilehre.«

Der Bürgermeister schnappte nach Luft.

In die Fischereilehre! hatte er richtig gehört?

»Ach so – in die Fischereilehre?« wiederholte er unsicher.

Svend wurde eifrig. Das Erstaunen des Bürgermeisters wirkte auf ihn wie ein Angriff von derjenigen Schicht der sozialen Gesellschaft, der er selbst durch Geburt angehörte. Er entwickelte jetzt auch den Teil seines Planes, den er bis jetzt verschwiegen hatte: Daß es darauf ankäme, die Fischerei als Erwerb mit der Landwirtschaft, dem Handel und dem Handwerk gleich zu stellen.«

»Wir müssen nicht nur Geld, sondern auch junge Leute haben,« schloß er, »wenn die Fischerei ein wirklicher neuer Erwerb, eine neue Einnahmequelle für das Land werden soll.«

Der Bürgermeister war unter demselben Geist des Idealismus aufgewachsen, von dem auch Svend seinerzeit getragen worden war und der tief in dem

dänischen Gemüt wurzelte. Als darum die persönlichen Schwierigkeiten und Standesvorurteile überwunden waren, so daß der rechtschaffene Wille des Gemütes sich frei zu rühren vermochte, war er gleich für die Sache gewonnen. Um nichts zu übereilen, bat er sich einige Tage Bedenkzeit aus. Svend aber merkte, daß dies nur ein Opfer sei, das er seiner Bürgermeisterwürde brachte. Er würde sicher Vorsitzender des Komitees werden. Jetzt galt es nur dafür zu sorgen, daß er sich auf keine andere Weise betätigte als – das Unternehmen durch seinen Namen zu schmücken, die notwendigen Reden zu halten und zu unterschreiben.

83. KAPITEL

Der Bürgermeister besprach die Sache mit seiner Frau, die ganz beschämt war bei dem Gedanken, wie gründlich man sich in Herrn Byge geirrt hatte.

Man hatte einen akademisch gebildeten Mann aus guter alter Familie boykottiert, der noch dazu – das wurde bald herausgefunden, als man erst wußte, wo er hingehörte – der Schwiegersohn des angesehenen Departementschefs Kruse gewesen war. Einen Mann, der erhabene patriotische Gefühle und ideale Grundsätze über die Forderungen nährte, die an die Erziehung der heranwachsenden Generation gestellt werden mußten.

Der Bürgermeister vertraute sich dem alten Stiftsphysikus an, der sich köstlich über die Geschichte amüsierte. Er war seit langem pensioniert und konnte es sich leisten, die Rolle eines Zuschauers zu spielen.

Sowohl er wie der Amtsvorsteher waren sich darin einig, daß man diesem Mann, der ohne kleinlichen Groll zum Bürgermeister gekommen war, um ihm dieses Ehrenamt anzubieten, eine Rehabilitierung schuldig sei.

Der Bürgermeister sprach mit dem Apotheker, den er am nächsten Morgen auf dem Marktplatz traf, in den lebendsten Ausdrücken von der Errungenschaft, die Herr Byge mit seinem seltenen Bürgersinn für die Stadt sei.

Als der Apotheker kurz darauf Svend begegnete, nahm er den Hut tief vor ihm ab.

Es war ein vollständiger Umschwung in weniger als zwei Tagen.

Der Bürgermeister kam offiziell ins Hotel, um Svends Besuch feierlich zu erwidern.

Er dankte in zierlichen Redewendungen für das Zutrauen, das Byge ihm gezeigt habe. Er habe sich die Sache überlegt und willige mit Vergnügen ein, Vorsitzender des Komitees zu werden. Im Anschluß daran wolle er den Vorschlag machen, daß das Komitee seine Wirksamkeit damit eröffne, eine öffentliche Versammlung zu veranstalten, damit Herr Byge seine Ideen den

Bürgern entwickeln und sie für einen allgemeinen Anschluß erwärmen könne.

Von da ging der Bürgermeister behend zu dem kitzligen Punkt über, zu der Entschuldigung, die er im Namen des Vereins von 1888 machen sollte.

»Diese öffentliche Versammlung, mein lieber Herr Byge, möchten wir hier im Hotel abhalten, und ich habe den Auftrag, Sie im Namen des Vereins – der aufs tiefste bedauert, sich durch grundlose Gerüchte zu einer äußerst ungeschickten Demonstration haben verleiten lassen – zu bitten, ob Sie und Ihre Frau uns die Ehre antun wollen, sich als Mitglieder des Vereins zu zeichnen. Dem Verein wird es ein Vergnügen sein, durch vollzähliges Erscheinen der von Ihnen angeregten Sache seinen wärmsten Beifall zu erkennen zu geben.«

Svend dankte lächelnd.

Nachdem die offizielle Seite der Sache glücklich überstanden war, teilte der Bürgermeister ihm mit, daß er auch über die Angelegenheit mit der Volksschule nachgedacht habe.

Es sei nämlich eine Schwierigkeit dabei, die Herr Byge übersehen habe, und zwar die Rücksicht auf die beiden Privatschulen, auf deren Rektoren und Lehrpersonal. Es seien brave, tüchtige Leute, die man nicht so ohne weiteres brotlos machen könne. Aber nun habe

er eine Lösung gefunden, die jedoch vorläufig unter ihnen bleiben müsse. Er wolle in einer der ersten Stadtratssitzungen vorschlagen, daß die Stadt diese Schulen übernehmen, sie vereinigen und zu einer Fortbildungsschule machen solle, bei der jedes Volksschulkind ganz ohne Standesunterschied angemeldet werden könne, wenn die nötige Begabung vorhanden sei.

Bevor der Bürgermeister ging, äußerte er den Wunsch, der Frau des Hauses vorgestellt zu werden. Lisbeth kam herein und wurde mit ausgesuchter Höflichkeit fünf Minuten lang konversiert. Der Bürgermeister schloß damit, daß er hoffe, Svend und Lisbeth bald als Gäste in seinem Haus zu sehen, worauf er das Hotel verließ, mit sich selbst zufrieden und in dem sicheren Gefühl, daß er wie gewöhnlich Herr der Situation geblieben sei.

Die öffentliche Versammlung wurde durch die drei Zeitungen der Stadt und durch Plakate an allen Straßenecken bekanntgegeben.

Als der Tag kam, war der große Saal des Hotels, gleich nachdem die Türen geöffnet waren, bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Mitglieder des Vereins von 1888 waren versprochenermaßen vollzählig erschienen.

Svend hielt seinen Vortrag, ruhig, kurz und klar. Er gab ihnen nicht mehr, als sie vorläufig zu wissen brauchten – sagte, daß Aaberg ein Beispiel geben und

dem ganzen Lande vorangehen sollte, appellierte an die Opferwilligkeit, indem er gleichzeitig hervorhob, daß es mit der Zeit eine ausgezeichnete Geldanlage werden würde. Dafür bürgten so ausgezeichnete Namen wie der Bürgermeister und der Schiffsbauer Christensen. »Aaberg, das dem ganzen Lande vorangehen sollte«, zündete gewaltig. Besonders der Verein empfand es als Ehrenpflicht zu applaudieren.

Als Svend die Rednertribüne verließ, drückte der Bürgermeister ihm feierlich die Hand. Darauf bestieg er selbst den Rednerstuhl und hielt eine seiner fein ausgearbeiteten und eleganten Reden, in denen er wirklich Meister war. Das hatte selbst Christensen, der für gewöhnlich sein Gegner war, mehrmals einräumen müssen. Er endigte mit einem Hoch auf Svend Byge!

Es wurde so laut gerufen, daß die Fensterscheiben klirrten. Wer am schlimmsten über Svend und Lisbeth geklatscht hatte, rief am lautesten. Der Apotheker hörte nicht auf, seinen Hut zu schwingen, bevor er sicher war, daß sowohl der Hotelbesitzer wie seine Frau seine Anerkennung bemerkt hatten.

Hinterher war ein gemeinsames Mittagessen.

Beim Dessert stand Christensen auf und zeichnete Aktien für zehntausend Kronen und imponierte dem Bürgermeister, indem er ihm als Vorsitzendem den Betrag in einem Scheck überreichte.

Aber nicht genug damit. Er wartete, bis die Aufregung sich gelegt hatte. Dann spielte er noch einen Trumpf aus.

»Außerdem verspreche ich, daß mein Sohn, Knud Grönvold-Christensen, in die Fischereilehre kommen soll! – Denn wie Byge sagt: ›Wir brauchen nicht nur Geld, sondern auch junge Leute!«

Die Stimmung war auf ihrem Höhepunkt. »Geld und junge Leute«, das war gut. Das ging wie ein Refrain von Mund zu Mund.

Als Svend schließlich aufstand und 5000 Kronen und zwei Jungen versprach, wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Keiner wollte zurückstehen. Und mehr als ein ehrsamer Bürger kratzte sich am nächsten Tage bedenklich den Kopf, weil er fürchtete, daß er bei Becherklang nicht nur all sein Erspartes, sondern auch seinen einzigen Jungen versprochen hatte, der einst sein Geschäft übernehmen sollte, wie er selbst es von den Vätern erbt hatte.

Tags darauf stand in der größten Zeitung der Stadt an hervorragender Stelle ein Artikel mit der Überschrift: »Wahrer Patriotismus«, in der die neue Sache, die die Stadt eingeleitet, und der Plan, den das Komitee vorläufig seinen Arbeiten zugrunde gelegt hatte, geschildert wurden. Der Artikel erinnerte auffallend an

die Rede des Bürgermeisters, und Eingeweihte behaupteten, daß er von ihm sei.

84. KAPITEL

Zeitig im Frühjahr begann Svend seine große Agitationsreise, während Lisbeth zu Hause blieb und das Hotel leitete.

Er fing in Sandöre an, wo er von alt und jung gekannt und geliebt war. Von dort zog er die Küste hinauf, von Fischerdorf zu Fischerdorf.

Nachdem das erledigt war, ging er landeinwärts, reiste von Städtchen zu Städtchen und rief die Leute zu öffentlichen Versammlungen zusammen, damit sie hören sollten, was er ihnen zu sagen hatte.

Der Artikel des Bürgermeisters »Wahrer Patriotismus« war in den Provinzzeitungen nachgedruckt worden und schließlich in den Zeitungen der Hauptstadt. Die Sache war auf diese Weise Svend vorausgeeilt und hatte die Gemüter dafür empfänglich gemacht.

Svend hielt überall denselben Vortrag. Er begann theoretisch und historisch und endigte praktisch und modern. Er forderte jede Stadt, jedes Kirchspiel auf, ein örtliches Komitee zu bilden, bei dem die Leute der Gegend Beiträge zeichnen konnten. Er verwies die Zweifelnden, die nicht wußten, wo sie ihr Geld und ihre Knaben anbringen sollten zu einer Zeit, da alle Geldanlagen unsicher und alle Ernährungswege überfüllt waren – auf diesen neuen Erwerb, der all die jungen

Kräfte gebrauchen konnte, die früher auswanderten, ja noch viel mehr, und auf diese Weise würden ihre Kräfte und ihre Erwerbsfähigkeiten dem Lande erhalten bleiben. Er bat sie, ihre Knaben einzuschreiben, solange sie noch klein waren, damit sie zeitig abgehärtet und der Tätigkeit, die sie erwartete, angepaßt werden könnten.

»Die beste Wehr für unser Land,« schloß er, »ist ein kräftiges Geschlecht. Was wir für Dänemark tun wollen, das müssen wir durch unsere Kinder tun. Unsere Kinder aber werden das, was wir und unsere Institutionen aus ihnen machen.«

Als Svend im Herbst zurückkam, war das ganze Land auf sein neues Unternehmen aufmerksam gemacht worden. Die seinen Vortrag nicht gehört hatten, hatten die Referate in den Zeitungen gelesen.

Auf Svends Aufforderung hatten die vielen kleinen Komitees in Gemeinschaft größere gewählt, eins für jeden Amtsbezirk.

Anfang September traten Ausgesandte aller Komitees zu einer Reichsversammlung in Aaberg zusammen, wobei der Bürgermeister den größten Tag seines Lebens hatte, indem er einer Versammlung angesehener Leute aus allen Gegenden des Landes präsiidierte.

Die Delegierten wählten aus ihrer eigenen Mitte ein Reichskomitee von fünfzehn Mann. Und als dieses seine erste konstituierende Versammlung abhielt, erwählten sie einstimmig Svend zum Vorsitzenden.

Zum erstenmal seit die Glocken das neue Jahrhundert einläuteten, war Svend wieder in Kopenhagen.

Er hatte den Auftrag bekommen, Prinz Adolph, dessen Interesse für das Fischereiwesen allgemein bekannt war, als Protektor für das Komitee zu gewinnen.

Jetzt stand er im Palais und bat um eine Audienz. Während der Lakai den jourhabenden Offizier holte – es ging jetzt steifer zu, nachdem der Prinz sich mit einer österreichischen Prinzessin verheiratet hatte –, dachte Svend daran, wie anders sein Leben sich gefügt hatte, seit er zum erstenmal mit dem Prinzen zusammengetroffen war.

»Guten Tag!«

Es war Flindts kugelrunder Kopf mit dem schneidigen Schnurrbart. Das Haar an seinen Schläfen war etwas ergraut, die launigen Fältchen um die Augen waren zahlreicher geworden; sonst war er ganz der alte geblieben.

Er hielt Svends Karte in der Hand und versuchte sich zu orientieren; als Svend ihm aber lächelnd die Hand entgegenstreckte, erkannte er ihn.

»Sie sind es wirklich? Es ist lange her, seit wir uns gesehen haben.«

»Aber Sie haben mich doch wiedererkannt, Herr Lieutenant.«

»Hauptmann, wenn ich bitten darf!«

Er war außerordentlich liebenswürdig, klopfte Svend die Schulter, lächelte und sprach, wagte aber Vergangenes nicht zu berühren. Er wußte ja noch, wie Svend plötzlich nach der großen Enttäuschung wegen der Erbschaft aus seinem Kreise verschwand.

Als er Svends Auftrag hörte, wurden seine Augen rund vor Erstaunen.

»Was sagen Sie da? Sie sind das mit der Fischereiangelegenheit?«

Er drückte ihm in aufrichtiger Freude die Hand.

»Dann sind Sie ja ein berühmter Mann geworden! Natürlich kenne ich die Angelegenheit, und ich will Ihnen sagen, daß der Prinz – oh, das wird Seine Durchlaucht freuen! Darauf können Sie sich verlassen! – Entschuldigen Sie mich einen Augenblick!«

Der Hauptmann eilte hinaus, daß seine Sporen klirrten. Svend konnte die Stimme des Prinzen unterscheiden. Dann kam Flindt wieder herein, ließ die Tür halb hinter sich offen stehen und verbeugte sich lächelnd: »Bitte!«

Der Prinz kam Svend mit ausgestreckter Hand entgegen.

Auch ihn hatten die Jahre gezeichnet. Der Schleier vor den Augen war dichter geworden, und der Kopf saß loser auf dem schlanken Hals als ehemals.

»Guten Tag, guten Tag, mein lieber Byge! Ich gratuliere zu Ihrem großen Unternehmen! Ich habe dasselbe mit allergrößtem Interesse verfolgt, habe auch Ihren

Namen in der Zeitung gelesen, ahnte aber nicht, daß es derselbe Byge sei, den ich einst so gut kannte. – Hm! – Man sagte mir, daß Sie sich im Auslande aufhielten.«

»Dort bin ich auch fünf Jahre gewesen, Durchlaucht!«

Svend fühlte eine kribbelnde Lust, ihm zu erzählen, wo und was er gewesen war. Es hätte ihn belustigt, zu sehen, wie der Prinz es mit Anstand hinnehmen würde. Aber er beherrschte sich. Der Prinz fuhr fort:

»Eigentlich hätte ich mir ja denken können, daß Sie es seien. Ich erinnere mich Ihres warmen Interesses für – eh – auf eine Weise bin ich es ja, der Sie über die Taufe gehalten hat, nicht wahr? Ich und Juhl, Bureauchef Juhl. – Ach ja, die alten Zeiten, als wir uns mit der voluminösen Fischereivorlage beschäftigten!« Der Prinz strich sich mit seiner flachen, weißen Hand über die Stirn.

»Aber setzen Sie sich doch, setzen Sie sich doch, mein lieber Byge!«

»Durchlaucht, ich komme zu Ihnen im Auftrage des Reichskomitees, dessen Vorsitzender ich bin. Ich möchte Sie bitten, uns die Ehre zu erweisen, das Protektorat zu übernehmen.«

»Ah – das Protektorat! – Ich soll der Protektor des Unternehmens sein!«

Die plötzliche Müdigkeit, deren Svend sich so gut erinnerte, legte sich über das Gesicht des Prinzen.

»Man meint, daß es die Sache stützen wird, teils dem großen Publikum, teils der Regierung gegenüber.«

»Sehr ehrenvoll! – Wollen Sie dem Komitee meinen Gruß und Dank übermitteln!« fügte er entschlossen hinzu. »Wie gesagt, ich interessiere mich lebhaft für das hübsche Unternehmen und bin gern bereit auf die – eh – gewünschte Weise zu tun, was in meiner Macht steht.«

Als die Feierlichkeit hiermit überstanden war, sagte der Prinz auf seine alte natürliche Art:

»Na, und jetzt wollen wir also die Stütze der Regierung suchen!« Es legte sich ein kleines Lächeln um seine Mundwinkel.

»Ich denke, es wird nicht schwierig sein, sie zu erlangen; wir sind jetzt ja so demokratisch geworden.«

»Ja!« sagte Svend und lächelte verständnisvoll.

»Kammerherren gibt's nicht mehr im Ministerium,« fuhr der Prinz heiter fort und strich sich übers Gesicht. »Ach ja, ja, erinnern Sie sich unseres alten Freundes Tithoff? Er genießt jetzt eine wohlverdiente Ruhe auf seinem Landgut und züchtet Truthähne. Und *darin* soll er eine hervorragende Autorität sein.«

Svend konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, der Prinz aber bewahrte seinen Ernst.

»Sehr verdienstvoll,« sagte er, »aber dann ist da ja Welten – wie? – haben Sie an den nicht gedacht?«

»Ich glaubte nicht, daß Geheimrat Welten *nach* dem Systemwechsel – –«

»Bewahre, lieber Byge – Geheimrat Welten ist der Mann, der er immer gewesen ist, er ist eine Institution.«

»Durchlaucht meinen vielleicht, daß es klug wäre, die ökonomische Seite der Sache in seine Hand zu legen?«

»Ja, Sie sollten versuchen, die vereinigten Privatbanken zu gewinnen.«

»Als Protektor haben also Durchlaucht nichts dagegen, daß ich mich an Welten wende?«

Der Prinz sah schalkhaft zu ihm auf. Svend verstand, woran er dachte. Der Prinz kannte ja die ganze alte Geschichte, die Svend seinerzeit den Hals gebrochen hatte.

Svend erwiderte das Lächeln und sagte:

»Ich habe ja die Ehre, Geheimrat Welten von früher zu kennen.«

»Ah – ja so!« Sie lachten alle beide. Der Prinz erhob sich, drückte ihm die Hand zum Abschied und sagte:

»Sie dürfen gern verraten, daß ich das Protektorat übernommen habe.«

85. KAPITEL

Als Svend in Weltens halbdunklem, unfreundlichem Wartezimmer stand, mußte er so lebhaft an die furchtbare Wartezeit denken, die er hier an dem kritischsten

Tag seines Lebens verbracht hatte, daß sein altes Herzklopfen, von dem die Jahre ihn geheilt hatten, plötzlich zurückkehrte.

Er ärgerte sich über sich selbst, nahm sich zusammen und dachte an Weltens Abschiedsworte von damals: Wenn Sie festen Grund unter den Füßen bekommen und das Leben kennen gelernt haben, wird es mir angenehm sein, Sie wiederzusehen – auch als Gegner.

Jetzt sollte es sich zeigen. –

Svend gab seine Karte ab.

Es dauerte nur einen Augenblick, dann kehrte der lautlose, immer flüsternde Diener zurück und öffnete ihm die Tür.

Dort hinten unter dem hohen Fenster saß Geheimrat Welten über seine Papiere gebeugt und schrieb. Es war so genau dasselbe Bild, das sich damals in Svends Bewußtsein eingebrannt hatte, daß er sein Herz abermals unruhig klopfen fühlte. Dann faßte er sich schnell und ging mit raschen Schritten auf den Schreibtisch zu, ohne darauf zu warten, daß Welten die Feder aus der Hand legen und ihn bitten würde näherzutreten.

Auf dem Wege dorthin sah er, daß der Geheimrat kleiner, vertrockneter, gleichsam eingeschrumpfter geworden war. Das Haar war über dem platten Nacken dünner und farbloser geworden. Welten blickte über die Lorgnette auf. Es war ein strenger Blick in den Metallaugen, als ob er sagen wolle: »Wer sind Sie, der Sie

näher zu kommen wagen, bevor ich das Zeichen gegeben habe?« Svends Karte hatte nicht verraten, in welcher Angelegenheit er kam.

»Ich sehe, Herr Geheimrat, Sie erkennen mich nicht!« sagte er und nahm ohne weiteres auf dem Stuhl Platz, auf dem er schon einmal gesessen hatte.

Weltens Blick umspannte ihn, wie er es damals getan hatte. Dann schienen plötzlich seine Pupillen größer zu werden. Er legte die Feder aus der Hand und richtete sich höher auf.

»Byge!« sagte er und betrachtete die Karte, »Sie waren Kruses Schwiegersohn und Assessor in Tithoffs Ministerium?«

Es war dieselbe trockene Stimme. Kein Zug in den eingefrorenen Runzeln verriet, daß das Wiedersehen einen Eindruck auf den mächtigen Mann gemacht hatte.

Svend aber ließ sich nicht mehr verblüffen. Jetzt war er es, der die Karten in der Hand hielt.

»Darf ich fragen, Herr Geheimrat, ob Sie von dem Verein zur Förderung der dänischen Hochseefischerei gehört haben?«

Welten nickte.

»Ich bin es, der diese Sache gestartet hat, ich bin Vorsitzender des in Aaberg gebildeten Reichskomitees.«

»Sind Sie der Byge, der Agitationsreisen durch das ganze Land gemacht hat?« fragte Welten scharf und beugte sich vor.

»Derselbe!«

Es blitzte in den Metallaugen auf. Dann reichte Welten ihm über den Schreibtisch die Hand und sagte:

»Ich bin erfreut Sie wiederzusehen!«

»Besten Dank! – Es sind bis heute zwei Millionen im ganzen Lande gezeichnet worden.«

»Das weiß ich.«

»Das Komitee hat nun die Absicht, mit den vereinigten Privatbanken in Verbindung zu treten.«

»Unter welchen Bedingungen?«

»Wir übertragen dem Banksyndikat die finanziellen Geschäfte des Unternehmens gegen die Verpflichtung, den gleichen Betrag zu zeichnen – also zwei Millionen Kronen.«

Welten sah einen Augenblick zum Fenster hin, als wolle er sehen, ob es von dort her zöge. Dann erhob er sich, ging langsam durchs Zimmer, nahm eine Zigarrenkiste aus einem Schrank an der Wand und kam damit ganz langsam auf Svend zu.

»Wollen Sie rauchen, Herr Byge?«

»Ich danke, Herr Geheimrat – ich rauche nie vor Tisch.«

»Das ist sehr vernünftig. Mein Arzt sagt immer – –«
Wie Svend hier saß und den allmächtigen Mann durchschaute, der von gleichgültigen Dingen sprach, um Zeit zu gewinnen, da war ihm, als läse er in alten Briefen und fühlte, wie er seit damals gewachsen war.

Welten sollte nicht billig davonkommen. Es war eine Kraftprobe, die Svend vorhatte – ein letztes Examen, das er machen wollte.

»Entschuldigen Sie, Herr Geheimrat, meine Zeit ist knapp. Ich würde auf Ihre sofortige Entscheidung Wert legen.«

Welten richtete sich auf, als habe Svend ihn berührt. Seine Metallaugen umspannten ihn von neuem; aber Svend gab ihm seinen Blick ruhig zurück.

Da verstand Welten plötzlich, daß Svend sich mit ihm messen wollte. Der Schatten eines Lächelns trat auf seine schmalen Lippen.

»Zwei Millionen können Sie nicht bekommen. Ich werde dem Aufsichtsrat vorschlagen, eine Million zu Ihrer Disposition zu stellen; doch geschieht dies unter der Voraussetzung, daß der Staat eine entsprechende Unterstützung gewährt. Sind Sie schon bei der Regierung gewesen?«

»Noch nicht!« sagte Svend und erhob sich, »Prinz Adolph aber hat heute eingewilligt, das Protektorat zu übernehmen, darum nehme ich an – – ja, dann bedauere ich, Herr Geheimrat!«

Svend erinnerte sich so lebhaft seiner ersten Unterredung mit Welten, Wort für Wort stand sie vor ihm, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte. »Guten Morgen!« sagte er, und merkte selbst, daß es ebenso trocken und kalt klang wie damals, als Welten ihn mit denselben Worten verabschiedet hatte.

Welten hatte sich auch erhoben. Jetzt erst durchschaute er die Situation vollkommen. Er hatte diesen Mann unterschätzt, der sich den Prinzen gesichert hatte, bevor er zu ihm gekommen war. Er saß hier vielleicht nur, weil er dazu delegiert war, erinnerte sich der alten Geschichte mit Kruses Papieren und war im Herzen froh darüber, daß er ihn, Geheimrat Welten, umgehen konnte.

Die Zeiten waren andere geworden; seit dem Systemwechsel hatte er mit ganz neuen Leuten zu tun. Hier war eine Chance für ihn.

Entschlossen und schnell machte er eine Schwenkung.

»Es freut mich, Herr Byge,« sagte er mit väterlicher Liebenswürdigkeit, »zu sehen, welch vortrefflicher Geschäftsmann Sie geworden sind. Ich schätze schnelle Handlungen; aber wird dem Komitee auch mit einer so eiligen Erledigung, wo es um Millionen geht, gedient sein?«

»Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, Herr Geheimrat, daß es noch nicht endgültig beschlossen ist, ob wir überhaupt fremde Bankhilfe in Anspruch nehmen oder es vorziehen wollen, unser eigener Bankier zu sein. Das hängt natürlich davon ab, welche Angebote wir erhalten. Wir haben ja erstklassige Kräfte, darunter auch bankkundige Leute im Komitee selbst. Meine Anfrage ist darum so aufzufassen, daß wir es den Privatbanken anheimstellen, uns ein annehmbares

Angebot zu machen, zu dem wir später Stellung nehmen werden.«

Der Geheimrat antwortete nicht gleich. Er ging durchs Zimmer, um zu untersuchen, ob das Fenster auch wirklich ganz geschlossen sei. Dann rückte er an einem Haufen Akten, der etwas schief lag, legte ein Papiermesser von einer Stelle auf die andere und kam dann ganz langsam auf Svend zu.

»Sind Sie denn auch sicher, daß Sie so leichtes Spiel mit der Regierung haben werden,« fragte er, »wieviel wollen Sie von derselben haben?«

Svend zögerte. »Soweit ich mich erinnere – also mit Vorbehalt – eine halbe Million!«

Welten wandte sich erstaunt zu ihm um.

»Das ist zu wenig!« sagte er entschieden.

Dann ging er wieder durchs Zimmer, suchte sich eine Zigarre aus, schnitt sorgfältig die Spitze ab, zündete sie langsam an, sehr langsam, und kam wieder zurück.

»Ich will Ihnen einen Vorschlag machen!« sagte er und verfolgte aufmerksam den blauen Rauchstreifen, »Sie wollen zwei Millionen von uns haben und eine halbe Million vom Staat. Wenn Sie die Verhandlungen mit der Regierung den vereinigten Privatbanken überlassen wollen, so werden wir es übernehmen, Ihnen anderthalb Millionen vom Staat zu verschaffen, und selbst den gleichen Betrag zeichnen. Auf diese Weise erhalten Sie eine halbe Million mehr als Sie gerechnet haben.«

Svend war von dem Komitee bevollmächtigt worden, nach eigenem Gutdünken in der Hauptstadt zu wirken. Er war sich sofort klar darüber, daß er dieses Angebot annehmen müsse; denn es war ersichtlich, daß der Geheimrat weit gegangen war.

Es stieg eine unfreiwillige Heiterkeit in ihm auf, als er daran dachte, wie ihm vor acht Jahren eine außereitsmäßige Referendarstellung von diesem Mann angeboten war, dem er jetzt eine Chance bot, die sich um Millionen drehte.

Er dachte daran, welche reiche Erfahrung der Geheimrat besaß, wenn es galt, mit der Staatskasse zu verhandeln. Welten selbst hatte es sicher nicht vergessen, welche geheime Kenntnis sein ehemaliger Gegner von der Methode hatte, die sich einst so fruchtbringend für das Interesse der Bank erwiesen hatte.

Als Svend schließlich antwortete, begleitete er seine Worte mit einem Lächeln, das eine besondere Bedeutung in seine harmlosen Worte legte:

»Gut, Herr Geheimrat, ich akzeptiere. Eigentlich sind ja Staatsanleihen Ihre Spezialität, aber ich nehme an, daß Sie auch eine Subvention wie die fragliche ordnen können.«

Welten nahm die Bemerkung ohne ein Zucken entgegen.

»Wir wollen es hoffen!« sagte er und begleitete Svend zur Tür, wo er ihm die Hand drückte und wiederholte: »Es hat mich gefreut, auf Wiedersehen, Herr Byge!«

86. KAPITEL

Als Svend aus der Bank herauskam, schien die Sonne. Die Luft war mild, der Himmel hoch und klar.

Er blieb stehen und freute sich, wie das Leben sich während der acht Jahre, die er fort gewesen war, in Kopenhagen entwickelt hatte. Elektrische Straßenbahnen klingelten und Automobile kreuzten hin und her.

Er ging an dem Ministerium vorbei und blickte zu dem roten Gebäude hinauf, wobei die Erinnerungen auf ihn einstürzten. Und ohne recht zu wissen, was er tat, befand er sich auf dem Schmerzensweg, den er damals nach der Enttäuschung wegen der Erbschaft gegangen war.

Er suchte das Haus des Rechtsanwalts Fratz. Ja, richtig, da stand »Dr. Fratz, Rechtsanwalt« auf dem Porzellan Schild.

Doktor Fratz würde große Augen machen, wenn er plötzlich Besuch von Svend Byge bekäme. Das Geld, das er ihm schuldete, hatte er ihm schon vor langer Zeit aus London geschickt.

Dann lenkte Svend seine Schritte wie unbewußt auf den Stadtwall zu. Er ging längs der Zickzacklinie des Pfades und durchlebte alles in Gedanken noch einmal.

Als er die Brücken, die nach Amager führten, erreichte, blieb er stehen, und blickte die lange, schmutzige Straße hinunter. Die alten Bäume und der tiefe Graben waren noch da; aber es waren neue hohe Mietshäuser gebaut, wo früher altmodische Gartenhäuschen gelegen hatten. Er sah sich nach dem Eckcafé um, wo er Lisbeth an dem Neujahrsabend getroffen hatte; aber es war nicht mehr da.

Dann ging er denselben Weg zurück.

Er blieb an der Ecke stehen, wo der Kanal still und vornehm dalag, an dessen Ufer das Haus stand, wo der Departementschef gewohnt hatte. Als er die hohen Fenster in der zweiten Etage wiedersah, stürmte all das Alte wieder auf ihn ein – bis zu der Nacht, als er allein an Kruses Schreibtisch gesessen und dessen heimliche Papiere durchstöbert hatte.

Er dachte an Ellen. Die Bitterkeit, die er gegen sie empfunden hatte, war schon längst aus seinem Gemüt entschwunden. Es war gekommen, wie es kommen mußte. – Zu ihrem und seinem Besten; dennoch fand er, daß sie als Mutter seiner Knaben mit seinem Leben verbunden blieb, wie sehr sie sich auch voneinander getrennt hatten.

Als Svend in sein Hotel zurückkam, teilte der Portier ihm mit, daß eine Dame nach ihm gefragt habe. Sie hätte ihren Namen nicht sagen wollen, würde aber später am Tage wiederkommen.

Svend zerbrach sich vergeblich den Kopf. Wer von seinen wenigen Bekannten wußte überhaupt, daß er zurzeit in Kopenhagen war?

Er war mitten in einem Brief an Lisbeth, als der Lift-boy nach oben kam und ihm eine Karte gab. Es war Ellens.

»Ich lasse die Dame bitten!« sagte er und sprang auf.

Es dauerte einige Minuten, dann stand sie in der Tür. Ein halb bewegtes, halb verlegenes Lächeln spielte um ihre spitzen Lippen; ihre zarten Wangen waren etwas gerötet, und das güldene Seidengespinnst ihres blonden Haares glänzte unter dem weichen Olivengrün eines prachtvollen Herbsthutes.

Sie zog die Schultern etwas in die Höhe, wie sie dort mit den Händen in dem Muff dastand, während sie ihn, den Vater ihrer Kinder, betrachtete und vergeblich den alten Svend hinter dem neuen zu finden suchte.

»Ellen!« sagte er und ging ihr mit ausgestreckter Hand entgegen.

Da erkannte sie ihn an seinem Lächeln, und damit war das Schlimmste überstanden.

»Svend!« sagte sie und reichte ihm ihre schmale Hand, die er einen Augenblick in der seinen behielt.

Jetzt kam Leben in ihre sanften, blauen Augen und ihre ausdrucksvolle Stimme zwitscherte drauflos. Nicht mehr so verhätschelt wie früher, und ihre Rede erschien ihm nicht mehr so zierlich. Die Augen aber waren noch dieselben.

»Ich traf Flindt gestern auf der Straße, er sagte, daß, daß Sie –«

»Daß du,« verbesserte Svend, indem er ihr Muff und Pelzkragen abnahm.

»Daß du,« lachte sie nervös, »hier in der Stadt seiest. Da dachte ich, daß ich zu dir gehen und dir gratulieren wollte. Er sagte, daß du es seiest, der – aber du bist ja ein ganz berühmter Mann geworden!«

Svend lächelte.

»Das hast du wohl nicht erwartet!«

»Ehrlich gesagt, nein! Aber es freut mich aufrichtig.«

Sie zögerte einen Augenblick und sah zur Seite. Dann fügte sie hinzu, indem ihr Gesicht plötzlich ernst wurde:

»Ich wollte dir sagen, ob wir nicht Freunde sein wollen. Hennings und Jörgens wegen.«

Sie ließ ihm keine Zeit, sie zu unterbrechen.

»Ich bin dir nicht mehr böse, weil du so hart gegen Papa warst. Wenn er gelebt hätte, würde er der erste sein, der sich über dich gefreut hätte.«

Zwei klare Tränen blitzten in ihren Augen, aber sie lächelte sie schnell fort und fügte hinzu:

»Ich höre, daß du die Knaben zur See schicken willst. Das hat Flindt gesagt. Im ersten Augenblick fand ich, daß es furchtbar von dir sei. Aber sowohl Gunnar – das ist mein Mann – und alle, mit denen ich darüber gesprochen habe, sagen, daß es großartig ist. – Wenn sie es nur vertragen können.«

Sie spitzte die Lippen und sah bedenklich vor sich hin.

»Jörgen war solch zartes Kind.«

»Du müßttest ihn jetzt sehen, dann würdest du deine helle Freude an ihm haben. – Ich danke dir, daß du gekommen bist! – Ich habe gerade heute an dich gedacht, als ich an den alten Fenstern am Kanal vorbeiging.«

Er sah fort und fügte ernst hinzu:

»Es ist möglich, daß ich deinen Vater zu hart beurteilt habe, aber ich *konnte* nicht anders handeln. Und war es nicht vielleicht gut für uns beide, daß es so gekommen ist, wie es kam?«

Er betrachtete sie mit dem Lächeln, das sie so gut von früher her kannte.

»Denn du bist doch glücklich mit deinem Kammer-sänger?«

»Ja, das bin ich!« bekräftigte Ellen mit glänzenden Augen.

Dann erklärte sie wie zur Entschuldigung:

»Denn siehst du, er paßt auch besser zu mir als du. Du bist immer so tüchtig und so gewesen – weißt du nicht mehr?«

»Der Kammer-sänger ist doch auch tüchtig,« wandte Svend lächelnd ein.

»Ja, aber anders, auf eine liebenswürdigere Weise.«
Sie lachten beide.

Sie kniff die Augen schelmisch zusammen und sagte:

»Und du – du hast dich wieder verheiratet, wie ich höre. Mit einer Jugendfreundin?«

»Wie gut du unterrichtet bist! Sie heißt Lisbeth.«

Sie wollte ihn etwas fragen, betrachtete ihn mit dem neugierigen Schimmer in ihren Augen, dessen er sich noch so gut erinnerte. Aber sie brachte es nicht über die Lippen.

»Nein, wir haben keine Kinder,« sagte er mit einem Lächeln. Aber glücklich sind wir doch.«

»Und Gunnar und ich haben auch keine,« sagte sie und machte ein ernstes Gesicht.

Sie war etwas rot geworden, während sie das sagte und stand schnell auf.

»Mir kommt eine Idee!« sagte Svend und prüfte dieselbe, während er sie aussprach.

Ellen sah ihn vorsichtig fragend an.

»Komm nächstes Jahr zu uns, wenn wir die erste Schiffstaufe abhalten.«

Sie lächelte vor sich hin, während sie überlegte. Svend begriff, daß sie an Lisbeth dachte.

»Darf ich meinen Kammersänger mitbringen?« fragte sie.

»Unter einer Bedingung: daß er uns etwas vorsingt.«

Sie begann von einem Fuß auf den anderen zu treten. Wie gut er das an ihr kannte! Dann hatte sie etwas auf dem Herzen, was ihr nicht recht über die Lippen wollte.

»Na, was ist denn?« fragte er lächelnd.

»Ich habe Gunnar gesagt, daß er mich hier im Hotel abholen könne. Du hast doch nichts dagegen?«

Svend wurde ernst, aber er faßte sich schnell.

»Es wird mir ein Vergnügen sein,« sagte er.

Und sie gingen zusammen in den Salon hinunter. Dort stand der Kammersänger – jung und schön wie immer – und sagte mit seiner klaren, klangvollen Stimme:

»Es freut mich, unsere alte Bekanntschaft zu erneuern.«

Svend lud sie ein, mit ihm im Hotel zu Mittag zu speisen.

Beim Dessert sprachen er und Ellen vorsichtig von alten Erinnerungen.

»Sag mal,« fragte er, »kannst du mir nicht Falks Adresse geben? Ich möchte ihn gern besuchen und habe ihn vergebens im Adreßbuch gesucht.«

»Weißt du denn nicht? – Falk ist ja tot.«

»Er ist tot?«

Svend blickte betrübt auf die verflossenen Jahre zurück, »ich hätte so gern mancherlei mit ihm besprochen.«

»Er ist in Kairo gestorben. Es ist schon lange her. Die arme Kamma wohnt auf Lindersbo und hat es noch nicht verwunden.« Die Lungen hatten Schaden genommen, wie der Arzt gefürchtet, jetzt im Januar waren es sechs Jahre her. Damals war Svend im »Old Swan«

angestellt und bekam nie eine dänische Zeitung zu Gesicht.

Als Svend einige Tage darauf seinen Koffer packte, bekam er einen Brief von Ellen.

»Lieber Svend,« schrieb sie, »vielen Dank für den behaglichen Abend, den wir neulich mit Dir verbracht haben. Aber je mehr ich an all das Vergangene und all das Neue denke, desto fester wird der Entschluß in mir, daß ich nicht zur Schiffstaupe zu Euch kommen will. Denn da ich unseren Knaben jetzt so entfremdet bin, würde es nur schwer für mich sein und für uns alle drei. Aber ich bitte Dich, mir die Knaben einige Wochen zu schicken, wenn sie Ferien haben. Ich verspreche Dir, daß ich sie nicht sehr verhätscheln will. Diese Freude wirst Du mir machen, nicht wahr? – ich danke Dir!! – – Aber da ist noch etwas anderes, was ich auf dem Herzen habe. Ich möchte auch gern etwas zu der großen Sache, die Du ins Leben gerufen hast und von der alles spricht, beitragen. Aber es soll etwas sein, was verschlagen kann; und wenn Du hörst, was ich vorhabe, so wirst Du auch verstehen, weshalb ich gerade *das* will. Es handelt sich um Wildpark. Ich habe Didrichsen Auftrag gegeben, die ganze Herrlichkeit zu verkaufen. Ich und Gunnar kommen doch niemals dorthin, denn entweder singt er, und dann muß er hier in der Stadt sein, oder wir sind auf Reisen. Und das Geld, das ein- kommt, will ich in Fischereiaktien anlegen. Ich bitte

Dich, dafür zu sorgen, daß dann ausdrücklich bekannt gemacht wird, daß es Departementschefs Kruses Geld ist – das Geld, das Henning und Jörgen einmal von mir erben sollen und was weder Du noch ich verhindern können, wie Didrichsen gesagt hat. Wenn aber Papas Geld auf diese Weise einem *nationalen* Unternehmen zugute kommt, dann hast Du wohl auch nichts dagegen, daß es seinen Namen trägt –

»Jörgen-Kruse-Stiftung« – oder etwas Derartiges. Denn Du warst dennoch zu hart in Deinem Urteil.

Frage die Knaben, ob sie sich ihrer richtigen Mutter erinnern; und ich möchte gern einen großen Geburtstagswunsch wissen, den ihnen sonst niemand erfüllen würde.

Einen freundlichen Gruß von
Ellen.«

Svend antwortete sofort.

»Ich danke Dir, liebe Ellen,« schrieb er, »Du hast mich mehr erfreut, als ich dir zu sagen vermag.

Das Geld nehme ich hiermit im Namen des Komitees entgegen. Es soll den Namen Deines Vaters tragen. Willst Du die Zinsen erheben, wenn welche eingehen, oder sollen sie für die Knaben stehenbleiben?

Ich werde Dir Henning und Jörgen in den Ferien schicken. Ich weiß, daß sie sich ihrer richtigen Mutter sehr gut erinnern. Ich weiß auch, daß jedenfalls Henning einen großen, großen Geburtstagswunsch hat,

den kein anderer ihm erfüllen kann; aber es ist ein Geheimnis und er muß ihn dir lieber selbst anvertrauen.

Einen freundlichen Gruß von
Svend.«

Er blieb lange mit der Hand unterm Kinn sitzen und starrte aus dem Fenster.

Er versuchte sich den Tag vorzustellen, an dem die ersten Schiffe über die Taufe gehalten werden sollten. Die Namen waren bereits gewählt. »Kasper Byge« und »Jörgen Byge« sollten sie heißen, denn das Komitee hatte ihm die Wahl überlassen.

Er sah alles vor sich – die beflaggte Stadt, das städtische Orchester auf dem Kai, die Honoratioren mit dem Bürgermeister an der Spitze, und die kleinen Rekruten, die zum erstenmal aufs Meer hinaus sollten.

Er sah Henning vorn auf dem Deck, mit der Bygeschen Kopfhaltung und die Lippen fest aufeinander gepreßt, um die Tränen herunterzuschlucken, die ihm im Halse saßen.

Da tauchte eine alte Erinnerung in ihm auf.

Er war es selbst in Hennings Alter. Er saß mit baumelnden Beinen auf dem Dünenabhang an diesem selben Meer und bevölkerte es mit großen Schiffen, mit schwellenden Segeln und weißen Galionsfiguren, während er an die Schiffe dachte, die sein Urgroßvater dem Lande geschenkt hatte, als es in Not war.

Der alte Traum war auf diese Weise in Erfüllung gegangen.

— 662 —

»Ich habe meine Schiffe verbrannt,« sagte er vor sich hin, »aber ich habe mir neue gebaut.«